This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

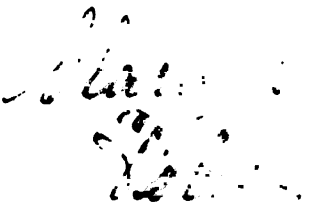
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 964,851



Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Fünfter Band.

Briefe aus Paris.

1832 — 1833.

Zweiter Theil.

Milwaukee, Wis.,
Verlag von E. Luft, P. Bickler & Co.
1858

3 9015 01211 1020

838
B67
1858
v.5

Gift
Mrs. A. E. Schaefer
9-29-54

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Fünfter Band.

Briefe aus Paris.

1832 — 1833.

Zweiter Theil.

3 9015 01211 1020

838
B67
1858
v.5

Gift
Mrs. A. E. Schaefer
9-29-54

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Fünfter Band.

Briefe aus Paris.

1832 — 1833.

Zweiter Theil.

Ein und ſiebenzigſter Brief.

Paris, Donnerstag den 19. Januar 1832.

Laſſen Sie die Leute immerhin ſprechen von meiner Heftigkeit, die nicht nütze, die nur ſchade; das ſind alles Worte ohne Sinn, wären ſie auch noch ſo gut gemeint. Wer nützt? Wer ſchadet? Die See geht hoch, der Wind iſt gut und Gott ſitzt am Steuer. Ich armer Schiffsjunge ſchwanke oben im Maſtkorbe und rufe: Klippe und Sandbank und feindliche Segel und Land herab. Als wenn ich mit dem Rücken gelehnt ſtünde an der Mauer der Welt, und nur ſo vor mir mich zu bewegen brauchte, wie und wohin ich wollte! Ich habe keine Freiheit hinter mir, und darum keine vor mir. Ich treibe, weil ich getrieben werde, ich reize, weil ich gereizt werde. Der Wind iſt heftig, der mich ſchüttelt; iſt das meine Heftigkeit? Habe ich den Wind gemacht? Kann ich ihn ſchweigen heißen? Gibt es Menſchen ohne Bruſt, die nicht zu athmen brauchen — gut für ſie; aber ſie mögen nicht rechten mit mir; ich brauche die Lebensluft der Freiheit, um fortzudauern. Und wenn ſie wieder einmal von einem meiner guten Freunde ſagen hören: er dauert mich, er darf es gar nicht wieder wagen, nach Deutſchland zu kommen, er würde in jeder Geſellſchaft, an jedem öffentlichen Orte beſchimpft werden — ſo mistrauen Sie dem Herzen oder dem Kopfe dieſes guten Freundes. Er iſt entweder eine jener Goſſen, welche die Verläumdungen der Polizei weiter ſchwemmen, oder iſt ein matſcher Schwamm, der Alles, worin man ihn taucht, gedankenlos aufnimmt und es bei der Berührung behaglich wieder abtröpfelt. Wir haben das gleich vom Anfange bemerkt und verſtanden, wie Jene, die ich in das Herz getroffen, das Volk gegen mich aufzuwiegeln ſuchen. Alle Hunde, die ihren Hof bewachen, haben ſie von der Kette losgelaſſen; alle hungrigen Zeitungſchreiber mußten ein Geſchrei erheben, ehe man ihnen die Schüſſel füllte, und dieſes Gebell und dieſes Geſchrei ſollen das Conzert der öffentlichen Meinung bilden! Seyen Sie nur ruhig, wie ich es auch bin; ich bin ganz der Mann, ſolche Gauklerkünſte zu vereiteln. Die Ariſtokraten möchten den Streit aus ihrem Gebiete entfernen, denn ſie wiſſen recht gut, daß es ihnen gilt und nicht dem Volke; aber wir kennen das und ſpotten ihrer vergeblichen Liſt. Das Vaterland herabwürdigen! Deutſches Volk beſchimpfen! Hätte ich wirklich gethan, was ſie durch ihre Ausrufer mich beſchuldigen laſſen — die Hände küßten ſie mir dafür! Vaterland, Volk, Ehre, Schande, das ſind den Ariſtokraten nur mythologiſche Geſchöpfe, und ſie hätten mich glücklichen

Jäger bewundert, dem ſolche Fabelthiere einmal wirklich in den Schuß gekommen, und der ſie getroffen und dann abgethan. Ihr Vaterland iſt der Hof; ihre Ehre iſt in der Unterwürfigkeit des Volks; ihre Schande in deſſen Freiheit, und das Volk iſt nichts, ein Stuhl, ein Tiſch, ein Ofen, das man weder ſchänden noch ehren kann. Vor ſolchen Menſchen ſoll ich mich fürchten? Sie, ohne Herz und ohne Gott, was vermögen ſie mir gegenüber, der ich liebe und glaube? Mit einem einzigen Worte durchbreche ich den Nebel ihrer Verleumdungen; mit einer einzigen Zeile zünde ich ihre Lügenbände an und verbrenne ſie zu Aſche. Ich erwarte ſie, wenn ich nach Deutſchland komme.

Geſtern las ich wieder in hieſigen Blättern von Mauthzerſtörungen im Heſſiſchen, ich weiß aber nicht, ob das die alten oder neuen Geſchichten ſind. Indeſſen wahrſcheinlich das Erſtere, da Sie mir in Ihren letzten Briefen von keinen ſpätern Vorfällen ſchreiben. Das ſind recht traurige Verhältniſſe, und am traurigſten iſt, daß ſich die Regierungen nicht zu helfen wiſſen. Immer Gewalt, immer Blutvergießen! Warum ſuchen ſie das Volk über die wahre Beſchaffenheit der Mauth, ihre Nothwendigkeit und Nützlichkeit nicht aufzuklären? Warum ſuchen ſie es nicht durch Sanftmuth zu beruhigen, durch Ueberredung zu gewinnen? Warum tragen ſie den Geiſtlichen nicht auf, von der Kanzel herab ihre Gemeinden im Zollweſen zu unterrichten? Wäre ich Pfarrer von Hechenheim, Bergen oder Bockenheim, hätte ich am erſten Sonntage nach dem monarchiſchen Gemetzel an der Mainkur ohngefähr folgende Predigt gehalten, und dadurch zur Erhaltung der Ruhe mehr beigetragen, als zehn Schwadronen Huſaren im Stande ſind.

Liebe Gemeinde!

„Am Freitag wart Ihr wieder rechte Eſel geweſen, und habt Euch todtſchießen laſſen. Wißt Ihr warum? Ich will die ganze Woche keinen Tropfen Wein trinken, wenn Ihr es wißt. Dummköpfe ſeyd Ihr und Schwerenöther! Ihr jammert über die Mauth, und wollt keine Mauth bezahlen! Wißt Ihr denn, was die Mauth iſt heutzutage? Wißt Ihr, was ſie ſonſt geweſen? Begreift Ihr denn gar nicht, wie viel beſſer Ihr es habt, als in frühern Zeiten? Nun, ſo gebt Acht; ich will Euch eine Laterne in den Kopf hängen.“

„Viele von Euch ſind doch ſchon einmal den Rhein hinabgefahren; der Hans dort, das weiß ich, iſt oft als Floßknecht nach Holland gekommen, ehe er ſich eine Frau genommen — ein kreuzbraves Weib, ſie hat mir geſtern eine fette Gans geſchickt. Und wer von Euch nicht am Rhein war, der iſt doch einmal in Königſtein geweſen und am Falkenſtein vorbeigekommen. Nun, das iſt Alles eins. Oben auf den Bergen an beiden Seiten des

Rheins, da sehet Ihr viele verfallene alte Schlösser, die man Burgen nennt. Sie waren aber nicht immer so öde und verfallen, wie sie jetzt sind. Ehemals waren es prächtige Schlösser, worin die Ritter wohnten, und es ging da lustig her. Liebe Kinder! Die Ritter, das waren prächtige Leute! An denen hatte doch der liebe Herrgott noch seine Freude. Wenn sie sich recht wild herumtummelten in ihres Vaters Garten, und er lag am Sonnenfenster und sah zu, wie sie spielten, lachte er und sagte: Jugend hat keine Tugend, das will sich austoben; aber es ist mein Herz und mein Blut. Wenn aber der liebe Herrgott uns jämmerliche Wichte sieht, seine jüngsten Kinder, die den ganzen Tag hinter den Büchern hocken und heulen, wenn sie der gestrenge Herr Schulmeister mit seinem Lineal anrührt, dann schämt er sich, unser Vater zu sein, schlägt das Fenster zu und brummt: Ja, ja, ich bin alt geworden! So ein Ritter war kerngesund, stark wie ein Stier, und wenn er sein Kreuz gegen den Teufel geschlagen hatte, fürchtete er sich vor nichts in der Welt. So ein Kerl hat Euch den Tag zehn Pfund Roh- und Schwarzwildpret gegessen, sechs Pfund Hammelfleisch, ein schön Stück Schinken, einen großen Rosinenkuchen, aber wenig Brod. Dazu hat er getrunken zwei Eimer Bacharacher oder Rüdesheimer, und Abends vor dem Schlafengehen ein paar Maas warmen Gewürzweins. Ich sage Euch Kinder, es ist nichts gesünder als warmer Wein mit Zucker, Nelken und Zimmt angemacht. Gestern hatte ich einen starken Schnupfen, und ich legte mich früh zu Bette. Wie ich nun das Licht auslöschen wollte, wer kömmt herein? Meine Haushälterin. Sie hatte mir kein Wort davon gesagt, war in die Küche gegangen und hatte mir einen Humpen Glühwein gemacht. Den setzt sie vor mein Bett und sagt: Herr Pastor, das wird Euch gut thun. Ich habe den Glühwein getrunken, habe tüchtig geschwitzt, und heute morgen war der Schnupfen weg. Merkt Ihr noch was davon? Seht Ihr, solch ein lustig Leben haben die alten Ritter geführt: gut gegessen, gut getrunken und gut geschlafen. Und die übrige Zeit haben sie gejagt und sich untereinander herumgebalgt. Das war aber kein Kriegführen wie heute, es war ein wahrer Spaß. Man schlug sich einander auf Helm und Schild, und war einer tüchtig getroffen, so ging er zum Schmidt und den andern Tag war Alles wieder gut. Das hundsföttische Pulver war noch nicht erfunden.

„Nun hört weiter. Die Ritter hatten zwar große Schlösser, schöne Pferde, viele Jagdhunde und Knechte; aber sie hatten kein Geld. Woher wollten sie Geld haben? Sie arbeiteten niemals und verdienten also nichts. Aber alle Menschen sind Gottes Kinder, und wenn es einen Menschen gibt, der nichts arbeitet, ist es Christenpflicht, daß der Andere, welcher arbeitet, ihn ernährt. Die frommen Ritter, welche Gottes Gebot kannten und ehrten,

richteten sich auch darnach, und so oft sie Geld brauchten, nahmen sie es von den Arbeitsleuten, die welches hatten; und das machten sie so. Auf die hohen Thürme ihrer Burgen stellten sie einen armen Knecht mit einem Horn, der mußte Tag und Nacht Acht geben, und umher schauen, und sobald ein Schiff mit Waaren den Rhein hinauffuhr, oder ein Wagen auf der Chaussee kam, um ihre Ladung auf die Frankfurter Messe zu bringen, stieß der Knecht ins Horn. Die Ritter, die das Zeichen verstanden, sprangen darauf vom Tische oder aus dem Bette auf, ergriffen ihr Schwert und eilten die Burg hinab. Schiff und Wagen wurde angehalten, Fuhrleute, Schiffer und Kaufherren wacker durchgebläut, Kisten und Kasten aufgeschlagen, und Alles herausgenommen. Darauf sagten die Ritter: Viel Glück zur Frankfurter Messe, Ihr Herren; und kehrten mit ihrem Fange jubelnd zur Burg zurück. Und weil sie auf diese Art ihr Brod verdienten, nannte man sie Raubritter. Die Waaren verkauften sie dann um einen Spottpreis an Juden, und so hatten sie Geld. Die Juden verkauften den geplünderten Kaufleuten ihre eigenen Waaren wieder und darauf zogen sie zur Frankfurter Messe, und Alles war gut. So ist die Mauth entstanden, und was damals die Raubritter waren, das sind heute die Zöllner."

„Jetzt gebt weiter Acht. Die Kaufherren überlegten endlich bei sich: Wäre es nicht gescheidter, wir gäben den Rittern lieber gleich so viel baar Geld, als sie für unsere Waaren von den Juden bekommen? Diese Spitzbuben lassen sich von uns zweimal so viel bezahlen, als sie selbst bezahlen. So wäre die Hälfte Profit und die Prügel wären auch gespart. Sie schickten also dem Ritter Kunz eine Deputation, die trug ihm vor: Herr Ritter, Ihr seyd ein ehrlicher Mann, Ihr habt uns nie etwas zu Leid gethan; aber Euer Nachbar, der Ritter Ruprecht, ist ein Spitzbube und ein Räuber, der, so oft wir vorbeikommen, uns mishandelt und beraubt. Wir kommen also, Euch einen Vorschlag zu machen. So oft wir an Eure Burg kommen, begleitet uns mit einem Fähnlein bis vor der Burg Eures bösen Nachbarn vorüber, beschützt uns und duldet nicht, daß er uns beraube und zu Grunde richte. Für Euern guten Willen geben wir Euch jedesmal hundert Goldgulden. Ritter Kunz erwiderte: Ihr seyd kluge Leute und ich will es bedenken, heute Abend gebe ich meinen Nachbarn einen Schmaus: Habt Ihr nicht vielleicht ein Fäßchen Bacharacher auf Euerem Schiff? Die Kaufleute holten das Fäßchen, gingen darauf zu Ritter Ruprecht und sagten ihm: Herr Ritter, Ihr seyd ein ehrlicher Mann, Ihr habt uns nie etwas zu Leid gethan; aber Euer Nachbar, der Ritter Kunz, ist ein Spitzbube und ein Räuber, der, so oft wir vorbeikommen, uns mishandelt und

beraubt. Wir kommen also Euch einen Vorschlag zu machen. So oft wir an Eure Burg kommen, begleitet uns mit einem Fähnlein bis vor der Burg Eures bösen Nachbarn vorüber, beschützt uns und duldet nicht, daß er uns beraube und zu Grunde richte. Für Euern guten Willen geben wir Euch jedesmal hundert Goldgulden. Ritter Ruprecht erwiderte: Ihr seyd kluge Leute und ich will es bedenken; morgen Mittag gebe ich meinen Nachbarn einen Schmaus, habt Ihr nicht vielleicht einige gute Schinken auf Euerm Wagen? Die Kaufherren holten die Schinken und gingen darauf zum Ritter Eberstein, und so gingen sie von einem Ritter zum andern, von Rüdesheim bis nach Bonn und sprachen mit allen auf die nämliche Weise. Und wie Abends viele Ritter zum Ritter Kunz zum Schmause kamen, und jeder seinem Nachbarn erzählte, wie die Kaufherren ihn ins Gesicht einen ehrlichen Mann gescholten und seinen Nachbarn als Spitzbuben gelobt, lachten sie alle ganz unbändig und zechten bis der Morgen graute. Die Handelsleute hatten es aber jetzt viel besser als früher."

„So währte das einige Jahrhunderte lang. Endlich merkten die Kaiser, Könige, Herzöge, Fürsten, Landgrafen, die Vorfahren unserer gnädigsten Landesherren, daß sie lange dumm gewesen. Sie dachten: Ei, die Ritter verdienen ein schön Stück Geld an den Bürgers- und Landleuten, sind wir nicht rechte Narren, daß wir es nicht selbst verdienen? Wer ist Herr im Lande, wir oder die Ritter? Das muß anders werden. Sie sagten also den Kaufleuten: Ihr unterstehet Euch nicht mehr, Euch von den Rittern loszukaufen; das Geld, das Ihr ihnen gegeben, gebt Ihr künftig uns selbst, und dagegen beschützen wir Euch gegen jede Gewalt. Die Kaufleute mußten das zufrieden seyn, und den Rittern wurde von den Landesherren untersagt, sie zu beunruhigen. Diese ließen sich aber nicht wehren, und wenn die Kaufleute vorüberkamen und nicht bezahlten, wurden sie wie früher geplündert und todtgeschlagen. Sie mußten also, wollten sie Ruhe haben, die Ritter auch bezahlen. Unsere gnädigsten Landesherren erfuhren dies und dachten bei sich: Unsere Kaufleute geben für jede Ladung Waare den Rittern hundert Goldgulden, und uns hundert Goldgulden; wäre es nicht klüger, sie gäben uns zweihundert Goldgulden und den Rittern gar nichts? Sie ließen also die Kaufleute rufen und sagten ihnen: Ihr gebt uns künftig zweihundert Goldgulden für jede Fuhre und den Rittern gar nichts; und diesen wollen wir schon das Handwerk legen. Auch hielten sie Wort, zerstörten alle Raubburgen, nahmen die Ritter gefangen und führten sie an ihren Hof, wo sie durch gutes Futter bald zahm gemacht wurden. Den Kaufleuten aber gaben sie das Geleit, so oft sie auf die Messe zogen. Als es nun keine Ritter und keine Räubereien mehr gab, und die Kaufherren

keine Furcht mehr hatten, gingen sie zu ihren Landesherren und sagten ihnen: wir danken unterthänigst für den bis jetzt geleisteten Schutz; aber wir brauchen ihn nicht mehr, denn die Straßen sind sicher. Die Fürsten erwiderten darauf: es freut uns, daß Ihr uns nicht mehr braucht, wir brauchen aber Euer Geld, und das Geleit müßt Ihr bezahlen nach wie vor, und das ist jetzt altes Herkommen. Nach einiger Zeit bedachten die Fürsten: ist es nicht ganz überflüssig, daß wir den Kaufleuten Husaren zur Begleitung mitgeben, da doch die Wege sicher sind? Die Kosten des Geleits könnten wir ja sparen. Sie hoben also das Geleit auf, und ließen sich statt Geleitsgeld Zoll bezahlen. An allen Ein- und Ausgängen des Landes wurden Zollhäuser errichtet, und so oft da Waaren vorüberkamen, mußten sie den alten Raub und das alte Geleit abkaufen, welche Abgabe man Zoll nannte. Beklagte sich nun ein benachbarter Fürst, daß man seine Unterthanen drücke, antwortete der diesseitige: Herr Bruder, macht es mit meinen Unterthanen, wie ich es mit den Eurigen mache; laßt Euch auch Mauth von ihnen bezahlen; Schafe wollen geschoren seyn, sonst gedeihen sie nicht."

„Jetzt werdet Ihr deutlich einsehen, daß Ihr Ochsen seyd, wenn Ihr Euch über die Mauth beklagt. Habt Ihr es nicht ehemals noch viel schlimmer gehabt? Sonst wurdet Ihr beraubt und gemishandelt; jetzt werden Euere Kisten mit Ordnung geöffnet, man nimmt Euch mit Höflichkeit Euer Geld ab, und Ihr bekommt keine Schläge mehr. Zwar werdet Ihr noch jetzt, wie zu den Zeiten der Raubritter, todt gemacht, wenn Ihr die Mauth nicht bezahlen wollt und Euch zur Wehre setzt; Ihr werdet aber nicht mehr wie damals todt gehauen, welches grob war, sondern todt geschossen, welches viel höflicher ist, und gar nicht wehe thut; und da Ihr auf Befehl Eueres gnädigen Landesherrn todtgeschossen werdet, so ist das noch eine Ehre für Euch. Wenn Ihr aber fragt: warum nimmt unser gnädigster Landesherr, der doch so reich ist, uns armen Teufeln ihre paar Pfennige weg; warum müssen wir das Pfund Zucker mit dreißig Kreuzer bezahlen, das uns noch vor acht Tagen nur achtzehn gekostet? So zeigt Ihr wieder, daß Ihr Ochsenköpfe seyd. Behält denn unser gnädigster Landesvater Euer Geld für sich? Ei bewahre! Das braucht er nicht, er hat mehr als genug. Aber mit Euerm Gelde ernährt er die Nachkommen jener Raubritter, die wie ihre Vorfahren nicht arbeiten und nichts erwerben, als Müßiggänger an seinem Hofe leben, und für die Ihr, da sie Euch nicht mehr berauben dürfen, wie billig, sorgen müßt. Und nicht blos für diese Räuberbrut braucht unser gnädigster Landesfürst Euer Geld, sondern auch seine vielen Soldaten zu bezahlen. Und jetzt seyd mir keine Esel und fragt: wozu braucht er so viele Soldaten? Das habt Ihr ja am Freitag selbst gesehen, wozu er sie braucht!

Hätte er keine Soldaten gehabt, hätte er ja mit Euch nicht fertig werden können, als Ihr die Mauth gestürmt. Nun sagt Ihr aber vielleicht: wäre keine Mauth da, wären wir ruhig geblieben; sind wir ruhig, braucht man keine Soldaten; hat man keine Soldaten, braucht man unser Geld nicht; braucht man unser Geld nicht, ist die Mauth unnöthig. In dem, was Ihr da sagt, ist etwas Verstand, und ich sehe, Ihr seyd gar nicht so dumm, wie Ihr aussehet. Aber, liebe Kinder, Ihr müßt doch etwas bedenken. Unser gnädigster Landesvater braucht nicht blos seine Soldaten gegen Euch, seine Kinder, sondern er braucht sie auch gegen Fremde, gegen den äußern Feind. Fragt Ihr nun: wer ist sein Feind, wer will ihm etwas zu Leide thun? muß ich Euch aufrichtig antworten: es denkt Keiner daran. Aber unser gnädigster Landesherr hat eine große Familie, für die er auch sorgen muß. Alle Kaiser, Könige, Großherzoge, Herzoge und Fürsten sind seine nahen Verwandte, denen er in der Noth beisteht; das ist Christenpflicht. Macht Ihr es nicht auch so? Der Kaiser von Rußland ist sein Bruder, der Kaiser von Oesterreich ist auch sein Bruder, der König von Preußen ist sein Schwager. Nun sehet: der Kaiser Nikolas will Polen haben, der Kaiser Franz will Italien haben, der König Friedrich Wilhelm weiß selbst nicht, was er haben will; denn er will Alles haben. Nun ist aber das mächtige Frankreich drüben; dort ist der König nicht Herr über Alles, er ist nicht mehr als jeder Andere, er ist nur der erste Bauer im Lande. Das Volk ist dort Alles, und für das Volk geschieht Alles. Nun sagen die Franzosen: alle Völker sind mit uns verwandt, wir sind Alle von einer Familie. Die Polen sind unsere Brüder, die Italiener sind unsere Vettern, die Deutschen sind unsere guten Nachbarn. Und wir wollen nicht leiden, daß ihnen Jemand etwas zu Leide thue, sondern ihnen helfen. Darum leiht unser gnädigster Landesfürst den Kaisern und Königen seine Soldaten, damit sie mit den Franzosen fertig werden, und darum müßt Ihr Mauth bezahlen. Und die Soldaten, die man gegen die Franzosen schickt, das sind Euere eigenen Söhne und Brüder, und damit sie gern marschiren — denn wer könnte sie zwingen, wenn sie nicht wollten — lügt man ihnen vor, die Franzosen wären Feinde der Deutschen, und wollten unser Land erobern. Glaubt es nicht. Die Franzosen sind Euere besten Freunde, und wenn sie kommen, kommen sie blos den Polen und Euch beizustehen, und Ihr müßt sie mit Jubel empfangen und gleich in die Schenke führen. Aber schließt Euere Mädchen ein, bis sie wieder fort sind."

„Jetzt habe ich Euch erklärt, was die Mauth ist; nun geht und bessert Euch. Wie wollt Ihr es denn vor Gott und Euerem Gewissen verantworten, wenn Ihr widerspenstig seyd gegen Euren gnädigsten Landesherrn,

und ihn zwingt, Soldaten gegen Euch zu schicken, die ja alle Euere Brüder und Söhne sind, und die, wenn sie Euch erschießen, Vater- und Brudermörder werden? Gehet und bezahlt die Mauth. Und wollt Ihr ja einmal wieder kommen und die Mauth zerstören, so seyd keine Ochsen, und bleibt weit von den Soldaten stehen, was ihnen Herz macht auf Euch zu schießen, sondern gebt ihnen ganz nahe auf den Leib, damit sie Euch erkennen. Bringt Euere Töchter mit. Die Lise dort wird unter den Jägern gewiß mehr als einen Schatz finden — brauchst nicht roth zu werden, Lise, wir waren Alle einmal jung — und wenn sie nun zu ihnen tritt und sagt: „aber Peter, aber Hans, seyd Ihr denn stockblind? Sehet Ihr denn nicht, daß ich es bin? Haben wir nicht auf der vorigen Kirchweih miteinander getanzt? Peter, da ist ja mein Vater, der Dir manchen Apfel von seinem Baume geholt? Hans, da ist ja mein Bruder, dem Du erst neulich den Bierkrug an den Kopf geworfen? Lieber Peter, kennst Du Deine Lise nicht mehr? Willst du um ein Stück Kommisbrod ein Mörder werden? Bist Du nicht selbst ein Bauernkind? Was gehen Dich die Fürsten, was geht Dich die Mauth an? Komm zu uns, lieber Hans! Du sagst nichts? Nun, da steh ich, schieß mich armes Mädchen todt, wenn Du das Herz hast." Aber ich sage Euch, meine geliebten Kinder, Hans und Peter werden nicht das Herz haben zu schießen, sondern das Gewehr wird ihnen aus der Hand fallen, und sie werden anfangen zu weinen. Und alle ihre Kameraden werden das Gewehr wegwerfen, Euch in die Arme stürzen und heiße Thränen vergießen, daß sie so gottlos verblendet gewesen. Dann braucht Ihr keine Mauth mehr zu bezahlen. Jetzt geht nach Hause und bessert Euch. Wer mich nicht verstanden, ist ein Esel. Amen!"

Zwei und siebenzigster Brief.

Paris, Samstag den 28. Januar 1832.

Rothschild hat dem Papste die Hand geküßt und beim Abschiede seine hohe Zufriedenheit mit dem Nachfolger Petri unter allergnädigsten Ausdrücken zu erkennen gegeben. Jetzt kömmt doch endlich einmal Alles in die Ordnung, die Gott beim Erschaffen der Welt eigentlich hat haben wollen. Ein armer Christ küßt dem Papste die Füße und ein reicher Jude küßt ihm die Hand. Hätte Rothschild sein römisches Anleihen, statt zu 65 p. c. zu 60 erhalten und so dem Kardinal-Kämmerling zehn Tausend Ducaten mehr spendiren können, hätte er dem heiligen Vater um den Hals fallen dürfen. Wie viel edler sind doch die Rothschild, als deren Ahnherr Judas Ischariot! Dieser verkaufte Christus für dreißig kleine Thaler, die Rothschild würden

ihn heute kaufen, wenn er für Geld zu haben wäre. Ich finde das Alles sehr schön. Louis Philipp, wenn er in einem Jahre noch König ist, wird sich krönen lassen; aber nicht zu Rheims in St. Remi, sondern zu Paris in Notre-Dame de la bourse und Rothschild wird dabei als Erzbischof fungiren. Nach der Krönung wird man, wie üblich, Tauben auffliegen lassen, und eine unter ihnen, eine lustige Lachtaube, wird nach St. Helena hinüberfliegen, sich auf das Grab Napoleons setzen und seinen Gebeinen lachend erzählen, sie habe gestern seinen Nachfolger salben sehen, aber nicht vom Papste, sondern von einem Juden, und der jetzige Beherrscher Frankreichs habe den Titel angenommen: Empereur des cinq pour Cent, Roi des trois pour Cent, protecteur des banquiers et médiatiseur des agens de change. Ich weiß aber wahrhaftig nicht, was die dumme Taube dabei zu lachen findet. Wäre es nicht das größte Glück für die Welt, wenn man alle Könige wegjagte und die Familie Rothschild auf deren Throne setzte? Man bedenke die Vortheile. Die neue Dynastie würde keine Anleihen machen, denn sie wüßte am besten, wie theuer ihnen das zu stehen käme, und schon dadurch allein würde die Abgabenlast der Unterthanen jährlich um viele Millionen erleichtert werden. Die Bestechungen der Minister müßten aufhören, die activen wie die passiven; denn womit sollten sie, wofür sollte man sie bestechen? Das wird dann alte Regel. Dadurch würde die Moral sehr in Flor kommen. Alle Civilisten würden aufhören, bis auf die der Rothschilde, welche aber für die Völker keine neue Last wäre, denn die Rothschilde hätten sie als Privatleute auch schon bezogen, und zwar eine stärkere, als die irgend eines andern Fürsten.

Wenn das Haus Rothschild auf dem französischen Throne säße, wäre die Welt von der großen Furcht des Kriegs befreit, der zwischen diesem mächtigen Hause und dem Hause Habsburg auszubrechen droht. Oesterreich und Rothschild sollen, wie die englischen Blätter aus guten Quellen berichten, seit einiger Zeit sehr gereizt gegen einander sein. Oesterreich hat nämlich die Entdeckung gemacht, daß die Freundschaft, mit welcher die Brüder Rothschild es beehren, ihm theuer zu stehen komme. Das letzte vierprocentige Anlehen schloß jenes Haus zu 85 oder 86 ab. Aber gleich nach Abschluß des Vertrags gewann es 6 bis 7 p. c. Ein so außerordentlicher Umstand mußte die Aufmerksamkeit des österreichischen Kabinets erwecken. Es beschloß daher, für seine Finanzen künftig wohlfeilere Agenten zu wählen, oder seinen Geldunternehmungen eine Concurrenz zu eröffnen. Das Haus Rothschild, um solche Schritte zu vereiteln und der österreichischen Regierung zu zeigen, daß man seine Allianz nicht ungestraft brechen dürfe, wußte darauf durch seine Verbindungen und Speculationen das baare Geld in Wien,

Frankfurt und andern Städten so selten zu machen, daß kein anderes Haus im Stande war, eine Staatsanleihe zu unternehmen. Oesterreich mußte um Verzeihung bitten.

Schon früher fand eine Spannung zwischen beiden Häusern statt. Oesterreich hatte nämlich dem Hause Rothschild die Summen überlassen, die ihm aus den französischen Contributionsgeldern für seinen Antheil zugefallen. Diese Summen sollten in französischen Renten, die damals niedrig waren, angelegt und solche verkauft werden, sobald sie einen hohen Stand erreicht hätten. Nach einigen Jahren verkaufte das Haus Rothschild jene Renten und verrechnete sie zu 95. Oesterreich aber entdeckte, daß zur Zeit des Verkaufs die Renten Al Pari gestanden. Es war eine kleine Differenz von acht Millionen Gulden. Oesterreich war darüber empfindlich und schmollte; Rothschild aber wußte durch Vermittelung beiderseitiger Freunde Alles wieder auszugleichen.

Das französische Blatt, welches diese Friedens- und Kriegsgeschichten nach englischen Blättern umständlich erzählte, bemerkt darauf Folgendes: „Durch welche Mittel wissen jene Banquiers die österreichische Regierung zu zwingen, sich nach ihren Anmaßungen zu bequemen? Es sind dieselben Mittel, welche sie unter dem Minister Villele angewendet, mit welchem die Herren Rothschild ungeheuren Gewinnst getheilt haben, wie wir es in der Folge beweisen werden; sind die nämlichen Mittel, die sie neulich beim Anleihen des Ministeriums Perrier in Bewegung gesetzt. Hat man nicht durch fortdauernde Verkäufe, von Jenen bewirkt, welche die Anleihe zu einem unbilligen Satze haben wollten, die französischen Fonds erdrücken sehen? Diese Darleiher haben unter unsern Augen das Nämliche gethan, worüber die österreichische Regierung sich beklagte, als sie mit ihnen brechen wollte. Unsere Fünfprocentigen wurden unter 80 Fr. hinabgedrückt, um das Anleihen zu diesem Preise zu haben, und sobald die Anleihe zu 84 zugeschlagen war, stiegen die Fonds bis über 88 Fr. Es ist immer das nämliche Spiel, welches diese Rothschild treiben, um sich auf Kosten des Landes, das sie ausbeuten, zu bereichern .... Wir haben es schon früher gezeigt, daß die Geldleute die gefährlichsten Feinde der Völker sind. Sie haben am meisten dazu beigetragen, den Grundbau der Freiheit zu untergraben, und ohne Zweifel wäre der größte Theil der europäischen Völker schon in vollem Besitze der Freiheit, wenn die Rothschild, die Ouvrad, die Aguado, die Casimir Perrier und Andere mit ihrem Gelde nicht die absolute Gewalt unterstützt hätten."

Dupin hat diese Woche in der Kammer die Banquiers loup-cerviers, Luchse genannt! Das sind Raubthiere, die zum Katzengeschlechte gehören.

Casimir Perrier hat ihm über seine unzeitige Naturgeschichte die bittersten Vorwürfe gemacht. Das führt mich auf die Rothschilde zurück. Noch einmal — wäre es nicht ein Glück für die Welt, wenn alle Kronen auf deren Häuptern säßen, statt daß sie jetzt zu ihren Füßen liegen? Es kommt auch noch dahin. Sitzen die Rothschild noch auf keinen Thronen, so werden sie wenigstens, sobald ein Thron frei wird, um Rath gefragt, wen man darauf setzen solle. Herr von Gagern hat dieses neulich öffentlich in der Allgemeinen Zeitung erzählt. Es ist eine schöne Geschichte. Herr von Gagern war früher Gesandter beim Bundestage. Dieser große Staatsmann, der den Aristokratismus ganz allerliebst romantisch zu machen weiß und zwischen den Gräbern alter Ritter mit seinem Adelstolze im Mondscheine spazieren geht, hat sich auf einer solchen nächtlichen Wanderung schon vor vielen Jahren erkältet. Seit der Zeit leidet er an einem politischen Mundflusse, einer Krankheit, die unter den Diplomaten eben so selten gefunden wird, als die Mundsperre häufig unter ihnen vorkömmt. Diese seltene Krankheit des Herrn von Gagern gibt uns aber über die verborgene Physiologie des Diplomaten und Aristokraten lehrreiche und nützliche Aufschlüsse. Der große Staatsmann schreibt der kleinen Allgemeinen Zeitung über Griechenland aus Hornau einen Brief. Hornau aber liegt nicht in Griechenland, sondern im Taunus, und ich glaube, daß wir vor zwei Jahren, als wir den Sommer in Soden zugebracht, eines Abends in der Schenke von Hornau Eierkuchen gegessen. Herr von Gagern schreibt: er, Herr von Stein und Capodistrias hätten sich in Nassau und Ems oft von Griechenland unterhalten. Ich kann das bezeugen. In Ems habe ich zwei auf einander folgende Sommer diese Herren sehr oft eifrig mit einander sprechen hören. Ich hätte aber, ob ich zwar viel gehorcht, nie gedacht, daß von Griechenland die Rede sey. Es schien mir, als sprächen sie von ihren eignen Angelegenheiten und denen ihrer Familie. Sie gehörten „zu den wärmsten und eifrigsten Vertheidigern Griechenlands, oder der griechischen Frage.“ Warum Herr von Gagern das allgemein bekannte Wort Griechenland ganz ohne Noth mit griechische Frage übersetzt, will ich Ihnen erklären. Es gibt nichts Weichherzigeres, Warmblütigeres, Nervenzarteres, Thränenreicheres, kurz Gefühlvolleres als einen Diplomaten, und ein solcher hat sich sehr in Acht zu nehmen, bei seinen starken und häufigen Gemüthsbewegungen seine zarte Gesundheit nicht ganz zu Grunde zu richten. Strenge Diät ist ihm unentbehrlich. Wenn daher Tausende der edelsten Portugiesen vom Fleischer Miguel geschlachtet und zerfetzt werden; wenn die Italiener, von der Treibjagd der List und Gewalt in ihr Todesnetz gejagt, von feigen und bequemen Jägern erlegt werden; wenn Belgien wie ein Käse zerschnitten, zugewogen,

und, in Protokoll-Papier gewickelt, den hungrigen Käufern stückweise eingehändigt wird; wenn Polen den Keulenschlägen des Tyrannen unterliegt, und sterbend den Helfershelfern flucht — wie wollen die Diplomaten es ertragen, täglich solche Gräuel und Schändlichkeiten zu sehen und zu hören? und doch ist ihnen das Schicksal der Völker anvertraut; wie erleichtern sie sich den Schmerz? Durch eine einfache Veränderung der Worte. Sie stellen sich an, als gäbe es kein Land und kein Volk in der Welt; sie suchen das zu vergessen und es gelingt ihnen durch Uebung. Sie sagen darum nie: Portugal und Portugiesen, Italien und Italiener, Belgien und Belgier, Polen und polnisches Land; sondern sie sagen: die portugiesische Frage, die italienische Frage, die belgische Frage, die polnische Frage. Es ist eine Art Salpeter-Säure, welche das Blut abkühlt, und das Herz ruhiger macht. Aus diesem diätetischen Grunde spricht Herr von Gagern von der griechischen Frage; aber sein Herz ist gut.

Jetzt weiter; und verlasse mich nicht, lieber Scherz! denn mir graut vor diesen Seelenverkäufern. „Monarchische Verfassung, deutsche Leibwache, hinreichender Kredit, waren die großen Grundsätze, worüber wir einverstanden waren.“ Hört! Hört! vernehmet doch die großen Grundsätze dieser großen Männer! Ein edles Volk, Erbe des schönsten Jahrtausends der Zeit, Nachkommen der Lieblinge der Götter, noch immer verklärt von der Abendröthe einer vor zwanzig Jahrhunderten untergegangenen Sonne, noch immer duftend von den Wohlgerüchen eines verblichenen Paradieses — dieses edle Volk, verarmt, verschmäht, vergessen, zu Boden gedrückt, erinnert sich, was es gewesen und schüttelt seine Ketten; will wieder werden was es war, und wirft seine Ketten ab. Es ergreift sein rostiges Schwert und kämpft. Männer, Weiber, Kinder, Greise stürzen und füllen den Abgrund aus, der die Knechtschaft von der Freiheit trennt. Die Uebriggebliebenen ziehen darüber weg, treten ihr eignes Herz mit Füßen, suchen den Feind und siegen. Einer kämpft gegen hundert. Die christlichen Könige Europens erfahren, ein kleines Christen-Völkchen habe sich gegen Mohammed empört — sie lachen. Das Völkchen siegt — sie werden aufmerksam. Der Sieg wird entscheidender — sie werden bedenklich. Ein Volk soll die Freiheit erwerben ohne sie und trotz ihnen? Nein! Sie lassen den Griechen sagen: Ihr seyd zu schwach, wir wollen euch helfen. Sie schicken ihre Flotten ab, die Griechen von ihren Feinden zu trennen, damit sie nicht den letzten Sieg erringen. Ein edelmüthiger Staatsmann läßt sich von seinem Herzen hinreißen und gibt den Befehl, daß man die Flotte der Türken zerstöre. Codrington siegt

und die christlichen Mächte trauern und zürnen. Der Admiral wird zurückgerufen und wie ein Schulbube ausgescholten. Die Griechen sind frei! Dieser Angstruf schallt von Hof zu Hof. Wie ist dem Verderben Einhalt zu thun? Darauf sinnen jetzt die Räthe der Fürsten. Es gibt viele magere Fürstensöhne in Europa, die kann man mästen mit dem Fleische und Blute der Griechen — also monarchische Verfassung. Die Griechen sind begeistert, sie leiden an der gefährlichsten Brustentzündung; schnell, nur ja recht schnell das stärkste freiheittreibende Mittel — also deutsche Leibwache. Aber kein Königsohn wird der Narr seyn, sein eignes Geld nach Griechenland zu bringen, die Griechen müssen ihn aus ihrem Beutel bezahlen, wenn er sie glücklich machen soll; aber die Griechen sind arm, sie müssen also borgen; ihr König thut es in ihrem Namen — also hinreichender Kredit. Viele Fürstensöhne meldeten sich, die Griechen glücklich zu machen. Wen unter ihnen wählen? das ist die griechische Frage. Den Edelsten, den Tapfersten, den Geistreichsten, den Muthigsten? Nein! Den, der am meisten Kredit hat; den, der seine Minister, Oberstallmeister, Gesandte, Hofmarschälle, Oberkammerherren und adligen Garde-Offiziere am besten bezahlen kann. Herr von Gagern erkundigt sich also sorgfältig „bei dem ersten europäischen Wechselhause (also bei Herrn von Rothschild), welcher Fürst den meisten Kredit habe? Herr von Rothschild schlägt in seinem Kreditbuche nach, es standen alle Fürsten Europa's darin, nur der einzige: Prinz Friedrich der Niederlande nicht. Herr von Rothschild schließt mit Recht daraus, daß ein Fürst, der nie Kredit bei ihm gesucht, des Kredits am allerwürdigsten sey. Er gibt also dem Herrn v. Gagern den Bescheid: Prinz Friedrich der Niederlande hat den größten Kredit. „Also ist Prinz Friedrich der Niederlande am würdigsten, König der Griechen — ich will sagen König der griechischen Frage zu werden," ruft Herr von Gagern aus. Er eilt, diesen großen Grundsatz dem Grafen Capodistrias mitzutheilen. Dieser aber ist auf Reisen, angeblich einen griechischen König zu suchen, eigentlich aber, um zu erlauschen, gegen welche künftige Ansprüche er das moscowitische Interesse werde zu vertheidigen haben. Herr von Gagern reis't dem Compagnon seiner großen Grundsätze nach. In Paris verfehlt er ihn, in Brüssel erwischt er ihn und erzählt ihm athemlos: Herr von Rothschild habe erklärt, Prinz Friedrich der Niederlande habe am meisten Kredit, und er solle daher gleich zu dessen Vater, dem Könige, gehen und die griechische Frage mit ihm in Ordnung bringen. Capodistrias gehörte aber unglücklicherweise zu denjenigen Diplomaten, welche die Mundsperre im höchsten Grade haben, und Herr von Gagern konnte nichts von ihm heraus-

bringen. Er bekam zur Antwort: ich kann nicht zum Könige gehen, ich habe kein Kleid. Nun bei den Göttern! ich habe Cornelius Nepos und Plutarch gelesen und habe darin nicht einen einzigen großen Mann des Alterthums gefunden, der so arm gewesen, daß er kein Kleid gehabt, wo es darauf ankam, für das Glück eines großen Volks zu reden und zu handeln! Warum hat Herr von Gagern, einer der wärmsten und frühesten Vertheidiger der griechischen Frage, nicht dem Grafen Capodistrias ein paar hundert Franken vorgeschossen, daß er sich ein Kleid machen lasse? Jeder geschickte Schneider verfertigt in einem halben Tage einen vollständigen Anzug. Capodistrias erbot sich jedoch, zum niederländischen Minister zu gehen, „aber nicht als Staatsmann, sondern Mann zu Mann.“ Er geht. Herr von Gagern stirbt vor Ungeduld, bis der Mann vom Manne zurückkömmt, was hat er gesagt? . . . „j'ai trouvé la fibre un peu molle,“ erwiderte Capodistrias . . . „was ich mit der Pflicht des wirklichen Staatsmannes explicirte,“ bemerkt Herr von Gagern. Er aber dürfe seinen Mundfluß haben, weil er nur „in der Rolle des Dillettanten erschien.“ Aber in meinem Leben hätte ich nicht errathen, daß eine lockere Fiber das Wesen eines wahren Staatsmannes bilde, und daher der vierwöchentliche Gebrauch des Schwalbacher Brunnens, der die Fiber spannt, einen Talleyrand zum Esel machen würde! Kurz, die einzige Sorge des Herrn von Stein, des Grafen Capodistrias und des Herrn von Gagern war: einen Prinzen mit Griechenland zu apanagiren, Rothschild zu einem neuen Anleihen zu verhelfen, und den Prinzen und die Course der griechischen Papiere durch deutsche Leibwachen zu schützen. Kürzer und kräftiger hat noch Keiner das seelenlose, mechanische, selbstsüchtige, schacherhafte Treiben der neuern europäischen Staatskunst, des Monarchenthums und der Hofschwänzelei dargethan, als dieser Herr von Gagern in Hornau, wo wir vor zwei Jahren Eierkuchen gegessen.

Montag, den 30. Januar.

Lassen Sie den *** tausend, ja zehntausend Mal von mir grüßen und danken für die herrliche Gesundheit, die er ausgebracht: Allen Völkern ohne König! hier sagen sie: Les Rois s'en vont. Diese Taugenichtse von Franzosen finden doch gleich das rechte Wort für jede Sache, sobald wir guten Deutschen die rechte Sache gefunden. Wir wollen unsere Töchter mit ihren Söhnen, unsere Ideen mit ihren Worten vermählen, dann haben wir eine mächtige Verwandtschaft, und wehe dann Jedem, der uns zu nahe kömmt mit feindlichen Gedanken. Was Sie mir von den Polen geschrieben, und wie herrlich sie in Frankfurt aufgenommen worden,

hat mich bis zu Thränen gerührt. Dem Manne, der auf der Brücke einem Polen seinen Mantel umgehängt und stillschweigend fortging, dem sollte man auf dieser Stelle ein Denkmal errichten; keinen schönern Zug des Herzens weiß die alte Geschichte zu erzählen. So mögen sie meine Briefe widerlegen! Ich will unter Männern der Wahrheit gern der einzige Lügner, in einem Lande des Glaubens gern der einzige Spötter, unter einem starken Volke der einzige Schwächling seyn, und bin ich erst der Schlechteste aller Deutschen geworden, dann ist keiner seliger als ich. Guter Gott, was ist an einem einzelnen Menschen, was an mir gelegen? Bessere als ich sind verkannt worden. Das Leben ist kurz und der Tod noch kürzer. Aber der Tag der Wahrheit kömmt einmal, und Keinem wird Gerechtigkeit zu spät ausgezahlt, der, wie ich, als er seinem Vaterlande diente, nicht einmal Gerechtigkeit als Lohn verlangte.

Von den herrlichen Reden Raspails und der übrigen jungen Republikaner, die neulich vor Gericht standen, aber richteten, statt gerichtet zu werden, habe ich Einiges übersetzt, das ich Ihnen später mittheilen werde. Der und jener Ball, bei dem und jenem Bankier diesen Winter, hat Sie doch vielleicht etwas glacirt. Eine kleine republikanische Vorlesung zum Erwärmen kann immer gut seyn.

Noch einmal — was Sie mir von Frankfurt geschrieben, hat mich tief in das Herz gefreuet. Möge es fortgehen auf diesem Wege; möge es sich emsig auf seine große Bestimmung vorbereiten und sich deren würdig zu machen suchen. Denn Frankfurt ist bestimmt, einst die Hauptstadt des deutschen Reichs und der Sitz der deutschen National-Versammlung zu werden. Dort, wo jetzt die Tyrannei auf dreißig Stühlen thront, wird in wenigen Jahren die Freiheit gekrönt werden. Den Taxischen Pallast die deutsche Bastille, wird man niederreißen und nachdem der Boden von allen Trümmern der Zwingburg gesäubert, wird auf dem Platze eine hohe Säule sich erheben, welche die Inschrift trägt: Hier liegt Deutschland's Schande!

Drei und siebenzigster Brief.

Paris, Donnerstag den 2. Februar 1832.

In dem letzten Hefte der Revue de Paris (vom 29. Januar) stehen Proben aus der bald erscheinenden Uebersetzung meiner Briefe. Es ist das Krönungsgemälde von David und ein Stück von Lord Byron. Ich finde das Alles sehr matt; zum Glücke habe ich eine gute Natur. Der kleine Aerger macht mir eine Gänsehaut; aber nach innen dringt die Erkältung nicht.

— Ich habe ſchon in einer andern Recenſion geleſen, daß man mich gereizt und nervenſchwach genannt. Das wunderte mich nicht. Die Gemeinen im Volke haben ſogar keine Vorſtellung davon, wie man anders als ſie ſelbſt denken und fühlen könne, daß, finden ſie es einmal, ſie die wundervolle Erſcheinung einer Krankheit zuſchreiben. Sie kennen ſo wenig die Macht und Wirkſamkeit des Geiſtes, daß ſie es lächerlich finden, wenn ein körperſchwacher Menſch die hohe und dicke Mauer der Gewohnheit zu erſchüttern ſucht. Ich erinnere mich, daß, als vor mehreren Jahren eine Verſchwörung gegen die ruſſiſche Regierung entdeckt wurde, und die Hauptverſchwornen hingerichtet wurden, man von einem derſelben nichts Verächtlicheres glaubte ſagen zu können, als er ſey nervenſchwach und habe doch geſucht, ein Reich umzuſtürzen! Auch Robert hat mich einen nervenſchwachen Athleten genannt. Ueber die Spötter! weil ſie, wie jener Crotoneſer, von Kindheit an gewöhnt, ein Kälbchen mit ſich herumzuſchleppen, in ihrem Alter es dahin gebracht, einen ganz lebendigen Ochſen zu tragen, halten ſie ſich für ſtark, weil ſie dumm ſind. Dieſe Menſchen, die, weil ſie ſich nie der Außenwelt widerſetzt, auch niemals Widerſtand gefunden, ſehen nicht die nächſte Grenze ihrer Kraft und halten ſich für mächtig, weil ſie zur allgemeinen Materie gehören. Der Johanniter Meyer in Hamburg kennt mich beſſer. Er nennt mich ſo ein Kerl, was doch auf eine ſechs Fuß hohe Seele hindeutet. Ach! wäre ich nur ſo ein Kerl! nicht wie jetzt, ein jämmerlich überſetzter Kerl, ſondern ein unterſetzter Kerl, mit breiten Schultern, breiter Bruſt, breiten Zähnen, breiten Fäuſten und breiten Gedanken — Hei! wie wollte ich ſie zurichten! Denn wahrlich, ſtünden mir alle Waffen der olympiſchen Götter frei, ich wählte nicht Jupiters königliche Blitze, nicht Dianens ferntreffenden Pfeil, nicht Merkurs Rednerliſt, nicht Apollo's Leier, nicht das Lächeln der Grazien, nicht Aphroditens Zauberblick, nicht Amors Schelmerei — ich wählte mir nur die Keule des Herkules und Silens groben Spaß. Sie ſchrieben mir neulich, es ſey meiner unwürdig, wie ich mich gegen Robert und Pittſchaft ausgeſprochen. Freilich iſt es meiner unwürdig: aber es iſt ganz meiner würdig, in ſolcher Zeit nicht an meine Würde zu denken. Sind es Worte, die man braucht in dieſen Tagen der Entſcheidung? Soll ich daran denken, wie Leute von Geſchmack über meine Schreibart urtheilen, was Weiber von meiner Aeſthetik halten? Wenn ich Ruhe, Blut und Leben an die Sache des Vaterlandes wage, ſoll ich ängſtlich beſorgt ſeyn, mir meine Kleider nicht zu verunreinigen? Wenn die Feinde der Freiheit im Kothe lagern, ſoll ich fern bleiben und ſie nicht angreifen, um meine Stiefel nicht zu beſchmutzen? Wenn es darauf ankommt, von den feinſten Worten ein Filigran zu flechten, ein Drahtnetz

für Mückenseelen — ich verstehe das so gut als Einer. Wenn es darauf ankommt, eine Satyre zu spitzen, so spitz, daß sie durch die Pore eines Glases dringt — ich verstehe das so gut als Einer. Wenn es darauf ankommt, ein Gift zu mischen, klar, hell, rein, durchsichtig, ohne Farbe, Geruch und Geschmack, unschuldig wie frisches Quellwasser, ein Verleumdungsgift, eine aqua tofanà — ich verstehe das so gut als Einer. Aber nein, ich will die Kerls todtschlagen, am hellen Tage und vor Aller Augen; denn Alle sollen es wissen, und sie selbst, daß sie von meiner Hand gefallen. Wie? wenn ein dummer Bauerlümmel mir in der Schlacht gegenübersteht, der gar nicht weiß, wo er sich befindet, nicht weiß, woher er gekommen, wohin er geht, für was, für wen er streitet — soll ich ihn schonen, weil er dumm ist? Er gilt seinen Mann und seine Kugel trifft so gut, als kenne er ihr Ziel. Darum schlage ich ihn zu Boden. Soll ich ihm verächtlich den Rücken wenden, daß er mich von hinten treffe? Fein thun mit solchen plumpen Thieren, unter Scherz und Lachen Kirschkerne schnellen gegen solche Elephanten — es ist lächerlich. Sie spüren es gar nicht. Oder glauben Sie vielleicht, daß Alle die Plumpheit, die Rohheit, die Gemeinheit meiner Gegner fühlten? Glauben Sie das nicht. Nicht einmal die Bessern. Ich habe das erfahren. Ein wohlmeinender Freund brachte mir das Blatt aus Stuttgart; ich las es in seiner Gegenwart und ergötzte mich unter lautem Lachen an dem Fischweiberwitze einer deutschen Hofzeitung. Aber der Freund bemerkte mit bedenklichem Gesichte: es bleibt doch immer etwas hängen. Ich erwiderte: Pah! das bürstet mein Bedienter wieder aus. Als ich aber später darüber nachgedacht, fand ich, daß ich nur eine leere Floskel gebraucht, um etwas zu sagen, und daß der Freund Recht gehabt. Selbst Heine, der doch so fein ist in seinen Ausdrücken, und ein plumpes Wort gar nicht verstehen sollte, bemerkte, als er sah, wie ich mich lustig machte über ein anderes jener rohen Tabaksblätter, es wäre Perfidie darin. Und hätte ich mich blind gelesen, ich hätte die Perfidie nicht gefunden. So urtheilen über die Leute, die entweder selbst zur rohen Menge gehören, oder aus Erfahrung besser wissen als ich, wie man auf sie wirkt.

Die ministeriellen Blätter, die Hofzeitungen, warum schreiben sie denn so plump, warum schimpfen sie so pöbelhaft gegen die Vertheidiger der Freiheit? Glauben Sie, weil sie nicht fein zu seyn verstehen? O nein! Sie verstehen es nur zu gut. Wenn sie einen Streit unter sich haben, Hof gegen Hof, Fürst gegen Fürst, Macht gegen Macht, dann kocht selbst ihr heftigster Zorn nie so stark über, daß der trübe Schaum der Wuth zum Vorschein käme. Haß im Herzen, haben sie die liebevollsten Worte auf den Lippen und mit der ausgesuchtesten Höflichkeit stoßen sie dem Feinde ein

schönes Schwert in die Bruſt. Wo es aber darauf ankömmt, die Freiheit nieder zu reden, da wo die öffentliche Meinung, die Menge entſcheidet, ſind ſie grob und plump, um auf die grobe, plumpe und gedankenloſe Menge zu wirken, die in allen Ständen, vom Hofmanne bis zum Bauer, die Mehrzahl bildet. Was ſie gegen uns, ſollten wir gegen ſie thun. Seit fünfzig Jahren hat die Freiheit den Sieg, den ſie ſiebenmal errungen, ſiebenmal verloren, weil ſie zu mäßig war, wie in ihren Handlungen, ſo in ihren Reden. Die Völker glauben noch nicht feſt genug an ihr eigenes Recht, und daß ſie allein alles Recht beſitzen. Sie kennen noch nicht genug ihre eigene Macht und daß Keiner Macht hat neben ihnen. Sie wiſſen noch nicht genug, daß die Welt ihnen allein gehört und Königen nicht der kleinſte Theil davon, der ſich weiter erſtreckte, als ihr väterliches Erbe, und daß ſie darum von Allem, was ſie wollen und was ſie thun, Keinem Rechenſchaft zu geben haben, als Gott allein. Darum, weil ſie das nicht wiſſen, ihr Recht und ihre Macht nicht kennen, wollen die Völker in den Augen ihrer Fürſten gut und billig erſcheinen, rechtfertigen ſich, ſtatt Rechtfertigung zu begehren, fordern, wo ſie nehmen ſollten, fordern nicht Alles, was ihnen gebührt, und fordern es mit ſo leiſen höflichen Worten, daß man ſich anſtellt, die Hälfte nicht verſtanden zu haben, und die verſtandene Hälfte abzuſchlagen den Muth bekömmt; das muß anders werden. Keine Schonung mehr, nicht im Handeln, nicht im Reden. Liegt die Freiheit hinter einem Meere von Blut — wir holen ſie; liegt ſie tief im Kothe verſenkt, wir holen ſie auch. Darum ſiegt die Bosheit überall, darum wiſſen Dummheit und Gemeinheit immer den Vorſprung zu gewinnen, weil ſie den kürzeſten Weg zum Ziele nehmen, unbekümmert, ob er rein ſey oder ſchmutzig. Sie hält die Reinlichkeit nicht ab, ſie gebrauchen ſelbſt edle Mittel, wenn etwas Schlechtes dadurch zu erreichen, und wir ſollten den Koth meiden, auch wenn er zum Guten führte? Wir ſuchen reinliche Umwege, verlieren die Zeit und Alles; denn wo wir auch den Feind einholen, wo und wann wir auch zu ihm ſtoßen, wir finden ihn immer im Schlamme, den wir früher oder ſpäter durchwaten müſſen, wollen wir ſiegen für das Recht. Was Andere thun für die Tyrannei, warum ſollten wir es nicht für die Freiheit thun? Schwert gegen Schwert, Liſt gegen Liſt, Koth gegen Koth, Hundegebell gegen Hundegebell. Heine ſagt: auch die Freiheit müſſe ihre Jeſuiten haben; ich ſage das auch. Aber nicht das allein, die Freiheit muß Alles haben, was im Lager der Tyrannei zu finden: Stück-Knechte, Rothmäntel, Baſchkiren, Marodeurs, Paukenſchläger und Troßbuben. Lernen wir begreifen, daß die Tyrannen nur ſolche Waffen fürchten, die ſie ſelbſt gebrauchen; denn nur dieſe kennen ſie. Darum der Liſt ja keine Offenheit, dem

Laster keine Tugend, der Frechheit keine Milde, der Plumpheit gegenüber keinen Anstand. Ist es wie in den großen Kämpfen dieser Zeit, wo Macht gegen Macht streitet, nicht auch in den kleinen Kämpfen aller Zeiten, wo jeder Mensch für sein besonderes Leben gegen das andere besondere Leben kämpft? Siegt nicht immer der Dumme über den Weisen, der Bösewicht über den edlen Mann? Das geschieht, weil die edlen Menschen den Sieg mit dem Kampfe, die Beute mit der Waffe verwechseln, und mit Recht für das Recht streiten. Nur mit Unrecht gewinnt man das Recht; denn man kann selbst im Kampfe für die Wahrheit die Söldlinge nicht entbehren, und diese bezahlt man nicht mit Tugend. Sehen Sie Rousseau. Es gab keinen Menschen, der das Gute mehr geliebt, das Schlechte mehr gehaßt, als er. Er kämpfte sein ganzes Leben für Freiheit und Recht, und warum wurde er so verkannt? Warum wurde er so verspottet? Warum war sein Leben so voll Schmach und Noth? Er verspottete die Gemeinheit und war gutmüthig gegen die Gemeinen; er bekämpfte den Trug und lebte in Frieden mit allen Betrügern; er verfolgte alles Schlechte und schonte die Schlechten. Ueber die Sache verschwand ihm der Mensch; er liebte das Gute und verstand die Guten nicht zu lieben; aber man muß Feinde haben, um Freunde zu finden, man muß hassen, um lieben zu können. Rousseau haßte und liebte Keinen, darum stand er allein; er verschonte Jeden, darum wurde er nicht verschont; er verfolgte Keinen, darum wurde er von Allen verfolgt. Gott und Welt, Himmel und Erde vertheidigte er, aber sich selbst wußte er nicht zu vertheidigen. Das schien ihm schnöder Lohn für freien Liebesdienst, und den verschmähte er. Darum ging er zu Grunde. Alle Blitze seiner Beredtsamkeit gebrauchte er für Andere; für sich selbst war er wehrlos und stumm. Einmal sagt er in seinen Bekenntnissen: „Hätte ich meine Kraft gebrauchen wollen gegen meine Feinde, ich hätte gewiß die Lacher auf meiner Seite gehabt."

Ich habe mir das gemerkt. Die Lacher will ich auf meine Seite ziehen; die Lacher, die gutes Herz und gute Fäuste haben, und nicht die feinen Lächler, die, ob sie zwar tausendmal mir recht gäben, doch tausendmale mich todtschlagen ließen, ohne die Hand für mich aufzuheben; aber mir immerfort recht gäben und immerfort lächeln würden. Göttliche Grobheit! vor dir falle ich nieder.

Abends. So eben habe ich die Abendzeitung, den Messager gelesen. Gestern war sie noch ministeriell, heute hat sie die Farbe gewechselt. Die Actionairs haben sich nicht gut gestanden bei dem bisherigen Ministerialismus der Zeitung, und haben darum die Redaktion geändert. Es ist merkwürdig! Läse ich keine andere Zeitung, als nur den Messager, hätte ich

denken müſſen, daß ſeit geſtern ſich die ganze Welt geändert, daß ein Comet an die Erde geſtoßen und ſie in eine neue Bahn getrieben. Daraus ſah ich wieder, wie weit die Meinung der Regierenden von der des Volkes abſteht. Und wer von beiden auch irre, gleichviel. Der Abſtand bleibt immer der nämliche. Und ſo iſt es überall. Wie kann das gut enden?

Verfloſſene Nacht hat man eine Verſchwörung entdeckt. Aber keine von den neuen dummen Gaſſenverſchwörungen beim hellen Sonnenſcheine, ſondern eine von der guten alten Art, ſchauerlich, mitternächtlich, blutdürſtig, wie ſie in den Melodramen vorkommen. Einige hundert Menſchen, mit Dolchen und Piſtolen bewaffnet, wurden um Mitternacht in einem Hauſe überfallen. Sie ſetzten ſich zur Wehre. Der erſte eindringende Soldat wurde erſchoſſen. Einige Hundert ſind arretirt. Die Verſchworenen ſollen ſtarke bewaffnete Trupps in verſchiedenen Stadttheilen aufgeſtellt haben. Man wollte in die Tuilerien dringen; General Bourmont ſoll in Paris ſeyn. Doch iſt Alles noch ſchwankendes Gerücht. Waren es Republikaner? Waren es Carliſten? Man ſagt das Letztere. Wäre es das — der König hatte am nämlichen Abend einen Ball — dann muß in der Geſellſchaft doch mehr als Einer geweſen ſeyn, der von der Verſchwörung wußte. Es iſt eine intereſſante Situation! Heuer gedeiht aber nichts. Warum ſind ſie nicht ſo klug wie Joſeph von Egypten geweſen, und haben in den Jahren der Fruchtbarkeit beſſer für die Hungerjahre geſorgt? Jetzt kömmt die Beſcheerung.

— Habe ich Ihnen vor einiger Zeit nicht einmal geſchrieben: in Oeſterreich würden ſie erſchrecken über die furchtbaren Fortſchritte des Liberalismus, wenn ſie erfahren, daß ſogar in Conſtantinopel eine Zeitung erſcheint? Nun, das war damals freilich geſcherzt; aber es war ein Scherz im Geiſte des Ernſtes. Und jetzt iſt es wirklicher Ernſt geworden. Der öſterreichiſche Geſandte in Conſtantinopel hat der hohen Pforte eine ſehr eindringliche Note überreicht, worin er im Namen ſeines Hofes vorſtellt, welch' ſchrecklich gefährliche Sache es um eine Zeitung wäre, ſelbſt wenn ſie im Sinne der Regierung geſchrieben. Gäbe man dem Teufel einen Finger, bekomme er bald die ganze Hand. Was ſagen Sie dazu? Und wenn ich mich auf den Kopf ſtelle, ich kann nicht mehr lügen, kann nicht mehr ſatyriſch ſeyn. Alle Phantaſie geht dabei zu Grunde. Bei dieſer Gelegenheit will ich Ihnen eine artige Geſchichte von der ruſſiſchen Cenſur erzählen. Hängt Euch, deutſche Cenſoren! das da hättet Ihr nie erfunden. Im Jahre 1813 wollte ein Ruſſe die Beſchreibung einer Reiſe drucken laſſen, die er im Jahre 1812 durch Frankreich gemacht. Die Cenſur fand auch an dem Buche nichts auszuſetzen, außer dem Titel; denn es war nicht ſchicklich, daß ein

Ruſſe 1812 in Frankreich reiſe, zu einer Zeit, wo Rußland und Frankreich Krieg führten. Um dieſem Misſtande abzuhelfen, ſtrich die Cenſur den Titel Reiſe durch Frankreich aus und ſchrieb dafür Reiſe durch England, und wo im Buche das Wort Frankreich vorkam, ſetzte ſie England an deſſen Stelle.

Jetzt noch zwei chineſiſche Anekdoten zum Einſchlafen, denn ich will zu Bette gehen. Der Kaiſer von Rußland ließ dem Kaiſer von China ſagen: er möchte doch an der Grenze ſeines Reichs einen Cordon gegen die Cholera ziehen laſſen. Darauf ließ der Kaiſer von China erwidern: er werde das bleiben laſſen, denn er habe gehört, daß die Krankheit nur Müßiggänger, Trunkenbolde und unreinliche Menſchen befalle, und es wäre ihm ganz lieb, wenn er fünf Millionen ſolcher Unterthanen verlöre. Auch an einer andern Grenze des chineſiſchen Reichs wollte der Regierungsbeamte von Maßregeln gegen das Eindringen der Cholera nichts hören, weil er ſie als fruchtlos und den Müßiggang begünſtigend anſah. Um ſeine Meinung zu unterſtützen, erzählte er folgende Anekdote: „Im Jahre 1070 brach in Peking eine ſonderbare Krankheit aus, deren Wirkung ſich an den Haaren derjenigen zeigte, die in freier Luft lebten. In kurzer Zeit verlor der Kranke die Hälfte ſeiner Haare und darauf ſtarb er. Als der damalige Kaiſer Tſchanlug dieſes erfuhr, ſagte er mit beſtimmten Worten, er wolle von dieſer Krankheit nichts hören. Dieſer höchſte Wille, mit Feſtigkeit ausgedrückt, machte die Seuche verſchwinden.“ Gute Nacht.

Freitag, den 3. Februar.

Iſt denn das Alles wahr, was ich in einer Stuttgarter Zeitung geleſen, wie neulich die Frankfurter beim Durchzuge der Polen durch manches ſchöne Wort eine noch ſchönere Geſinnung offenbart? Einer, der vor dem Wagen der Polen zog, ſagte: „Dir helf ich ziehen, Philipp, was geht mich Kaiſer und König an? Das hier ſind brave Kerle, das weiß ich.“ Ein Anderer, den man abwendig machen wollte, antwortete: „Ei, Ihr habt die Sontag ziehen wollen; die haben den Ruſſen noch etwas ganz Anderes vorgeſungen.“ Ein Dritter äußerte: „wir müſſen den jungen Leuten zeigen, daß wir keine Preußen ſind.“ Der Berichterſtatter in der Stuttgarter Zeitung bemerkte hiebei, daß die Frankfurter, die ſich ſo geäußert, aus den niedrigen Ständen geweſen. Dieſe Bemerkung war ganz überflüßig. Man weiß recht gut, daß bei uns, wie überall, die höhern Stände weder ſo viel Verſtand, noch ſo viel Herz haben. Der Polenzug durch Deutſchland wird die ſchönſten Früchte tragen. O, die klugen Leute! O, die ſchlauen Staatsmänner! Vor dem großen Freiheitsmagazin im fernen Warſchau war ihnen bange; ſie zerſtreuten es, und jetzt geht die

Freiheit hauſiren im ganzen Lande, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorfe! Von der Schmach und Tücke, die Oeſterreich und Preußen den edlen Polen angethan, mußten die öffentlichen Blätter ſchweigen; und jetzt ſchicken ſie zwanzigtauſend Prediger im Lande herum, die erzählen, was ſie geduldet, und lehren, wie man zu dulden aufhöre. Kommen jetzt die Ruſſen, dann wird man lange reiſen müſſen, um von Frankreich aus ihre Gräber zu beſuchen.

Was ſich aber Preußen für Mühe gibt, ſich verhaßt zu machen! So viel Beſcheidenheit hätte ich ihm gar nicht zugetraut. Große Genies brauchen nicht zu ſtudiren. Daß aber meine guten Deutſchen ihren Preußenhaß auch gut verwenden! Es iſt in ihrer ſchönen Art, über ihr Herz doppelte Buchhalterei zu führen: was ſie dem Haſſe geliehen (und ſie leihen ihm nur und nehmen ſpäter zurück) ſetzen ſie gleich der Liebe in die Einnahme. Thut das nicht. Ihr möget Preußen haſſen, aber liebt darum Oeſterreich nicht mehr. Preußen klappert und warnt; Oeſterreich ziſcht nicht eher, bis es gebiſſen. Preußen watſchelt wie ein Bär auf die Freiheit los; Oeſterreich wartet, bis ſie an dem Dickicht vorbeikömmt, wo es verborgen lauert. Haſſet Preußen, aber fürchtet Oeſterreich. Oeſterreich *kann*, was Preußen nur *will*. Preußen iſt nur Oeſterreichs Mund; rechtet mit dem Herzen und nicht mit den Lippen. Oeſterreich findet die Weichſel roth genug, es iſt ganz zufrieden, und jetzt will es den Reſt der Polen dazu benutzen, im deutſchen Volke Haß gegen Preußen zu erregen, das es fürchtet, mehr als Rußland. Dieſes iſt doch ein Körper, aber Preußen iſt ein ſchauerlicher Geiſt. Hätte Oeſterreich nicht dieſen Zweck, wäre es nicht damit einverſtanden, hätte die Begeiſterung des deutſchen Volks für die edlen Polen in gar manchem deutſchen Lande, in gar mancher Stadt ſich ſo ungeſtört nicht zeigen dürfen; hätte man nicht geſehen, daß ſelbſt die feigſten aller Regierungen an dieſer Begeiſterung Theil genommen. Gar manche von den edlen Männern, die im milden Wirken für die Polen ſich ausgezeichnet, ſind der öſterreichiſchen Regierung mit ganz beſonderer Liebe zugethan, durch ganz beſondere Bande an ſie geknüpft. Haſſet eure offenen Feinde, aber fürchtet die Danaer, auch wenn ſie Geſchenke bringen!

Samſtag, den 4. Februar.

Heine wurde neulich von Jemand gefragt: worin er ſich in ſeinen politiſchen Anſichten von mir unterſcheide? Er antwortete: ich bin eine gewöhnliche Guillotine und Börne iſt eine Dampfguillotine.

— Mehr als zweihundert Perſonen ſind wegen der letzten Verſchwörung arretirt worden, und darunter Leute von Namen, wie der General Dufour. Das iſt der nämliche General Dufour, welcher in den Julitagen, als der

Herzog von Orleans vor dem Rathhause um die Gunst des Volkes bettelte, zu ihm sagte: Sie sehen, gnädiger Herr, welch' ein schlechtes Ende schlechte Könige nehmen, und das diene Ihnen zur Lehre. Worauf der Herzog von Orleans ganz prächtig die Hand auf sein Herz legte, und nachdem er eine der schönsten Stellungen Talma's ausgewählt, zu Dufour sagte: „es bedarf Ihrer Ermahnungen nicht; ich bin ein guter Franzose, habe die Freiheit immer geliebt, immer für sie gekämpft." Fast geweint hat der gute Herzog vor edlem Zorne. Jetzt sitzt er auf dem Throne und Dufour im Kerker.

Auf Perrier's Ball hätte ich leicht kommen können, wie jeder Andere auch. Man konnte sich ein Billet dazu verschaffen, wie zum Theater; aber ich wollte nicht. Ich will nicht wandeln, wo Sünder gehen, und mich nicht setzen, wo Spötter sitzen.

Vier und siebenzigster Brief.

Paris, Dienstag den 7. Februar 1832.

Vor einigen Tagen wurden hier, zum erstenmale seit der Revolution, zwei Menschen hingerichtet. Da verlosch der letzte Strahl eines schönen Tages. Als damals das Volk über das Leben aller seiner Feinde gebot und es schonte, dachten einige edle Männer daran, diese Tugend des Volkes, so lange sie noch regierte, zum künftigen Gesetze zu erheben, damit, wenn die Macht wieder an Jene käme, die nie geschont, sie ihren Rachedurst doch wenigstens nicht mit Blut sollen stillen dürfen. Sie trugen daher in der Kammer auf Abschaffung der Todesstrafe an. Doch jene Andern, die es genau berechneten, wie viel in dieser betrübten Zeit, da ihr Gewerbe ganz darnieder lag, ihnen an Kapital und Zinsen verloren ginge, und daß sie das später alle wieder herbeischaffen müßten, es zum alten Schatze zu legen, erschracken über die Abschaffung der Todesstrafe. All ihr Glück liegt in der Hoffnungslosigkeit des Unglücks — wie kann man regieren ohne Tod? Doch schwiegen sie. Denn damals standen ihre unglücklichen Freunde vor Gericht, die Minister Karls X., die ganz in ihrem Geiste und nach ihrem Herzen gehandelt, denen es aber mislungen war. Man wollte sie vom Tode retten und ließ darum die Wünsche des Volks für die Abschaffung der Todesstrafe nicht kalt werden. Sobald aber die Minister zur Gefangenschaft verurtheilt waren, befreite man sich von der schweren Heuchelei und führte für die Beibehaltung der Todesstrafe alle die Gründe an, welche die Mächtigen, Vornehmen und Reichen seit jeher geltend gemacht, weil ihnen der Schutz ihrer Macht und die unbestrittene Herrschaft ihrer Leidenschaften und eine mathematische Sicherheit ihrer Reichthümer höher gelten, als Christus Lehre und

als das Gebot der Menſchlichkeit. Ihr eignes Herz zum Maßſtabe nehmend, hatten ſie ausgemeſſen, nach einem Jahre würde das Herz des Volks ſo klein geworden ſeyn, daß die große Idee von der Abſchaffung der Todesſtrafe nicht mehr Platz darin finde. Aber ſie täuſchten ſich.

Vor einigen Monaten wollte man auf dem Grève-Platz einen Verbrecher hinrichten, als aber das Volk die Vorbereitungen ſah, zeigte es ſich ſo aufgeregt und widerſetzlich, daß man die Hinrichtung nicht vorzunehmen wagte. Jetzt haben ſie den Richtplatz an das Ende der Vorſtadt Saint Jacques verlegt, außerhalb des Geſichtskreiſes des Volkes, eine Stunde vom Mittelpunkte der Stadt entfernt. Die letzte Hinrichtung haben ſie ganz im Stillen vollzogen; erſt zwei Tage ſpäter erfuhr Paris davon. Die Zeitungen der Miniſter haben es im Triumphe erzählt, wie ſchön Alles gelungen, und wie der Schleier des Geheimniſſes Alles dicht bedeckte. Das Schaffot wurde in der Nacht aufgerichtet und die Verbrecher Morgens acht Uhr auf den Richtplatz geführt. Dieſe waren ſchon ſeit vielen Monaten verurtheilt, auf die Begnadigung hofften ſie nicht mehr, ſie war ihnen Gewißheit. Noch am Nachmittage gingen ſie im Hofe der Conciergerie ruhig und rettungsfroh ſpazieren, und als ſie ſich Abends zu Bette legen wollten, kündigte man ihnen für den andern Morgen den Tod an. Der eine Verurtheilte ſagte am Fuße der Guillotine zum Henker: eilt Euch! eilt Euch! Aber ſie haben ihn nicht verſtanden, dieſen Donner des Himmels. Eilt Euch! Eilt Euch! rüft es ihnen von oben herab; kurz iſt Eure Zeit! Die heillos verblendeten Thoren! Als der edle Tracy in der Kammer auf die Abſchaffung der Todesſtrafe angetragen, da hätten ſie nicht ruhen und raſten, ſie hätten ihre Kinder nicht wiederſehen, nich eher eſſen, trinken und ſchlafen ſollen, bis das rettende Geſetz angenommen und verkündigt worden. Die Unglückſeligen! Für wen denn haben ſie das Schaffot aufgerichtet, für wen haben ſie das verroſtete Beil des Henkers wieder blank geſchliffen? Für ſich ſelbſt. Nicht zum zweiten Male wird das Volk ſeine Freiheit Tyrannen anvertrauen, nicht zum zweiten Male wird es ſeinen Feinden das Leben ſchenken.

— Wenn Pfeilſchifters Blätter für den deutſchen Adelſtand nicht ebenſo unſichtbar ſind, als es noch alle ſeine frühern Schriften waren, wenn man ſie in Frankfurt finden kann, bitte ich Sie, mir einige davon hieher zu ſchicken. Es iſt ein Werk der Menſchlichkeit und ich wäre im Stande ſelbſt daran zu arbeiten. Charpie für den deutſchen Adelſtand — er wird ſie bald nöthig haben. Zupft! Zupft! Ihr habt es nicht für die Polen gethan: doch wir rächen uns nicht. Auch ein Edelmann wird zum Menſchen, ſobald er krank und unglücklich geworden. Ach, wie ſchön

ordnet sich das jetzt Alles; wir dummen Demokraten hätten das nie gefunden. In den frühesten Zeiten war das Volk nichts, der Fürst wenig, der Adel Alles. Aber die Fürsten wollten mehr werden, und verbanden sich mit dem Volke, den Adel zu unterdrücken. Das gelang nach einigen Jahrhunderten. Die Fürsten wurden viel, der Adel sank zu wenig herab, das Volk erhob sich zu etwas. Nun aber wollten die Fürsten Alles werden und verbanden sich wieder mit dem Adel, um das Volk in sein altes Nichts zurück zu stürzen. Das gelang nicht; ja, das Volk wurde immer mächtiger und gelangte endlich zu der späten Einsicht, daß ihm allein Alles gebühre, und den Fürsten und Edelleuten, so lange sie außer dem Volke stehen, nicht das Geringste. Jetzt in unsern Tagen ist die Noth und Gefahr für die Fürsten so groß geworden, daß sie, wie immer in Gefahren, sich hinter die Fronte der Streiter begeben. Den Adel, an dessen Spitze sie sonst standen, stellen sie vor sich hin, und das ändert die Lage des Kampfes auf das allervortheilhafteste für uns. Den Völkern war eine Art religiöser Scheu vor ihren Fürsten anerzogen, und darum, ob sie zwar immer wußten, daß der Adel ihr eigentlicher Feind sey, trugen sie doch Bedenken, denselben mit aller Macht zu treffen, aus Furcht, die Fürsten zu verletzen, die vor ihm standen. Jetzt aber, da die Fürsten zurücktreten, wird die Völker nichts mehr abhalten, ihren ewigen Feind mit aller Kraft zu bekämpfen, und ihr Sieg ist sicher. Nach dem polnischen Kriege hat sich der mächtige Kaiser Nikolas ganz erschöpft in die Arme seines Adels geworfen; der absolute König von Preußen organisirt die Aristokratie der Schweiz, und dient als gemeiner Ritter in ihren Reihen. Der englische Adel drängt seinen König zurück, und der französische rüstet sich mit dem Gelde der dummen Banquiers. Darum schreibt, Ihr Pfeilschifter! Zupft, Ihr gnädigen Fräulein von Neufchatel! Zupft, das ist Weiberart, das kommt Euch zu! Aber erröthet, daß Ihr die alten Fischweiber von Paris übertroffen, und furienartiger, als jene einst die Aristokraten mishandelt, mit Euern zarten adlichen Händen den Demokraten das Gesicht zerkratzt, die der galante Herr von Pfuel, einst der Bayard des Tugendbundes, gefesselt vor Euer Sopha geschleppt. Zupft, während wir die Schwerter wetzen!

— In der Deutschen Allgemeinen Zeitung stehet: „noch ein Wort über Börne" — ein sehr verdienstvoller Artikel, der wegen der vielen Wunden, die er empfangen, mit dem Censur-Orden geschmückt worden ist. Das ist nun einer der Wohlwollenden, der froh und emsig Alles herbeigeholt, was er zu meiner Vertheidigung für nöthig hielt, und der es herzlich bedauert, daß er mich nicht in Allem vertheidigen kann. Nun wohl, er hat mich besser verstanden, als die Andern; aber auch nur besser verstanden

was ich gesagt, was gedruckt zu lesen war. Doch was ich nicht gesagt, was nicht gedruckt worden, das entging ihm, wie es den Uebrigen entgangen. Haben Euch denn die täglichen Gedankenstriche Euerer Censur nicht wenigstens im Errathen einige Uebung gegeben? Ach, das ist eben der Jammer mit den Deutschen. Weil sie immer so gründlich, so vollständig sind; weil sie Alles, was sie thun, mit dem Anfange anfangen und mit dem Ende aller Dinge endigen; weil, so oft sie lehren, sie Alles lehren, was sie wissen über Alles; weil sie, wäre auch nur zu reden von der Angelegenheit dieser Stunde, von den Verhältnissen eines beschränkten Raumes, sie die ganze Ewigkeit, die ganze Unendlichkeit durchsprechen; weil sie hinausschiffen in den großen Ocean, so oft sie sich die Hände waschen wollen — urtheilen sie, findet sich einmal ein Mann, der sagt, was zu wissen nur eben Noth thut, es sey ein oberflächlicher, einseitiger Mensch, der lustige Worte spräche und nichts Gründliches sage. Was ist da zu thun? Ach, gestehet es nur, wenn wir uns wechselseitig unerträglich sind, so ist doch meine Lust viel größer, als die Euere. Meine kleine Bürde unter dreißig Millionen Menschen vertheilt: das gibt jedem von Euch gar wenig zu tragen. Aber mir hocken dreißig Millionen Deutsche auf dem Rücken, und die sind sehr schwer, sehr schwer! Gesteht es nur, ich brauche mehr Geduld mit Euch, als Ihr Geduld mit mir braucht.

Mein wohlmeinender Freund in der Deutschen Allgemeinen Zeitung sagt: man möge nicht vergessen, daß ich ein Jude bin. Aber das spricht er nicht als Vorwurf wie die Andern aus; nein, er gedenkt dessen zu meiner Entschuldigung, ja, zu meinem Lobe. Er sagt: mit Recht wäre ich gegen die Deutschen erbittert, die mein Volk so gedrückt und geschändet; nicht der Haß, die Liebe habe mich verblendet. Ferner: „Der Ironie Börne's ist das Franzosenthum der Riesenmaßstab geworden, mit welchem gemessen die deutsche Nationalität in ihrer ganzen Zwerghaftigkeit und Verkrüppelung erscheinen soll." Ferner: „Auch die Ironie bedarf eines Gegensatzes, wie Alles in dieser Welt voll Licht und Schatten, und sie muß daher, um ihren Gegenstand in seiner ganzen Kleinheit darzustellen, ein wirklich oder scheinbar Großes ihm entgegensetzen." Ferner: „Die ernsten schlagenden Worte eines Rotteck und Welcker, aber wahrlich nicht die fliegenden Witze eines Heine und Börne, streuen den Saamen künftiger Thaten über unser Vaterland aus . . . Hat man Börne's Briefe zu Ende gelesen, so ist auch der Eindruck vorüber, und es ist uns nicht anders zu Muthe, als hätten wir einem glänzenden Feuerwerke zugesehen . . . Allein alle diese einzelnen Winke können doch nimmer die Bahn bezeichnen, auf welcher die Nationen vorwärts zu schreiten haben; das vermögen keine blendenden, zuckenden

Gedankenblitze, sondern nur das Licht der klaren unwandelbaren Sonne.“ Und noch mehrere Dinge solcher Art spricht der Freund, auf welche ich Dinge meiner Art erwidern will.

Es ist wie ein Wunder! Tausendmale habe ich es erfahren, und doch bleibt es mir ewig neu. Die Einen werfen mir vor, daß ich ein Jude sey; die Andern verzeihen mir es; der Dritte lobt mich gar dafür; aber Alle denken daran. Sie sind wie gebannt in diesem magischen Judenkreise, es kann Keiner hinaus. Auch weiß ich recht gut, woher der böse Zauber kommt. Die armen Deutschen! Im untersten Geschosse wohnend, gedrückt von den sieben Stockwerken der höhern Stände, erleichtert es ihr ängstliches Gefühl von Menschen zu sprechen, die noch tiefer als sie selbst, die im Keller wohnen. Keine Juden zu seyn, tröstet sie dafür, daß sie nicht einmal Hofräthe sind. Nein, daß ich als Jude geboren, das hat mich nie erbittert gegen die Deutschen, das hat mich nie verblendet. Ich wäre ja nicht werth, das Licht der Sonne zu genießen, wenn ich die große Gnade, die mir Gott erzeigt, mich zugleich ein Deutscher und ein Jude werden zu lassen, mit schnödem Murren bezahlte — wegen eines Spottes, den ich immer verachtet, wegen Leiden, die ich längst verschmerzt. Nein, ich weiß das unverdiente Glück zu schätzen, zugleich ein Deutscher und ein Jude zu seyn, nach allen Tugenden der Deutschen streben zu können, und doch keinen ihrer Fehler zu theilen. Ja, weil ich als Knecht geboren, darum liebe ich die Freiheit mehr als Ihr. Ja, weil ich die Sclaverei gelernt, darum verstehe ich die Freiheit besser als Ihr. Ja, weil ich keinem Vaterlande geboren, darum wünsche ich ein Vaterland heißer als Ihr, und weil mein Geburtsort nicht größer war, als die Judengasse, und hinter dem verschlossenen Thore das Ausland für mich begann, genügt mir auch die Stadt nicht mehr zum Vaterlande, nicht mehr ein Landgebiet, nicht mehr eine Provinz; nur das ganze große Vaterland genügt mir, so weit seine Sprache reicht. Und hätte ich die Macht, ich duldete nicht, daß Landgebiet von Landgebiet, daß deutscher Stamm von deutschem Stamm auch nur eine Gosse trennte, nicht breiter als meine Hand; und hätte ich die Macht, ich duldete nicht, daß nur ein einziges deutsches Wort aus deutschem Munde jenseits der Grenzen zu mir herüberschallte. Und weil ich einmal aufgehört, ein Knecht von Bürgern zu seyn, will ich auch nicht länger der Knecht eines Fürsten bleiben; ganz frei will ich werden. Ich habe mir das Haus meiner Freiheit von Grunde auf gebaut; macht es wie ich und begnügt Euch nicht, das Dach eines baufälligen Staatsgebäudes mit neuen Ziegeln zu decken. Ich bitte Euch, verachtet meinen Juden nicht. Wäret Ihr nur wie sie, dann wäret Ihr besser; wären ihrer nur so

viele als Ihr seyd, dann wären sie besser als Ihr. Ihr seyd dreißig Millionen Deutsche, und zählet nur für dreißig in der Welt; gebet uns dreißig Millionen Juden, und die Welt zählte nicht neben ihnen. Ihr habt den Juden die Luft genommen; aber das hat sie vor Fäulniß bewahrt. Ihr habt ihnen das Salz des Hasses in ihr Herz gestreut; aber das hat ihr Herz frisch erhalten. Ihr habt sie den ganzen langen Winter in einen tiefen Keller gesperrt, und das Kellerloch mit Mist verstopft; aber Ihr, frei dem Froste blosgestellt, seyd halb erfroren. Wenn der Frühling kömmt, wollen wir sehen, wer früher grünt, der Jude oder der Christ.

Sie sagen: Die Franzosen erschienen mir als Riesen, und die Deutschen stellte ich als Zwerge neben sie. Soll man da lachen oder trauern? Wem soll man begegnen? Was soll man beantworten? Unverstand und Misverstand sind Zwillingsbrüder, und es ist schwer, sie von einander zu unterscheiden, für Jeden, der nicht ihr Vater ist. Wo habt Ihr klugen Leute denn das herausgelesen, daß ich die Franzosen als Riesen anstaune, und die Deutschen als Zwerge verachte? Wenn ich den Reichthum jenes schlechten Banquiers, die Gesundheit jenes dummen Bauers, die Gelehrsamkeit jenes Göttinger Professors preise, und mich glücklich schätze, solche Güter zu besitzen — bekenne ich denn damit, daß jene glücklicher sind als ich, und daß ich mit ihnen tauschen möchte? Ich, mit ihnen tauschen? Der Teufel hole sie alle drei. Nur ihre Vorzüge wünsche ich mir, weil mir diese Güter fehlen. Mir würden sie zum Guten gereichen; aber Jenen, die sie besitzen, gedeihen sie nicht, weil es die einzigen Güter sind, die ihnen nicht fehlen. Wenn ich den Deutschen sage: Macht, daß Euer Herz stark genug werde für Euern Geist; daß Euere Zunge feurig genug werde für Euer Herz; daß Euer Arm schnell genug werde für Euere Zunge; eignet Euch die Vorzüge der Franzosen an, und Ihr werdet das erste Volk der Welt — habe ich denn damit erklärt, daß die Deutschen Zwerge sind und die Franzosen Riesen? Austauschen, nicht tauschen sollen wir mit Frankreich. Käme ein Gott zu mir und spräche: Ich will dich in einen Franzosen umwandeln mit allen deinen Gedanken und Gefühlen, mit allen deinen Erinnerungen und Hoffnungen — ich würde ihm antworten: ich danke, Herr Gott. Ich will ein Deutscher bleiben mit allen seinen Mängeln und Auswüchsen; ein Deutscher mit seinen sechs und dreißig Fürsten, mit seinen heimlichen Gerichten, mit seiner Censur, mit seiner unfruchtbaren Gelehrsamkeit, mit seinem Demuthe, seinem Hochmuthe, seinen Hofräthen, seinen Philistern — — auch mit seinen Philistern? — — —

Ihr ſagt: Die Ironie bedürfe eines Gegenſatzes, die der meinigen fehle. Wie! Merkt Ihr, was ihr fehlt, dann fehlt ihr ja nichts mehr, und merkt Ihr nichts, dann fehlt ihr wieder nichts. Ihr ſeyd ja ſelbſt der Gegenſatz! Soll ich Euch, breit wie Ihr ſeyd, auf das ſchmale Papier hinſtellen, das ja kaum für meine kleine Ironie groß genug iſt? Man malet den Schatten, man malet nie das Licht. Soll ich euch etwa loben, ein Volk loben? Seyd Ihr denn mehr als Sonne und Mond? Nun, wenn die Sternkundigen von Mond und Sonne lehren, dann reden ſie nicht lange und breit davon, daß Mond und Sonne leuchten — das ſieht jeder dumme Hans — von ihrem Schatten, ihren Flecken reden ſie. Das iſt, was gelernt werden muß, darin iſt die Wiſſenſchaft. Von den Tugenden der Franzoſen konnte ich ſprechen, denn das ſind Lichtflecken. Ihr ſeyd ein Ganzes mit meinem Buche. Beurtheilt es, aber beurtheilt Euch mit, daß Ihr es nicht falſch beurtheilt. Ihr ſagt: mit ſolchen fliegenden Witzen ſtreue man nicht den Saamen künftiger Thaten über unſer Vaterland aus. O ſchonet nicht! Ich bekomme Krämpfe, wenn ich von Saamen ausſtreuen reden höre. Jetzt reden ſie noch von ſäen, da doch ihr Korn ſchon längſt geſchnitten iſt, und es nur an Dreſchern fehlt, die es ausſchlagen! Nun, ich war einer von den Flegeln, die Euch gedroſchen; dankt es mir! Saamen ausſtreuen! Man verliert alle Geduld. So macht Euch auch eine neue Erde für Euern Samen, das wäre noch viel gründlicher. So wirkt man nicht — meinet Ihr. Wenn man meine Briefe geleſen, bliebe nichts übrig, es war ein glänzendes Feuerwerk! Bin ich ein Gott? Kann ich Euch den Tag geben? Ich kann Euch nur zeigen, daß Ihr im Dunkeln lebt, und dazu leuchtet ein Feuerwerk lang und hell genug. Es bliebe nichts übrig? Wenn man meine Briefe geleſen, bleibt noch die ganze Göttinger Bibliothek übrig. Wie! Ich hätte nichts gewirkt? Hört doch die armen Schelme an! Sie zanken mit mir, daß ich ihnen Waſſer ſtatt Wein einſchenkte, und können doch vor Trunkenheit kaum den Vorwurf ſtammeln. Was nennt Ihr wirken? Was nennt Ihr die Menſchen bewegen? Heißt Ihr das ſie bewegen, wenn es Euch gelingt, ſie zu Eueren Geſinnungen hinüber zu ziehen? Wenn ſo, dann bin ich beſcheidener als Ihr. Ich nenne es auch die Menſchen bewegen, wenn es mir gelingt, ſie fortzutreiben, entfernten ſie ſich auch von meiner Geſinnung. Sie gingen doch, ſie blieben nicht länger ſtehen. Und das iſt mir gelungen. Welche Begebenheit der Welt hat denn ſeit der großen Sontag das deutſche Volk ſo in Bewegung geſetzt als mein Buch? Nun freilich, der Sängerin haben ſie den Wagen gezogen, und nach mir, der gepfiffen, haben ſie mit faulen Aepfeln geworfen; aber ſie haben ſich bewegt für mich, wie

für sie, und die Bewegung war ihnen gut. Freilich haben sie die Sängerin mit Flötenliedern in den Schlaf gelullt, und mich haben sie mit einer gräulichen Katzenmusik aus dem Schlafe geweckt; aber bis vor Mitternacht haben sie vor meinem Hause gekeffelt und geklappert, sie sind später zu Bette gegangen, sie haben drei Stunden weniger geschlafen. Ist das nicht Gewinn? Habe ich nicht die Röthe des Zornes in tausend blutleere Wangen gejagt, und seyd Ihr denn so ganz gewiß, daß nicht manche schüchterne Schamröthe das benutzt, sich leise, sachte darüber hinzuschleichen? Habe ich nicht manches kalte Herz entflammt? Mag nun die Flamme meinen Scheiterhaufen anzünden, oder den Weihrauch, den man auf meinen Altar gestreut — was geht das Euch an? Das ist meine Sache. Genug, es flammt. Seyd nicht undankbar gegen einen Euerer treuesten Diener, der mit den Andern geholfen, Euch aus dem Schlafe zu rütteln. Als der große Friedrich in seinen hohen Jahren schlafbegierig geworden, da, seiner Fürstenpflicht eingedenk, befahl er seinem Kammerdiener, ihn früh zu wecken, und wenn er nicht gleich das Bett verließe, ihm die Decke vom Leibe wegzuziehen. Er murrte immer über die Gewalt; aber war er einmal munter geworden, dann lobte er seinen Diener. Trinkt nur erst Euren Kaffee, und dann werdet Ihr es mir danken, daß ich Euch die Bettdecke vom Leibe weggezogen. Die Zeit wird kommen, wo Ihr alle meine Vorwürfe ungerecht gemacht; und dann werdet Ihr die Ersten seyn, es zu gestehen, daß sie einst gerecht gewesen.

Sie verlangen, ich solle ihnen die Bahn bezeichnen, auf welcher sie vorwärts zu schreiten haben. Wenn ich ein Narr wäre! Ich weiß oft nicht: spottet Ihr über Euch selbst, oder wollt Ihr mich zum Besten haben? Wie? Soll ich Euch Bücher schreiben? Soll ich reden von Preßfreiheit und Censur, ja nicht zu vergessen die Caution; von öffentlichen Gerichten; von Geschwornen, von Abschaffung des Neubruchszehnten, des Blutzehnten, und anderer Teufelszehnten; von Aufhebung der Frohnden und Zünfte; von Aufhebung der Universitäts-Gilden; von persönlicher Freiheit; von einem gemeinschaftlichen deutschen Gesetzbuche; von gleichem Maße und Gewicht und gleichem Münzfuße; von Freiheit des Handels; von wahrer freier Volksvertretung; von starker Wehrverfassung gegen das Ausland? Von dem Allen sollte ich Euch sprechen? Hat es denn noch Keiner vor mir gethan? Habt Ihr geschlafen die letzten fünfzig Jahre? Dankt es mir doch, daß ich Euch den Buchbinderlohn erspare. Positives wollen sie haben? Wahrhaftig, sie haben es mir vorgeworfen, es sey gar nichts Positives in meinen Briefen. Positives! Und ihr Postament ist die ganze Erde! Ist es Euch noch nicht hoch, noch nicht breit genug? Traut Ihr seiner

Dauerhaftigkeit nicht, und bittet mich, noch eine Lage Positives aufzusetzen? Ich verbürge mich für seine Dauerhaftigkeit. Wagt es, wagt es endlich einmal, die Bildsäule der Freiheit darauf zu setzen. Oldenburger! — Doch nein, ich will mich nicht ärgern und Euch auch nicht. Doch könnt Ihrs nicht mit Freundschaft anhören, was ich Euch mit Freundschaft sage, daß Ihr Alle wie die Oldenburger Herren seyd? Diese arbeiten jetzt an guten Communalschuhen, und sind diese nach hundert Jahren fertig, stecken sie die Füße hinein; und nach hundert Jahren stellen sie den Leib auf die Füße; und nach hundert Jahren stellen sie den Hals auf den Leib; und nach hundert Jahren setzen sie den Kopf auf den Hals; und nach hundert Jahren setzen sie den Freiheitshut auf den Kopf; und dann hat Oldenburg eine Constitution so gut und so schön wie eine. O Oldenburger!

Neue Ideen wollen sie auch von mir haben! Ein anderer Narr hat erzählt, er habe in meinem Buche nicht eine, nicht eine einzige neue Idee gefunden. Spannet alle Euere Professoren auf die Folter, und wenn sie Euch beim dritten Grade eine neue Idee bekennen, dann hat ihnen der Schmerz die Lüge abgepreßt, die sie widerrufen, sobald Ihr sie von ihrer Qual befreit. — Schweigt! Ihr wißt nicht, wie man Völker erzieht. Ich verstehe es besser. Ein Volk ist ein Kind! Habt Ihr einen hoffnungsvollen Knaben, geschmückt mit allen Vorzügen des Körpers, ausgestattet mit allen Gaben des Herzens und des Geistes; aber eine unheilbare Schwäche, eine schlimme Angewohnheit verunziert des Knaben gute Natur, oder für einen gemeinen Fehler hat er Strafe verdient — werdet Ihr, wie folgt, mit ihm reden? „Komm her Junge, küsse mich. Du bist ein herrliches Kind, meine Freude und mein Stolz; deine Mutter lobt dich, deine Lehrer rühmen dich, deine Kameraden bewundern dich. Und jetzt hast du eine Ohrfeige, denn du bist unartig gewesen. Und jetzt küsse mich wieder, theures Kind!“ Nein, so handelt Ihr, so redet Ihr nicht, so thöricht seyd Ihr nicht. Ihr gebt dem Knaben eine Ohrfeige und von dem Uebrigen schweigt Ihr. Darüber gehen seine schöne Eigenschaften nicht zu Grunde. War aber ein reifer und verständiger Mann bei der Züchtigung des Knaben, dann vernahm er wohl etwas in der schwankenden Stimme des Vaters, das wie eine frohe Rührung klang; dann sah er wohl etwas in seinem Auge, das wie eine Hoffnungs-Thräne schimmerte. Dann küßte vielleicht der fremde Mann den weinenden Knaben, doch ganz gewiß tadelte er den Vater nicht.

Donnerstag, den 9. Februar.

Es erzählte mir Jemand, die Juden in Frankfurt würden mehrere Freiheiten bekommen; statt fünfzehn Paare jährlich, sollen künftig achtzehn Paare heirathen dürfen. O Zeitgeist! Zeitgeist! Wer kann dir widerstehen?

— In Preußen hat man den Juden das deutſche Predigen verboten. Ach ja, ich will es wohl glauben. Wie glücklich wären ſie, wenn ſie auch in den Kirchen, den Gerichten, auf dem Markte, in den Zeitungen und ſonſt überall, wo man mit der Menge ſpricht, die deutſche Sprache verbieten und dafür die hebräiſche einführen könnten, die Keiner verſteht! Hebräiſch regieren — das wäre etwas Himmliſches! Ein Punkt kann den ehrlichſten Mann an den Galgen bringen; ein Punkt, ein Strich mehr oder weniger, da oder dort, gibt dem Geſetze einen ganz andern Sinn; man kann das Recht kneten wie Butter und eine grobe Conſtitution ſo fein machen, daß ſie durch ein Nadelöhr geht. Denkt daran, Ihr chriſtlichen Miniſter! werdet Rabbiner und ich habe das erfunden! Auch will man jetzt in Preußen allen Civilbeamten Uniformen geben. Das iſt die rechte Höhe der Tyrannei, der Superlativ, der deutſche Superlativ des Monarchismus; es iſt eine allerhöchſte Spitzbüberei. Dadurch will man die Regierung ganz vom Volke trennen, die Beamten unter den Corporalſtock der Disciplin bringen, Vaterlandsliebe in blinden Gehorſam verwandeln, und aus dem ſitzenden Heere der Schreiber ein ſtehendes Heer machen; aus Richtern und Hofräthen Soldaten, welche die Feder ſtatt der Flinte ſchultern, ſtatt Patrontaſchen Wappen tragen und Verordnungen und Strafen wie Patronen gebrauchen. Die Kammergerichts-Aſſeſſoren werden Schildwache ſtehen müſſen und die Referendaire des Nachts patrouilliren. Das Miniſterium wird das Hauptquartier und jedes Amt eine Wachtſtube. So verknechtet man das Volk, ſo verknechtet man ſeine Hüter, ſo verknechtet man Alles von der Hütte bis zum Throne, vom Bettler bis zum Oberknechte. Ach! ſo viele Umſtände wären gar nicht nöthig. Die Preußen ſind gute Menſchen und leitſam wie die Hämmel. Der Kühnſte unter ihnen, der Herr Profeſſor von Raumer, iſt noch furchtſam wie ein Spatz. Er hatte einmal den Muth, von der Galeerenbank der Cenſur wegzulaufen. Es war in den Schreckenstagen der Cholera, wo Jeder den Kopf verlor. Er hätte ihn freilich nicht gehabt, wäre nicht Sr. Excellenz, der Geheimrath v. Raumer, Galeerenhauptmann und ſein Onkel geweſen, auf deſſen Schutz er rechnen durfte, wenn man ihn wieder erwiſchte. Gleich ließ er ſeine Heldenthaten, als ſein eigner Homer, in die Allgemeine Zeitung ſetzen. Das war zu viel. Dagegen konnte ihn auch ſein gnädiger Onkel nicht ſchützen, das griff die preußiſche Monarchie zu gefährlich an. Man befahl dem Profeſſor Raumer, ſeinen kühnen Schritt zu leugnen, und er hatte die Feigheit, es zu thun und öffentlich bekannt zu machen, er habe die Nachricht nicht in die Allgemeine Zeitung geſchickt, er wiſſe nichts davon. Und hätte er wirklich nichts davon gewußt, er hätte das doch nicht erklären dürfen. Braucht man Uniformen

gegen oder für ſolche Menſchen? Herr von Raumer kam wieder zu Gnade und zu größerer als vorher. Denn nicht aufrichtige, treuergebene Diener will man haben, Menſchen, die mit Herz und Glauben dem Abſolutismus dienen; nein, Herz und Glauben ſind der Tyrannei verhaßt, auch wenn ſie ihr dienen. Man will freigeſinnte, aber gottvergeſſene Menſchen, die ein Gewiſſen zu verkaufen, die eine urſprünglich gute Geſinnung dem Teufel zu verſchreiben haben. Die ſucht man, die belohnt man am beſten. Die kann man dem Volke zur Verführung aufſtellen, als hohnlächelnde Beweiſe vorzeigen, daß Tugend nichts iſt und Ehre eine Waare. So verknechtet, ſo entadelt man die Menſchheit, daß ſie Gott ſelbſt nicht mehr erkennt und ſie der Gewalt der Tyrannei überläßt.

Freitag, den 10. Februar.

Heute bin ich ganz vergnügt, daß ich geſtern keinen Brief bekommen. Dafür bekomme ich ihn heute, oder jeder Funke von Menſchlichkeit müßte in Ihnen erloſchen ſeyn. Haben Sie meine erſchütternden Ermahnungen vom Neujahrstage ſchon vergeſſen? Warten Sie nur, dann ſchreibe ich Ihnen wieder einen Brief, der Ihnen das Herz in tauſend kleine Stücke brechen ſoll.

Den geſtrigen Abend brachte ich in einer soirée St. Simonienne zu, bis gegen Mitternacht. Es iſt eine wöchentliche Zuſammenkunft, die, wie jede andere, der geſelligen Unterhaltung gewidmet iſt, und keine beſondere religiöſe oder doctrinaire Beſtimmung hat. Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, welchen wohlthuenden Eindruck das Ganze auf mich gemacht. Es war mir, als wäre ich aus der Winterkälte einer beſchneiten nordiſchen Stadt in ein Glashaus gekommen, wo laue Frühlingslüfte und Blumendüfte mich empfingen. Es war etwas aus einer fremden Zone und aus einer ſchönern Jahreszeit. Und doch war ich mit keinem vorbereitet günſtigen Gefühle, ſondern ganz anders, mit unfreundlichen Gedanken dahin gekommen. Ich hatte mir feſt verſprochen: dort findeſt du Menſchen, die einem Jahrhunderte und einer Welt vorausgeeilt, oder die Jahrtauſende zurückgegangen, um das Kinderparadies der Menſchheit aufzuſuchen; und du findeſt ſie mit den neueſten Geſichtern vom 9. Februar 1832, mit den Meinungen, Reden, Geſinnungen, Witzworten, Fragen und Antworten und dem ganzen ewigen Kalender aller Franzoſen und Pariſer. Ich fand ſie nicht ſo. Es ſchwebte ein Geiſt heitern Friedens über dieſen Menſchen, ein Band der Verſchwiſterung umſchlang ſie Alle und ich fühlte mich mit umſchlungen. Eine Art Wehmuth überſchlich mich, ich ſetzte mich nieder, und unbekannte Gefühle lullten mich in eine Vergeſſenheit, die mich dem Schlummer nahe brachte. War es der magnetiſche Geiſt des Glaubens, der auch den Ungläubigen

ergreift wider seinen Willen? Ich weiß nicht. Aber schweigende Begeistrung muß wohl mehr wirken als redende; denn die Reden der Simonisten haben mich nie gerührt. Dabei war Alles Lust und Freude, nur stiller. Es wurde getanzt, Musik gemacht, gesungen; man spielte Quartetts von Haydn. Es waren wohl hundert Menschen, ein Drittheil Frauenzimmer. Die Männer waren mit ihren Weibern gekommen! Das sieht man freilich in andern Pariser Gesellschaften auch; aber dort kommen und gehen die Männer mit ihren Weibern, während sie aber beisammen sind, findet eine Art Ehescheidung zwischen ihnen statt. Hier aber konnte ich erkennen, welcher Mann zu welcher Frau gehörte. Im Vorzimmer saß eine ganze Reihe Kammer- und Dienstmädchen. Sie kamen oft in das Gesellschaftszimmer, um durch die offene Thüre des Salons ihre Herrschaften tanzen zu sehen und singen zu hören. Diese Gleichheit gefiel mir sehr. Noch beim Nachhausegehen auf den Boulevards fühlte ich mich seelenwarm und ich ging zu Tortoni und aß ein Glas Plombières, wobei ich Ihrer gedachte, besonders als ich an die Vanille kam.

Es geht dem *** wie vielen Deutschen, welche die Nebensache zur Hauptsache gemacht. Die französische Leichtigkeit ist bei ihnen zum Leichtsinn, das so nothwendige und darum verzeihliche Sichhervorstellen zur Zudringlichkeit geworden, und wenn sie sich als die gemeinsten Charlatane betragen, glauben sie Leute von Welt, feine Pariser zu seyn.

An der deutschen Tribune zu arbeiten, habe ich jetzt keine Zeit. Aber ich thue es, sobald ich frei werde. Das ist ein Schlachtfeld, auf dem kein Mann, der sein Vaterland liebt, fehlen soll. Aber die Zeitung, wird sie noch lange bestehen? Sie hat bis jetzt der Censur getrotzt, wofür der Redakteur zu sechs-monatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt worden.

Ich schicke Ihnen heute den Härings-Salat. Es ist eine große Schüssel und Sie werden Durst darauf bekommen.

Härings-Salat.

Beim Thor, beim hohen Odin, und beim höchsten Bör, meinem erhabenen Ahnen, dieser Knabe Alexis kämpft mit einer Berserkerwuth, für die ihm einst in Walhalla ein Zwiebelkuchen duften wird! Aber noch bedenke ich mich. Soll ich, oder soll ich nicht? Könnten mich nur die Menschen alle, fühlten es nur Alle mit, welch einen Stolz ich aufzuopfern habe, wenn ich solchen niedrigen Troßbuben das Gesicht zuwende. — Aber auch diesen Stolz lege ich auf den Altar des Vaterlandes, und wahrlich, hätte ich ihm Alles zu verdanken, was ich ihm zu verzeihen habe — ich

wäre ihm jetzt nichts mehr schuldig. Oder glaubt Ihr, es wäre nichts, mit einem Philisterchen zu rechten, daß es geworden, wie es die Natur in einer langweiligen Stunde aus dem Kern einer Haselnuß geschnitzelt? Wenig für einen Mann von Ehre und Gefühl, sich vor ein Nürnberger Schächtelchen hinzustellen, wie es beschaffen, wenn eben der letzte Nachtlichtdocht herausgenommen: offen und leer — und es ernsthaft zu fragen, warum es nichts enthalte, und wo seine Seele hingekommen? Es ist viel. Und doch dauert mich der arme Schelm! Sie haben ihm heimlich Branntwein in seine Bierkaltschale gegossen, und der blasse blöde Junge, der früher nicht den Muth hatte, eine rothwangige Bauerndirne zum Tanze aufzufordern, stürzt hervor, wird ein Held, fliegt die Sturmleiter hinauf, und erwacht nicht eher aus seinem Taumel, bis eine starke Faust dort oben ihn mit einer Ohrfeige lachend in den Graben hinunter stürzt. Dann jammert er: Ach, Papa Schlesinger! Ach, lieber Papa Schlesinger! Ach, wäre ich doch freimüthig und zu Hause geblieben! Ach, hätte ich doch kein Handgeld genommen! Ach, wäre ich nur fort von hier, man erwischte mich kein zweitesmal! Thörichter Knabe! Trinke Milch und gehe nicht hin wo Werber zechen. Sie haben dir wohl versprochen, du solltest Hauptmann werden; aber du bleibst Trommelschläger dein ganzes Leben. Du dauerst mich.

Ich habe des großen Bör, meines göttlichen Ahns, gedacht. Das war er, und darum nenne ich mich Börne (Sohn des Bör). Mütterlicher Seite stamme ich von Belsta ab, des Riesen Bergthor Tochter, und Gattin des Bör. Keiner, der mich kennt, wird mich des Ahnenstolzes fähig halten; ich erwähne nur meine Abstammung, um jenen thörichten Menschen, welche glauben, daß eine hohe Geburt ein niederes Leben gut mache, und eine niedrige Geburt ein hohes Leben verderben könne, mir vorwerfen, ich sey als Jude geboren, und darum weniger als sie — um ihnen zu zeigen, daß ich mehr bin, als sie, wie durch mein Leben, so auch durch meine Geburt. Der Ursprung meiner Familie geht hoch über das Christenthum hinaus, und ist noch älter als das Judenthum. Wir stammen aus der Lichtwelt, Muspellheim war unser Wiegenland; Ihr aber stammt aus der Nebelwelt, von Niflheim seyd Ihr hergekommen, seyd Ymer's böse Kinder, und die verzwergten Enkel der langweiligen, aber einst gewaltigen Eisriesen. Einst heirathete ein Mann aus meiner Familie eine Frau aus der Eurigen, die Kuh Andumbia, und diese Verwandschaft spüre ich bei naßkaltem Wetter in allen meinen Gliedern.

Zweitausend Jahre vor Christus zog der mächtige Heimdall, Nachkomme Bör's und einer meiner glorreichen Vorfahren, mit einem zahllosen Heere dem Mittage zu, um dort die Teutonen, die Nachkömmlinge Ymer's,

aufzusuchen, und mit diesen seinen tückischen Vettern einen alten Rechtsstreit auszukämpfen. Nach langem und beschwerdevollem Zuge kam Heimdall mit seinem Heere an der Grenze des feindlichen Landes an. Die Nacht war angebrochen, aus allen Städten und Dörfern schallten die Sturmglocken, und zahllose Wachtfeuer brannten ringsumher. Heimdall's kampfbegierige Streiter jauchzten dem kommenden Morgen entgegen. Als der Held eben sein letztes Horn ausgeleert, und sich unter einer Eiche zur Ruhe legen wollte, wurde ihm eine Botschaft gemeldet. Es erschienen fünf und zwanzig Zwerge in seidnen Kleidern und mit hundert Bändern und Goldblechen behangen. Der Kleinste derselben trat hervor, warf sich Heimdall zu Füßen, küßte sie, stand dann wieder auf und sprach: „Allerdurchlauchtigster Fürst und Herr, Allergnädigste Geisel Gottes! Mein Herr, der König der Hofräthe, sendet mich zu Allerhöchstderen allerhöchster Person, und fleht Allerhöchstdieselben an, ihn in diesen kritischen Zeiten mit keinem Kriege zu überziehen, weil deren heilige Person gerade beschäftigt ist, mit ihren getreuen Unterthanen die Stumme von Portici einzustudiren. Allerhöchstdieselben mögen geruhen zu bedenken, wie es meiner schuldigsten Ehrfurcht am angemessensten lautet, daß von dieser neuen Oper das Glück des ganzen Volkes der Hofräthe abhängt, und darum geruhen gefälligst umzukehren, und Allerhöchstderen Königreich, das gesegnete Muspellheim, wieder mit Allerhöchstderen Gegenwart zu beglücken. Mein Herr und König übersendet Ew. glorreichen Majestät durch meine unwürdigen Hände dieses blaue Band der schönen Sängerin, deren Hausorden, als ein Zeichen seiner Freundschaft und unwandelbaren Gesinnung, und bittet Allerhöchstdieselben mit Allerhöchstdenselben einen Allerhöchsten Zollvertrag abzuschließen, zu wechselseitigem Vortheile der beiderseitigen Höfe.“ Als darauf der Zwerg dem großen Heimdall das kleine Ordensband umhängen wollte, aber kaum seine Knie erreichen konnte, brach darüber Heimdall's Heer in solch ein donnerndes Gelächter aus, daß achtzehn von den Zwergen vor Schrecken umfielen und starben. Deren Anführer und Vormund riß sich die Haare aus dem Kopfe, warf sich Heimdall abermals zu Füßen und sprach mit thränenden Augen: „Allerdurchlauchtigstes göttliches Wesen! Mächtiger Beherrscher von Muspellheim! Mögen Allerhöchstdieselben in Allerhöchstderen gerechtem Zorne, wenn ich mich allerunterthänigst so ausdrücken darf, es unserm unglücklichen Lande nicht anrechnen, daß einige schlechte Hofräthe sich erkühnt, in Gegenwart Allerhöchstdero geheiligter Person umzufallen und zu sterben. Es sind junge Leute, die erst vor zehn Jahren von Jena zurückgekommen, wo ihnen die Burschenschaft heillose demagogische Schwärmereien in den Kopf gesetzt. Wollen Allerhöchstdieselben Gnade für

Recht ergehen laſſen, und ſich damit begnügen, daß wir zu Allerhöchſtderen Satisfaction gleich morgen früh unſern Cenſor aufknüpfen, weil er, wie dieſes Beiſpiel der frechſten majeſtätsſchändenden Todesart lehrt, den revolutionären Grundſätzen nicht ſtreng genug Einhalt gethan. Gnade! Friede! O, wäre die Stumme von Portici hier, daß ſie ſelbſt für uns reden könnte!" Heimdall gerieth in den heftigſten Zorn und ſprach: „Ihr feigen Hunde habt nicht den Muth, mit uns zu kämpfen, und wollt uns meuchelmörderiſch in den Rücken fallen! Ihr ſprecht von Frieden und im ganzen Lande erſchallen die Sturmglocken! Ihr ſprecht von Ergebenheit, und ringsumher verrathen zahlloſe Wachtfeuer ein zahlloſes Heer!" — Der Zwerg ſchlug ſich vor die Stirn und erwiderte: „O jammervolles, o allerhöchſtbetrübtes Misverſtändniß! Allerhöchſtdieſelben geruhen nicht zu wiſſen, was Sie ſprechen! Allerhöchſtdieſelben geruhen falſch zu hören und falſch zu ſehen! Was Sereniſſimus für Sturmglocken gehalten, iſt nichts als das feſtliche Geläute, womit wir Allerhöchſtderen erfreuliche Ankunft feiern, und was Allerhöchſtdieſelben geruhen für Wachtfeuer anzuſehen, waren die Illuminationen, die im ganzen Lande der Hofräthe von der Polizei anbefohlen worden. O Gnade! O Barmherzigkeit!" Heimdall gab dem Zwerge einen Fußtritt und ſprach: „Fort, Hunde, mit Tagesanbruch ſeht Ihr mich wieder!"

Nach Aufgang der Sonne ſtand Heimdall mit ſeinem ganzen Heere im Gebiet der Hofräthe. Der Zwerg vom vorigen Tage trat abermals hervor und ſprach: „Allerdurchlauchtigſter, ich wünſche wohlgeruht zu haben. Allerhöchſtderen heiterer Blick verkündet uns Ruhe und Frieden. Der Cenſor iſt gehenkt, und die Güter der achtzehn Demagogen, die geſtern Abend eines revolutionären Todes geſtorben, confiscirt worden. Ich bin von meinem Könige und Herrn bevollmächtigt, dem durchlauchtigſten Beherrſcher von Muspellheim eine Oper-Allianz anzubieten. Die beiderſeitigen reſpectiven Höfe ſollen auf ewige Zeiten ihre Sängerinnen und Tänzerinnen mit einander austauſchen, zum größten Vortheile des Handels, der Induſtrie, der Moral, Geſundheitspolizei und Bevölkerung der beiden Staaten. Um Allerhöchſtdenſelben die Koſten der Kriegsrüſtung zu erſetzen, will mein König und Herr die Hälfte ſeiner Staaten Ew. Majeſtät abtreten. Höchſtderen allerunterthänigſter Zwerg hat ſeinem Herrn dazu gerathen. Wir ſind unſerer Hofräthe, Domainenverwalter, Gardeofficiere, Miniſter, Kammerherren, Oberſtallmeiſter, Ober-Ceremonienmeiſter, Hofdamen, Maitreſſen, General-Intendanten und Hofbanquiers in Allem nur 814. Für dieſe bleibt die Hälfte des Landes groß genug und wenn die uns bleibenden Unterthanen zweimal ſo viel Steuer bezahlen, als früher, verlieren wir nichts an den Andern. Geruhen Ew. Majeſtät ein ganz unterthäniges

Frühstück einzunehmen, und dann der General-Probe der Stummen von Portici huldreichst beizuwohnen."

Nachdem der Zwerg-Hofrath so gesprochen, erhob sich im Hintergrunde ein wildes Geschrei: Zu den Waffen, zu den Waffen! Keinen schmachvollen Frieden! Auf Brüder! Es lebe Teutonia! Es lebe die Freiheit!! — Heimdall schob die Hofräthe, welche die Aussicht hemmten, weg, um zu sehen, was hinter ihnen vorging. Da gewahrte er eine Schaar edler Jünglinge, welchen der Muth in den Augen blitzte, welchen Kampfbegierde die Wangen röthete, und den Ruf zur Schlacht erwartend, freudig mit den Schwertern auf den Schild schlugen. Heimdall mit seiner Heldenschaar streckten froh bewegt ihre Arme den Heldenbrüdern entgegen und riefen: „Gruß, Liebe und Dank euch Brüdern! Wir kommen, Ihr seyd es werth, mit uns zu streiten, und Sieger oder besiegt, in Walhalla trinken wir aus einem Horn!" Da erbleichte der Zwerg, sprang auf einen Stuhl, sah die tapfern Jünglinge zornig an und sprach: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!" Heimdall's Kriegern bot sich darauf ein Schauspiel dar, worüber sie zu Bildsäulen erstarrten, und ihnen Schwert und Schild mit donnerndem Getöse aus den leblosen Händen fiel. Sobald die teutonischen Jünglinge gehört: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht! legten sie ihre Rüstung ab, zogen Schlafröcke an, stopften ihre Pfeifen und fingen an zu lesen und zu schreiben. Heimdall sprach darauf zu seiner Schaar: „Auf, tapfere Genossen, flieht, fort von hier. Wir sind gekommen mit Männern zu kämpfen, nicht mit Schulmeistern und ihren Knaben. Fort von jener bedauernswürdigen Jugend, fort von diesen verächtlichen Alten! Flieht und schaut nicht rückwärts, bis wir nach Muspellheim gekommen." So verlies Heimdall mit seinem Heere Teutonia, ließ aber zur Bewachung der Hofräthe sechs Mann und einen Unteroffizier zurück.

Dieser Unteroffizier war Heimdall's jüngster Sohn, der aber trotz seiner königlichen Abstammung nicht besser gehalten wurde, als der gemeinste Krieger. Nachdem aber sein Vater fortgezogen war, und der junge Mensch sich selbst überlassen blieb, konnte er den Schmeicheleien und Kriechereien der Hofräthe nicht lange widerstehen. Er verweichlichte, sein rein skandinavisches Blut artete aus, und von dem vielen Essen und Trinken, das man ihm alle Tage vorsetzte, bekam er die Gicht, welche Krankheit sich durch länger als zweitausend Jahre in seiner Familie fortgeerbt. Vierundzwanzig hundert Jahre nach Heimdall reis'te ein Nachkömmling jenes Unteroffiziers, Namens Widar, wegen seines Podagra's nach Baden bei Rastadt. Auf dem Wege dahin, im würtembergischen Städtchen Mergentheim, lernte er ein schönes Mädchen kennen, Namens Goldchen, Tochter des Juden

Baruch. Er verliebte sich in sie, und verlangte sie zur Gattin. Er erhielt sie unter der Bedingung, ein Jude zu werden und den Namen Baruch) anzunehmen. Widar lernte in Baden den berühmten Dichter Robert kennen, der ihn Tag und Nacht um Stoff zu einem Drama quälte. Widar erzählte ihm seine eigene Lebensgeschichte und daraus entstand Roberts Europäisches Schauspiel: die Macht der Verhältnisse. Darauf zog Widar oder Baruch an den Main, da, wo später Frankfurt erbaut wurde. Die Gegend gefiel ihm und er ließ sich da nieder. Sein Haus stand an der Stelle, wo jetzt in Sachsenhausen die untere Mühle liegt. Nach und nach siedelten sich viele Heiden und Juden dort an, und es entstand eine Stadt, die Widar nach seinem Namen nannte. Dieses zeigt auch das Wort Frankfurt ganz deutlich; denn Frank heißt im skandinavischen Wi, und furt heißt dar. Also waren es Juden, die Frankfurt gegründet, und S. T. der Herr Senator Dr. Schmitt Wohlgeboren waren daher im größten Irrthum, als sie gegen mich, der die Rechte der Juden vertheidigte, vor einigen Jahren im Gelehrtenvereine bemerkten: die Juden könnten keine Bürger seyn in Frankfurt, weil es vor 1500 Jahren Christen gewesen, welche Frankfurt erbaut. Gerade im Gegentheile. Wenn hier die Religion ein Recht geben oder nehmen könnte, wären die Frankfurter Juden die einzigen Bürger, und die Christen wären blos Schutzchristen, welche die Juden in eine Christengasse einsperren und ihnen verbieten dürften, mehr als zwölf Ehen jährlich zu schließen, damit sie nach und nach aussterben, und den Handel der Juden nicht ganz zu Grunde richten.

Auf diese Weise ist meine frühere heidnische Familie eine jüdische geworden, und ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Ich aber, als im Jahre 1818 die jüdische Familie Rothschild so übermächtig wurde, beschloß zum Christenthume überzugehen; denn es war immer meine Neigung, es mit der schwächern und unterdrückten Partei zu halten. Der Pfarrer wollte mich aber unter dem Namen Baruch nicht taufen, und darum nahm ich den Namen Börne an, um hiedurch das zerrissene Band mit meinem Ahnherrn, dem göttlichen Bör, wieder fest zu knüpfen. Seitdem heiße ich also Börne und nicht Baruch modo Boerne, wie das Frankfurter Polizei-Protokoll ohne Punkte vom 5. Dezbr. sagt. Ich habe den Namen mit Wissen und gnädigster Erlaubniß meiner hohen Obrigkeit angenommen. Wenn ich von mir selbst spreche, heiße ich kurzweg Börne; wenn aber Andere von mir sprechen, heiße ich Herr Börne. Und ich heiße mit viel größerem Rechte Herr, als irgend ein Frankfurter Senator der drei Bänke, den ältern und jüngern Bürgermeister nicht ausgenommen. Denn ich bin wahrer Herr, ich diene Keinem, ich bin keiner Macht Unterthan. Ich diene

nur der Wahrheit und dem Rechte, ob es mich zwar nur so weit angeht, daß ich selbst es nicht zu verletzen habe. Wäre ich aber eine obrigkeitliche Person, ein Richter, ein Senator, ein Bürgermeister; wäre das Recht meiner Mitbürger meinem Schutze anvertraut und irgend eine zahnstochernde Excellenz, dem etwa einer meiner Schutzbefohlenen wegen der Form seiner Nase misfallen, lächelte mir beim Desert den Befehl zu, dessen Recht zu kränken, ließ ich lieber meinen armen Leib in tausend Stücke hauen und ihn als Fraß den Schweinen vorwerfen, als daß ich meine unsterbliche Seele um das Spottgeld eines solchen Lächelns verkaufte. Also Herr Börne heiße ich und werde Jedem zu begegnen wissen, der mir mein Herr anrührt. Als vor einiger Zeit einige junge Leute von der Gesellschaft der Volksfreunde wegen Vergehen, die mit fünfjähriger Einsperrung bestraft werden können, vor ihren Richtern standen, und angeschuldigt auf diese Weise, ihre Vertheidigung auf eine, wenn auch nicht strafwürdige doch höchst straffällige Weise führten; Recht und Ordnung ihre eigenen Richter, den König und die Verfassung verhöhnten und bei dem Verhör der Gerichts-Präsident die Angeklagten beim Namen rief, ohne Herr vorzusetzen; da sprach Raspail, Einer derselben, zum Präsidenten: „Wenn ich das Wort an Sie richte, nenne ich Sie Herr Präsident; wenn Sie mit uns sprechen, sagen Sie blos Raspail, Hubert, Thauret. Doch sind wir gleich vor dem Gesetze; geben Sie uns die Eigenschaft, die wir Ihnen selbst ertheilen. Die Achtung, die Sie von uns selbst zu fordern das Recht haben, sind Sie auch uns schuldig.“ Lautes Bravorufen der Zuhörer folgte auf diese Anrede. Der Präsident aber nahm keine Rücksicht darauf und fuhr fort, Raspail zu sagen, ohne Herr. Darauf sprach Raspail: „Herr Präsident, nennen Sie mich Herr Raspail, ich verlange es; nicht für mich (man weiß wie wenig wir auf so nichtige Dinge halten), aber ich fordere es im Namen der Würde der Vertheidigung und der Achtung, die man den Angeklagten schuldig ist. Die Beklagten, die man alle Tage auf diese Bänke schleppt, sind gewohnt, vor Ihnen zu zittern. Nun wohl! Sie mögen sich selbst achten lernen, es ist ein gutes Beispiel, das wir ihnen geben.“ So wie Raspail vor den Assisen, stehe ich jetzt vor der Frankfurter Polizei. Mein Verbrechen ist mir unbekannt; aber die mir drohende Strafe ist fürchterlich. Darum sage ich im Gefühle meiner Würde dieser Polizei: „Madame! Wenn ich Sie anrede, nenne ich Sie Madame; nennen Sie mich Herr. Die Achtung, die ich Ihnen bezeuge, sind Sie auch mir schuldig. Den Doktor erlasse ich Ihnen, auch meine übrigen Titel, deren ich viele habe, brauchen Sie mir nicht zu salviren, auch dem Wohlgeboren entsage ich. Aber nennen Sie mich Herr Börne, ich bestehe darauf.“

Auf dieſes Tutti laſſe ich ein Solo folgen; denn ich ſpiele ein unparteiiſches Doppel-Conzert, indem ich zwar als Komponiſt und Conzertgeber mir die erſte Stimme vorbehalte, doch zur gehörigen Zeit mit der zweiten abwechsle. Jetzt kömmt die Reihe zu geigen an Meiſter Alexis. „Noch nie habe ich ein Buch mit ſo ſteigendem Widerwillen, bis es zuletzt völliger Ekel wurde, durchgeleſen. Börne iſt ein deutſcher Ultraliberaler, ſagen Sie. Mein Gott, reicht denn das Wort aus, dieſen Inbegriff von knabenhafter Wuth, pöbelhafter Ungezogenheit, dieſen bodenloſen Revolutionsgeiſt, dieſe hohle, ans Alberne ſtreifende Begeiſterung für negirende Begriffe auszudrücken, ja nur zu bezeichnen? Thut man nicht unſern Liberalen Unrecht, Börne als einen ihres Gleichen zu nennen? Mich dünkt, ſo etwas von erſchütternd Nichtigem, in einer abſchreckenden Geſtalt, iſt noch nicht dageweſen, wenigſtens nicht in der deutſchen Literatur .... Es wälzt ſich in Gemeinplätzen, in einem bachantiſchen Taumel, oder wie jener iriſche Häuptling, der ſich vor der Fronte in den Koth warf, um ſich abzukühlen, wenn ihn das Fieber brannte. Es juckt ihn und er kratzt ſich, daß es eine Luſt iſt.“ Noch einmal, mich dauert der arme Schelm! Vor vierzig Jahren hatte irgend ein pfuſchender Naturgeſell von Lappen, die er ſeiner Meiſterin geſtohlen, dem kleinen hagern Seelchen Röckchen und Höschen zuſammengeſchneidert. Zur Ruhe, zum Sitzenbleiben und zum Referiren geboren, war dem Seelchen das enge Kleidchen weit genug und die Nähte hielten. Aber da ſchlägt ein Blitz in ſeiner Nähe nieder, das Seelchen erſchrickt, ſpringt auf, zum erſtenmale bewegen ſich die Glieder, die knappe Sprache platzt, Lumpenworte hängen herum, und dem armen nackten Seelchen kann man alle Rippchen zählen. O Edler! Warum biſt du erſchrocken? Nicht dir galt der Blitz; Lorbeeren verſchont er. Uebrigens nehmen Sie mir es nicht übel, wenn ich mehreremale Du zu Ihnen ſage. Zuweilen rede ich in Streckverſen, und dann dutze ich Jeden ohne Unterſchied des Ranges, der mir in den Weg kömmt. Aber Eines bitte ich Sie mir zu erklären. Ich erinnere mich ganz genau: es war im Jahre 1819, nach dem Karlsbader Congreſſe, da nahm ich Aſſafötida ein, und zwar in Mixtur; denn ich verabſcheue die feigen Pillen. Es war ein einziger Löffel voll, es war der Ekel einer Minute und der Schauer von fünf Minuten. Aber hinge mein Leben davon ab, ich nähme keinen zweiten Löffel Aſſafötida. Sie aber, mein Beſter, haben mehrere Stunden an meinem Buche mit immer ſteigendem Ekel geleſen! Wie ertrugen Sie das? Wer hieß Sie das? Wer bezahlte Ihnen das? Oder finden Sie ſolche Freude am Ekel, daß Sie ihn gutwillig ſuchen, warum erbrechen Sie ſich vor den Augen aller Welt? Iſt das artig? Thut das ein wohlerzogener Menſch? Zwar

haben es die alten Römer auch gethan, aber Sie sind kein alter Römer, sondern im Gegentheil ein Referendair. Zweitens, beantworten Sie mir die Frage: „ist das literarische Unterhaltungsblatt ein Nachtgeschirr?“ Endlich möchte ich wissen, wo Sie gelesen, daß ein irischer Häuptling sich durch ein Schlammbad vom Fieber geheilt? Ich habe eben das Fieber, aber es nützt mir nichts.

Alexis: „Von diesem in ihm kochenden Grimme merkte man wenig, als er vor einigen Jahren eine Reise durch Norddeutschland machte. Man wußte bis dahin nicht viel mehr von ihm, als daß er um Frankfurt herum berühmt sey. . . . Die Meisten hörten zum erstenmale von ihm, weil er ins Morgenblatt eine Kritik über die Sontag hatte einrücken lassen, und so wurde er in Berlin präsentirt. Es, ist der Mann, der über die Sontag geschrieben.“ Theurer Freund! Du gleichst dem Geiste, den du begreifst. Du saubergewaschenes, kuchenlächelndes, bimbammelndes Sonntagskind, erkennest nur den müßigen, schöngeputzten, lustigen Sonntag in mir; aber die Wochentage voll schwerer Sorgen, saurer Arbeit und lohngeiziger Bezahlung, die hast du nicht erkannt. Ja, es kochte damals, wie später der Grimm in mir, nur heißer noch; denn als in den Julitagen der Vulkan sich in einem Feuerstrome Luft gemacht, da wurde mit Millionen Herzen auch das meinige friedlicher und stiller. Damals aber, da die Freiheit nur erst rauchte und knabenhaft mit Steinen warf nach der Tyrannei, da, zu stolz zum Kinderspiele, verschloß ich meine Brust und ließ den Grimm darin kochen zum spätern Gerichte. Hättest du meine Gluth geahnt, schwammiger Alexis, du wärest entsetzt von mir weggelaufen, und hättest dich vor Angst in ein Wasserfaß gestürzt. Vielleicht hörtest du zuweilen, wie es siedete in mir; aber du dachtest wohl, ich summe ein Sonntags-Liedchen und liebtest mich darum. Doch über den Narren! daß er noch selbst herbeischleppt, was er verstecken sollte, damit es mein Spott nicht finde. Ja freilich, so ist es, man wußte in Berlin nichts von mir, als daß ich über die Sontag geschrieben, und so wurde ich Jedem vorgestellt: es ist der Mann, der über die Sontag geschrieben! Wenn ich jener Tage gedenke — doch ich will erst das Feuer schüren; mich friert, wenn ich daran denke. Komme her, Muse, setze dich zu mir beim Kamin und erzähle mir von jenen Tagen. Aber sey vernünftig und kichere nicht.

Ich wohnte in der Stadt Rom und doch war es fürchterlich kalt. Aber es war die Stadt Rom unter den Linden. Am zweiten Tage nach meiner Ankunft, Morgens zwischen zehn und zwölf Uhr und 22 bis 24 Grade, kamen Robert und Hering zu mir, schwarz gekleidet, in seidenen Strümpfen und überhaupt sehr festlich zubereitet. Ich saß gerade beim Kaffee. Börne!

sagte Robert, trinken denn die Geister Kaffee? Darauf sah er Hering an und wartete auf eine günstige Recension seines Einfalls. Hering aber, der seinen Beifall für sich selbst aufsparen wollte, sprach: „Warum nicht? Im Kaffee ist Geist, schöne Geister begegnen sich, darum trinkt Börne Kaffee.“ Darauf sagte er: O Börne! Sontag! Göttlich! und fiel mir laut schluchzend um den Hals. Robert aber sprach, mit bewegter doch fester Stimme: ermannen Sie sich, Referendair; wir wollen gehen, das Volk harrt Ihrer, Börne. Wir gingen. Vor dem Hause begegnete uns ein Mann, wir blieben stehen. Hering sprach: Hofrath! Börne! Der Hofrath war erstarrt und rief: Börne? Sontag — göttlich! dann ging er. Nach zehn Schritten kam wieder ein Mann. Robert sprach: Hofrath! Börne! Der Hofrath war erstarrt und rief: Börne? Sontag — göttlich! Etwas weiter begegnete uns wieder Einer. Hering sprach: Hofrath! Börne! Der Hofrath war erstarrt und rief: Börne? Sontag — göttlich! So wurde ich unter den Linden vier und dreißig Personen vorgestellt, die alle Hofräthe waren. Endlich erreichten wir den Pariser Platz. Ich hoffte, meine Leiden würden jetzt beendigt seyn; aber nein. Man schleppte mich dem Thiergarten zu. Unter dem Brandenburger Thore machten wir Halt. Hering blieb mir zur Seite, damit ich nicht entwischte; Robert aber stellte sich mir gegenüber, zog ein dickes Manuscript aus der Tasche, es waren gewiß hundert Bogen, ich zitterte wie ein Espenblatt, und er fing zu lesen an: „Heil dir im Siegeskranz, Vater des Vaterlands!“ — Da schlug sich Robert vor die Stirn und rief: ich Esel! da habe ich den Waldfrevel statt der Rede eingesteckt! Schadet aber nichts, ich weiß sie auswendig. „Edler Börne! Hier unter diesen Pferden, die einst die Franzosen schmachvoll nach Paris geführt, die wir aber glorreich wieder zurückgebracht; hier unter diesen Pferden, wo Jahn einem Turnjungen Ohrfeigen gegeben, weil auf die Frage: was er jetzt denke? der Junge geantwortet: er denke gar nichts, worauf Jahn gesagt: er solle daran denken, wie man die Pferde wieder schaffe; hier unter diesen Pferden denke ich“ .... Lieber Robert, fiel ich ins Wort, ganz Berlin weiß, daß Sie unter Pferden ein denkendes Wesen sind, aber ... doch Robert ließ sich nicht einhalten und fuhr fort: „Hier unter diesen heiligen Hallen, glücklich nachgebildet den Propyläen in Athen, welche eben so viele Talente zu erbauen gekostet, als Sie besitzen, nämlich tausend und zwölf; hier unter diesen schönen Talenten — ich wollte sagen Propyläen — wo einst die verdienten Männer des Alterthums auf Kosten unsers geliebten Königs verpflegt worden, freie Kost, Wohnung, Heizung und Wäsche hatten, täglich eine Flasche Champagner, und monatlich hundert Thaler Taschengeld“ .... Der Referendair fiel hier dem Robert ins Wort

und ſagte: lieber Robert, Sie faſeln. Sie verwechſeln Propyläen mit Prytanäen. Robert aber erwiderte ärgerlich: Prytanäen oder Propyläen, das iſt mir Alles eins. Er wollte fortfahren; ich aber halb todt vor Hunger und Durſt, raffte alle meine Kraft zuſammen und ſprach: „lieber Robert! In den Prytanäen oder Propyläen, denn weil es Ihnen Alles eins iſt, iſt es mir auch Alles eins, bekamen die verdienten Männer des Vaterlandes, wenn ſie Hunger hatten, ein Gebackenes zu eſſen, das man Madſa nannte. Sind Sie der Meinung, daß das Wort Mazza, womit Ihre Glaubensgenoſſen das ungeſäuerte Brod bezeichnen, das ſie an ihrem Paſchah eſſen, mit jenem griechiſchen Madſa verwandt ſey? Ich bin nicht der Meinung, ſondern ich ſtimme mit der des berühmten ſeligen Wolf überein, der in ſeinen Prolegomenen zum Homer gezeigt, daß das griechiſche Madſa nichts anders geweſen, als ein Berliner Pfannkuchen. Ach, lieber Robert! Ach, theurer Alexis! wie glücklich wäre ich, wenn ich jetzt ein Dutzend Pfannkuchen hätte! Aber wohlverſtanden, von den guten in der Jägerſtraße, mit einer Zuckerglaſur und mit Aprikoſen gefüllt.“ — Robert, an den Reſt ſeiner Rede denkend, ſagte ſchmerzlich lächelnd: Herr, dein Wille geſchehe! Sie führten mich zurück. Bald kam ein Mann, wir blieben ſtehen, und Hering ſagte: Juſtizrath! Börne! Der Juſtizrath erſtarrte und ſagte: Börne? Sontag — göttlich! Das wiederholte ſich alle zehn Schritte bis unter die Stechbahn. Dieſesmal aber waren es lauter Juſtizräthe. Endlich traten wir bei Juſti ein, und dort wurde ich im Namen der preußiſchen Monarchie von deren Stellvertretern mit Pfannkuchen, Chocolade und Madeira bewirthet. Hering überreichte mir den erſten Pfannkuchen auf ſilbernem Teller, und ſprach: Börne! Dieſer Pfannkuchen iſt ein Bild Ihrer ſchönen Seele! Darüber mußte ich aber in ein ſo unbändiges Lachen ausbrechen, daß ich die Chocolade umſtieß, die herabfloß und mir ein ganz neues ſchwarzes Kleid zu Grunde richtete, das mir am nämlichen Morgen erſt der Schneider gebracht hatte. Denn am Tage vorher, den zweiten meiner Ankunft in Berlin, waren mir meine Kleider aus dem Zimmer geſtohlen worden, woraus ich erkannte, daß Preußen wirklich eine von republikaniſchen Inſtitutionen umgebene Monarchie ſey; denn je freier ein Volk, je ſchlechter iſt ſeine Polizei. In Paris wurde mir nie etwas geſtohlen.

Und dieſe Menſchen, die mir einen Purpurmantel umgeworfen, mich unter den Linden im Triumphe herumgeführt, vor mir hergingen wie Haman vor dem Mardochai, und ausriefen: ſo ehrt Ahasverus den Mann, der über die Sontag geſchrieben! — dieſe Menſchen, die mir tauſend und zwölf Talente angeſchmeichelt und meine Seele mit

einem Pfannkuchen verglichen — machen mir jetzt die größten Grobheiten, aus Todesfurcht, Herr von Arnim, der Polizei-Präsident, möchte erfahren, daß sie bei einem Essen, das sie mir im Café Français unter den Linden gegeben, allen Königen den Tod zugetrunken!

Alexis: „Ihm zitterte das Herz unter seiner Brust, und die Brücke unter seinem Gesäß beim Gedanken, daß auf derselben Brücke der erste Freiheitskämpfer des July gefallen.“ ... Ach, die Nase! Die Königsnase — darauf sitzen jetzt schon dreihundert Mücken! .... Meinen Jammer, daß „deutsche Genies“ hungern müßten, den lobt und billigt der Philister; doch das ist seine einzige Unparteilichkeit .... „Man kann ihm keine größere Freude machen, als wenn man ihm deutsche Dummheiten mittheilt.“ Danke, lieber Herr! — „Der Patriot fingirt, daß ihm Jemand aus Oesterreich Folgendes schreibt.“ Das haben die andern Philister auch gesagt: ich hätte den Brief erdichtet, denn ich hätte den Muth nicht gehabt, in meinem eigenen Namen gegen Göthe zu schreiben; sie wollen mich nur allein stellen, alle Schuld auf mich allein häufen; das ist ein Pfiff, den sie von irgend einem abgesetzten Polizeidiener gelernt. Vielleicht hoffen sie auch auf diese Weise mir den Namen des braven Mannes abzulocken, der den Brief geschrieben. O! geht, geht. Ich bin ein gerader schlichter Mann, aber für euch bin ich noch zehntausendmal zu schlau.

Der Referendair hat mir auch vorgeworfen, ich hätte nichts gelernt, ich wäre ein unwissender Mensch! Oder hat es mir Robert vorgeworfen, oder Pittschaft, oder ein Anderer? Die vielen Grobheiten haben mich ganz verwirrt gemacht; daher kann ich unmöglich darüber Buch und Rechnung führen. Ich muß es mit meinen Gegnern machen, wie es einmal Schinderhannes mit einem Trupp Juden gemacht, die in seine Hand gefallen. Er zwang sie alle, ihre schmutzigen Stiefel auszuziehen; diese warf er untereinander und befahl ihnen, sie jetzt wieder anzuziehen. Nun hätte man das Geschrei und Zanken der Juden hören müssen, wie sie einander in die Haare fielen und sich die Stiefel aus den Händen rissen. Schinderhannes stand dabei und hielt sich die Seiten. Wie kommt es aber, daß mich noch keiner von Euch Schinderhannes genannt? Ihr seid doch im S Eures Schimpfwörterbuchs und schon über die Schmeißfliege hinaus. Aber jetzt ist es zu spät. Wer mich jetzt Schinderhannes nennt, der ist nichts als ein schlechter Nachdrucker. Ich verwahre feierlich meine Rechte auf den Schinderhannes, und der hohe deutsche Bund wird es gewiß nicht zugeben, daß man den 18. Artikel der Bundesakte übertrete, und meine Schriften ganz, oder zum Theile nachdrucke.

Alſo einer von meinen Gegnern ſagte, ich wäre ein unwiſſender Menſch. Ich? Wie viele Gelehrte gibt es denn in Deutſchland außer mir, die einem armen Scribenten zu rathen wiſſen, wie er es zu machen habe, mit ſeinem Einkommen auszukommen, daß er nicht nöthig habe, für Tagelohn zu ſchimpfen? Er muß es machen wie der Thrazier Paräbius, der Freund des Königs Phinous. Er muß der Nymphe Thynis einen Altar errichten, dann wird es ihm nie mehr an Lebensmitteln fehlen. Ich weiß freilich nicht, wer der Apollonius iſt, der die Geſchichte des Paräbius erzählt — ob Apollonius Liminus, des Craſſus Freigelaſſener, der korrekteſte Schriftſteller aller Zeiten, denn er hat nie etwas herausgegeben; oder Apollonius der Rhodier, von dem man ein berühmtes Heldengedicht vom Argonautenzuge beſitzt; oder Apollonius Cronus, der Philoſoph aus der Megariſchen Schule; oder Apollonius Pagra, der berühmte Mathematiker, welcher ein Meiſterwerk von den Kegelſchnitten herausgegeben; oder Apollonius von Tyana, der Pythagoräer, von dem man die unglaublichſten und lächerlichſten Wunder erzählt (ſo ſoll er in der kurzen Zeit von zehn Jahren einen ganzen Monat des Freimüthigen zweimal durchgeleſen haben) — aber ein einzelner Menſch kann nicht Alles wiſſen. Dagegen weiß ich, daß Carme die Tochter des Eubulus und Enkelin Carmanors war, und daß Jupiter mit ihr die Britonortis erzeugte, und daß diejenigen Gelehrten, welche, wie Schwabe in ſeinem mythologiſchen Lexicon, behaupten, die Carme wäre eine Tochter des Phönix und Enkelin des Agenors geweſen, craſſe Ignoranten, jämmerliche Wichte, verfluchte Kerls und elende Schmeißfliegen ſind, welchem Geſindel man einmal auf die Finger klopfen muß, daß etwas Furcht hineinfährt. Ich habe gelernt, daß man ſich ſehr hüten müſſe, die Deipna apo ſkyridos der Griechen mit den Sportulis der Römer zu verwechſeln, daß man ungebetene Gäſte Skias nannte, und ich weiß auch den Grund davon. Nicht weniger iſt mir aus meinen Studien bekannt, daß man bei den Römern diejenigen Causarii nannte, welche wegen Kränklichkeit vom Kriegsdienſte befreit werden mußten, daß aber, weil dabei oft Betrügereien vorgingen, bei ausbrechendem Kriege ſtrenge Unterſuchungen angeſtellt wurden, weswegen der hohe Frankfurter Senat, als er den Beſchluß gefaßt, mich bei der Polizei anzuſtellen, welches ein Kriegsdienſt iſt, ein Platz im Genie-Korps, und da einer der Senatoren die Einwendung gemacht: meine Kränklichkeit verſtatte mir nicht, dieſen Dienſt zu verſehen, erklärte: nun, ſo ſolle ich im Dezember von Paris nach Frankfurt reiſen, um mich von dem dortigen Stadtphyſikus unterſuchen zu laſſen? Und weiß ich nicht, daß, thät' ich dies auch, es mir nichts nützen würde, weil, wenn auch der Frankfurter Stadtphyſikus mich aus alter Freundſchaft krank machte, ich doch dienen müßte, da, ſo oft ein

Tumult entsteht, oder die Stadt in höchste Noth geräth, gar keine Entschuldigung angenommen wird? War aber nicht neulich in Frankfurt ein Tumult wegen der Thorsperre, und ist nicht die Stadt durch die preußische Mauth in die höchste Noth gerathen? Das Alles weiß ich, und ich wüßte noch tausendmal mehr, wenn ich aus Funkes Real-Schullexicon, worin ich das Zeug gestern Abend gelesen, noch einige andere klassische Werke von zu Hause mitgenommen hätte, wie: Eschenburgs Handbuch der klassischen Literatur, Heliodore die Lautenspielerin aus Griechenland, Thibaults Pandekten und Roberts Waldfrevel. Und jetzt kommen solche Mordbrenner, solche Mauerbrecher, Dornbüsche, lächerliche Thoren, heillose Gesellen und jämmerliche Wichte, und erfrechen sich zu sagen, ich hätte nichts gelernt! Aber ich werde dem seichten Geschwätze dieser elenden Schmeissfliegen bald ein Ende machen. Ich beschwöre Sie, lassen Sie auf der Stelle aus meinem Hause den großen Koffer holen, der in der Dachkammer steht. Nicht den englischen Koffer, denn darin liegen blos meine Novellen, Romane, Tragödien, Vaudevilles, Romanzen, Xenien, und eine deutsche Uebersetzung von Willibald Alexis Schriften — welche mir alle zu meinem ernsten Zweck nicht dienen können; sondern den größern deutschen Koffer, welcher mit einem Felle überzogen ist, den drei Latten festhalten. Darin liegen meine gelehrten Manuscripte. Ferner ein großes gelbes Felleisen, worin die zu meinen Werken gehörigen Citate gepackt sind. Ganz oben im Koffer liegt ein Verzeichniß sämmtlicher Manuscripte, wovon ich eine Abschrift mit nach Paris genommen. Ich bitte Sie nun inständig, aus dem Koffer diejenigen Manuscripte zu nehmen, die ich Ihnen mit den Nummern bezeichnen werde, und sie mir durch die Post hieher zu schicken. Nur vier oder fünf will ich drucken lassen: das wird ganz hinreichen, der Welt zu zeigen, wer ich bin. Aber, um des Himmelswillen, lassen Sie den Koffer und das Felleisen in Ihrer alleinigen Gegenwart öffnen und untersuchen, aber ja keinen Ihrer gelehrten Freunde dabei seyn. Es könnte mir Einer ein Manuscript, oder gar ein Citat stehlen; denn die Gelehrten haben in solchen Dingen weder Scham noch Gewissen. Ich wünsche also zu haben: „No. 189. De Confectione tractarum Berolinensium. Auctore L. Boerne 1826. No. 214. De Captura Harengorum 1831. No. 215. Deutsche Uebersetzung des nämlichen Werkes: Von dem Häringsfange. Mit Zeichnungen. No. 333. Kommentar über die Gesetzgebung der geheimen Polizei, nach englischen und nordamerikanischen Grundsätzen bearbeitet. Mit Anmerkungen von Wurm. Endlich mein Hauptwerk: No. 709. Vollständiges Verzeichniß aller Trauerspiele, Lustspiele, bürger-

en Schauspiele, Liederspiele, Melodramen und Opern, welche auf sämmtlichen deutschen Bühnen vom Jahre 1774 bis zum Jahre 1827 aufgeführt worden sind, nebst Angabe der darin aufgetretenen Schauspieler und Schauspielerinnen, Sänger und Sängerinnen, und Nachweisungen aller über die theatralischen Leistungen Deutschlands erschienenen Kritiken. Nach den Quellen bearbeitet von Ludwig Börne, und mit einer Vorrede von Ludwig Robert, zwölf Theile. — Ich wollte dies Werk schon verflossenen Sommer in Baden drucken lassen, ließ mich aber durch Robert davon abwendig machen. Er widerrieth mir wegen der stürmischen Zeit, in welcher alle Talente untergingen. Ich hätte mich aber von Robert nicht sollen abwendig machen lassen. Grobe und schwere Talente, wie die seinigen, gehen freilich leicht unter; aber meine, leicht wie Nußschalen, schwimmen oben und haben keinen Sturm zu fürchten. Ich werde das Manuscript dem Herrn Brockhaus anbieten, der es gewiß gern verlegt, da es ein deutsches Nationalwerk ist, und gleichsam eine Fortsetzung von Ludens Geschichte der Deutschen. Es ist nur ein Jammer, daß er so schlecht bezahlt.

Der Referendair Hering oder Willibald Alexis, wie er mit seinem Süßwasser-Namen heißt, baut ein Pantheon für die großen deutschen Männer, und stellt die Büsten von Menzel, Pustkuchen, Heine und Börne hinein .... Wie kömmt Pustkuchen hieher? Pustkuchen hat gegen Göthe geschrieben, und wer gegen Göthe schreibt, den Hohepriester von Karlsbad, ist ein Revolutionär. Hering macht die Inschrift für genannte Büsten. Als er aber an die von Heine kömmt, zupft ihn Einer am Rocke. Ich weiß nicht, wie er heißt, es ist aber Jemand von der hohen Polizei. Der sagt ihm etwas ins Ohr, worauf der Referendair ein pfiffiges Gesicht macht und lispelt: ich verstehe! Der Weisbinder, der deutsche Pantheos, schreibt nun, statt der Inschrift zu Heine's Büste, folgendes von ihm: „Heine hat — doch halt! ich denke lieber an das, was Heine noch thun wird. Heine hat, so lang es eine kitzliche Opposition war, als Liberaler gefochten; jetzt ist er es nur noch aus jugendlichem Muthwillen. Sein Talent will Beschäftigung haben. Ich hoffe, die Zeit zu erleben, wo er denselben Kitzel darein setzt, gegen den jetzt bequemen Liberalismus sich in Ungelegenheit zu setzen. Ich lasse den Schleier über seiner Büste im Pantheon der deutschen Republik ruhen, und denke an seine Büste in der deutschen Literatur." Ist das nicht merkwürdig? Eine ähnliche Aeußerung über Heine, einem andern Artikel entnommen, den man auch aus Berlin eingeschickt, und auf den ich zurückkommen werde, lautet wie folgt: „Ein Schriftsteller (Heine), nicht ohne Geist und auch nicht ganz ohne Poesie (obwohl der Funke schon zu erlöschen beginnt) und den man

früher gern mit Börne oder Lord Byron zusammenstellte, wandelt eine ähnlich gefährliche Bahn, und wir wünschen es aufrichtig zu seinem Besten, daß er zeitig umkehre. Schon das Streben, der Mode und der Tagesneigung beständig zu huldigen, ist äußerst bedenklich. Ueberschreitet er auch einst nur um ein Haarbreit die Grenze, so stürzt er (wie jetzt Börne) erbarmungslos von seiner Höhe herab, und hinter ihm erschallen Verachtung und Hohngelächter."

Diese Zwerge fühlen selbst, daß sie dem Kampfe der Zeit nicht gewachsen sind, und darum möchten sie Heine anwerben. Nun, was gewönnen sie dabei? Wäre ein kleiner Vortheil der guten Sache mit der Schande eines verdienstvollen Mannes nicht zu theuer bezahlt, so wünschte ich, Heine ließe sich von den Polizei-Werbern verlocken. Nicht ihnen, uns würde das nützen. Die Wahrheit würde ihn treffen, wie die Andern auch, nur tödtlicher, weil er stark ist und Widerstand leistet; während der Kleister der Andern sich um die Schärfe des Schwerts legt, sie einwickelt, und manchen guten Streich abhält.

Wie konnte gegen alle Naturgeschichte unter den literarischen Hasen, die gar keine Stimme haben, sich ein solches Geheul erheben? Ein anderer Artikel in dem nämlichen Blatte, ein Brief aus Berlin, wahrscheinlich von dem nämlichen Hering, erklärt die wunderbare Erscheinung, und gibt die besten Aufschlüsse. Mir brauchte er sie nicht erst zu geben; die Naturgeschichte der deutschen Hasen im gesunden und im kranken Zustande war mir zu genau bekannt, als daß mir jene Erscheinung hätte unerklärlich bleiben können. Aber Andern, die weniger belehrt als ich, werden die Aufschlüsse nützlich und willkommen seyn. Der zweite Alexis schreibt von mir: „Der Verfasser genoß hier früher eines außerordentlich guten Rufes, der viel über seine Verdienste hinausragte ... Der Mann wurde hier verehrt und vergöttert .... Und jetzt auf einmal dieser ungeheure Abfall! Man spricht nur mit Abscheu und Widerwillen von ihm. Jeder möchte seine Hand in Unschuld waschen und nie bekannt mit ihm gewesen seyn. Gewiß sind die in jenen Briefen niedergelegten Ansichten durchaus verwerflich, aber eben so gewiß ist es, daß die jetzt hier vorherrschende persönliche Erbitterung nicht allein aus dieser Quelle fließt. Theils tritt bei vielen gekränkte Eitelkeit ins Spiel, theils bei Andern die Furcht, man möchte nun auch sie nach einem neuen Maßstabe zu beurtheilen versucht werden ... Die Julirevolution hatte ihn völlig berauscht, und in diesem Rausche zeigte er sich auf einmal wie er war. Daß ihn dies gereut, bezweifle ich gar nicht." O der große Menschenkenner! ... Doch ich will das Wichtigere besprechen. Sie haben mich verehrt und vergöttert in Berlin.

Als ich aber anfing gegen die Gewaltigen im Lande zu reden, da ward ihnen todesangſt. Sie dachten an die Hausvogtei, an Magdeburg, Köpenick, den Galgen und Pilatus-Kamptz. Sie verläugneten mich und werden mich noch hundertmal verläugnen, ehe der Hahn kräht. Kräht aber einmal der deutſche Hahn, werden ſie ſich wie die Würmer zu meinen Füßen winden, und von denen mit Haß und Abſcheu ſprechen, welche ſie jetzt verehren und vergöttern.

O Berliner! O Haſenpaſteten! O Kuchenfreſſer! O Ihr dreizehn Bühnendichter, welchen erſt die Knochen wieder hart geworden, und die Ihr ſeit die Katze nicht zu Hauſe iſt, ganz luſtig auf den Tiſchen herumſpringt! — wenn ich jetzt unter Euch erſchiene, mit meinem alten Herzen zu Eurem alten Herzen träte, würdet Ihr nicht entſetzt vor mir fliehen, wie vor dem Dämon der Cholera, und mit thränenden Augen vor Eurem Pilatus wimmern: O wir Unglücklichen! Wir kennen den Mann gar nicht! Ich komme! Wenn Ihr nicht artig ſeyd, komme ich. Wahrhaftig, ich muß nach Berlin; das Herz hüpft mir vor Freude, wenn ich daran denke. Ich muß dieſe Menſchen in Angſtſchweiß verwandeln, daß ihr ganzes Daſeyn in den Goſſen abfließe. Den Einen ſuchte ich in dem Buchladen auf, wo nichts geheim bleibt, fiele ihm um den Hals und ſpräche: „Du ſiehſt, theurer Freund, ich habe Wort gehalten und kam, ſobald mich Preußens Söhne riefen!“ An den Andern drängte ich mich in der Oper, zeigte ihm den Meſſager und ſagte ganz laut: „Du biſt ein Schelm, dein Styl iſt gar nicht zu verkennen.“ Dem Dritten ſchrie ich bei Stähely zu: „Deine geſtrige Nachricht, daß der König abdanke, beſtätigt ſich; um deſto beſſer.“ Meinem vertrauteſten Freunde aber, dem Referendair Hering, ſchriebe ich folgenden Brief: „Theurer Brutus! Himmliſch warſt du wieder geſtern Abend. Warum mußteſt du uns wegen deiner Diarrhoe ſobald verlaſſen? Als du fort warſt, tranken wir auf die Geſundheit des preußiſchen Marats. Deine Epigramme auf Herrn von Witzleben und den Prinzen von Mecklenburg wurden zum zweiten Male vorgeleſen und mit jauchzendem Beifall aufgenommen. Der öſterreichiſche Geſandte läßt dich erinnern, daß du ihm eine Abſchrift davon verſprochen. Ich habe heute Briefe vom General Uminsky bekommen. Tauſend Grüße für dich. Nie wird er es vergeſſen, daß du ihn drei Tage in deinem Hauſe verſteckt gehalten, und er ſeine Flucht von hier nur deinen Anſtrengungen zu verdanken hat. Morgen verſammeln wir uns wieder zum Abendeſſen. Wir feiern den 21. Januar, den ſchönen Tag, an dem das Haupt eines Tyrannen gefallen. Du wirſt doch kommen? Noch eine andere, noch eine ſchönere Begebenheit feiern wir. Aber du erfährſt das erſt morgen. Doch nein, du lieber ungeduldiger Menſch, noch

heute, du sollst es gleich erfahren. Rathe! Wie, dein Herz sagt dir, du ahnest nicht? Du hast gewiß wieder Leibschmerzen. Die Sontag ist in die Wochen gekommen, und die hohe Kindbetterin und das neugeborne Kind befinden sich sehr wohl. Und jetzt? Bist du heute im Stande, ein vernünftiges Wort in den Freimüthigen zu schreiben, dann will ich zwölf Dutzend Austernschalen ohne ihren Inhalt hinunterschlingen. Dein Spartakus. N. S. Die Kisten mit den Dolchen werden heute Abend bei dir abgeholt werden." Dieses Billet würde ich an den Referendair Hering adressiren, versiegeln, wieder aufbrechen, und damit auf die Polizei gehen, meinen Permissionsschein gegen acht Groschen erneuern zu lassen. Da ließ ich das Billet unbemerkt aus der Tasche fallen. Ein Polizeibeamter würde es aufheben und es ganz natürlich finden, daß es der Referendair dort verloren. Und jetzt die Untersuchung, die Herings-Angst! Das Alles müßte köstlich seyn!

— Gott stehe mir bei! Ich wollte das Brock-Narren-Haus verlassen, in dem ich mich einige Stunden aufgehalten, da stürzte mir auf dem Korridor ein verrückter Philolog entgegen, und hielt mich fest, und drehte mir alle Knöpfe vom Rocke. Ich weiß nicht, wie der Narr heißt; es muß aber ein ausgezeichneter deutscher Philolog seyn, denn er versteht kein Deutsch. Der Narr hat No. 97 im Hause. Der läßt sich, wie folgt, vernehmen: „Börne (der Philosoph, wie er sich selbst nennt) hat in den Briefen aus Paris einen Beitrag zur forcirten Judenliteratur geliefert, zu welcher auch Heine, sein Freund und Idol, schon manches steuerte, und damit ein sehr widerliches Buch geliefert, welches einer scharfen Geisel wird Stand halten müssen. Diese Briefe ganz zu durchlesen, ist ein Opfer, zu dem man sich nur in gerechter Indignation und mit großem Unwillen entschließen kann. Wenn sich glückliche Anlagen und Scharfsinn so mit Frechheit und Anmaßung paaren, vergißt man darüber das Hassenswürdige und Verworfene, was jedem Abtrünnigen, jedem Renegaten, und jedem an seinem angestammten Glauben seiner Väter zum Verräther gewordenen anklebt. Daß ein solcher auch sein Vaterland und was seinen Landsleuten heilig und verehrungswürdig erscheint, zu beschimpfen versucht, ist darum kein Wunder, und wird sich diese Untreue gewiß empfindlich strafen. Ein Herr Dr. Meyer hat in einer kleinen Schrift, betitelt ..... schlagend und tiefgreifend, doch fast zu flüchtig den ersten Streich dagegen geführt. Wie kann auf so wenig Seiten mit zwei Bänden Auswurf gekämpft werden? Doch vielleicht findet ein tüchtiger Mann Ruhe und Resignation, um für Deutschland gegen Börne in die Schranken zu treten. Darum sey hier ein einzelner Fleck, der uns anzuhangen zugedacht wird, beleuchtet."

Sehen wir jetzt, was dieſe Flecklaterne beleuchtet. Ich hätte die deutſche Sprache geſchmäht und verächtlich herabgeſetzt und die franzöſiſche über ſie erhoben, dieſe fände ich ſublim! Und das müſſe „eine Verachtung bei jedem Freunde ſeiner Mutterſprache unter uns hervorbringen, die höher ſteigen muß, als irgend eine Scala auszudrücken vermag.“ Wo der Narr in meinen Schriften das geleſen, möchte ich wiſſen. O Schulmeiſter!

Mascula sunt panis, piscis, civis, crinis, ignis,
Funis, glis, vectis, follis, fascis, lapis, amnis,
Sic fustis, postis, sic axis, vermis et unguis,
Et penis, collis, callis, sic sanguis et ensis.
Mugilis et mensis, pollis cum caule, canalis;
Et vomis, sentis, pulvis, sitis, cucumisque,
Anguis, item cuspis, torris, cum cassibus orbis.

So wollen wir künftig mit einander korreſpondiren; aber nur ja nicht deutſch. Sie verſtehen mich nicht und ich verſtehe Sie nicht. Habe ich außer den Schimpfwörtern, worin ich ſeit einigen Monaten bei dem erſten deutſchen Schullehrer fleißigen Unterricht genommen, ſonſt ein Wort in Ihrem Artikel verſtanden, will ich kein ehrlicher Mann ſeyn. Schreiben wir uns lateiniſch.

— Jetzt will ich der Stuttgarter Hofzeitung einen Beſuch machen. Ich habe mich über und über mit Kölniſchem Waſſer gewaſchen, meine Kleider gewechſelt, und bin herzlich froh, daß ich von der Bürger-Canaille einmal loskomme. So eine Hofzeitung, die hat doch eine ganz andere Art und Sprache, und noch in ihrem Morgenanzug von Löſchpapier iſt ſie reizender, als eine bürgerliche Abendzeitung in ihrem Velinkleide. Ihr Zorn iſt zarter Champagnerſchaum; ihr Spott, Prickeln auf der Zunge, das mehr ſchmeichelt als wehe thut; und ihr Unmuth, ein trübes Wölkchen über der Sonne, an ſeinem Rande von ihrem Liebesblick gefärbt. Sie ſtraft durch Vergebung und ſchweigt wenn ſie verachtet. Und Alle, die einer ſo lieben, gnädigen Hofzeitung nahe kommen, werden übergoſſen von ihrem Roſenſchimmer, verzuckert, waren ſie vorher noch ſo bitter; und fein, artig und gewandt, waren ſie früher die plumpſten Grobiane und die ſchwerfälligſten Tölpel geweſen. Seht den ehrlichen Münch und den ehrlichen Lindner. Es ſind, wie allgemein bekannt, ehrliche und brave Männer; es ſind aber eben Bürgersleute, gerade aber knorrig, treu aber knurrig. Doch wie hat ſie die Hofzeitung umgewandelt! Wie fein ſind ſie geworden, ſeitdem ſie daran arbeiten! In dieſe Schule müßt Ihr gehen, Ihr Meyer, Ihr Würmer, Ihr Heringe, Ihr Roberts, Ihr Pittſchaft, und wie Ihr ſonſt

alle heißen möget. Dieſer Stuttgarter Hofzeitung haben meine Briefe aus Paris auch nicht gefallen; aber wie fein gibt ſie das zu verſtehen! Und wendet nicht ein: ja die Herren, welche die Stuttgarter Hofzeitung ſchreiben, bekommen einen jährlichen Gehalt von dreitauſend Gulden und für dreitauſend Gulden kann man ſchon fein ſeyn, aber wir armen Schlucker, womit ſollen wir die Artigkeit beſtreiten? Das ſind leere Entſchuldigungen. Stehen nicht in dem nämlichen Wörterbuche die feinen Worte und Redensarten, wie die groben? Was hält Euch ab ſie zu wählen? Schlingels ſeyd Ihr. Bedenkt nur, welche gemeine Schimpfreden Ihr gegen mich geführt, und vergleicht damit die zarten Ausdrücke, deren ſich die Hofzeitung bedient. Frivoler Jude, herzloſer Spötter, elender Schwätzer, erbärmliche Judenſeele, ehrlos, ſchamlos, ſeichtes Geſchwätz, inhaltsloſes Geſchwätz, leichtfertiges Geſchwätz, armer Revolutions-Jäger, ſchamloſe Frechheit, ſeichte Frivolität, ungeheure Anmaßung, ſchmutziges Buch, ekelhaftes Buch, niederträchtiges Buch, elende Schmeißfliege. Stand Euch das nicht Alles auch zu Gebote? Schämt Euch! Und jetzt erſt die unvergleichliche Syntax, mit welcher die artigen Worte zuſammengeſetzt ſind! „Ueberall zeigt ſich der frivole Jude, dem nichts heilig iſt, der herzloſe Spötter auf Geiſt und Charaktere der deutſchen Nation, der elende Schwätzer ins Blaue hinein, der der Menge gefallen will und der Erbärmlichkeit der Leidenſchaften des Tages, und im Grund doch ſelbſt nicht weiß, was er eigentlich will. Wohl kann man ſagen, daß ſich Börne durch dieſes Buch in jeder Rückſicht ſelbſt gebrandmarkt hat; kein Deutſcher, dem die Ehre ſeines Landes heilig iſt, wird ihn fortan mehr in ſeiner Geſellſchaft dulden können.“ Lieber alter Freund! Sie ſind alt geworden und wiſſen nicht, was Sie ſprechen. Um der Menge zu gefallen, hätte ich die deutſche Nation verſpottet? Das wäre doch ein ſonderbares Mittel! Was iſt denn die Nation anders als die Menge? Verſpottet man Einen, wenn man ihm gefallen will? Sie freilich und Ihre Bande, Sie verſtehen unter Nation nicht die Menge, ſondern nur die dreißigtauſend unter dreißig Millionen Menſchen, welche die Blutſauger des Volks ſind, die ohne Vaterland und ſelbſt ohne Fürſten nur den Hof kennen, an den ſie feſtgeſchloſſen, und keinen andern Gott haben, als den Hofknecht, der ihnen ihr Futter vorwirft. Dieſe Nation würde ich wohl verſpottet haben, wenn ſie eine Ehre hätte, die man verwunden könnte, und wenn ſie nicht, ſobald ſie ſatt iſt, jedes Spottes ſpottete. Ach beſter Freund, es wäre recht ſchön, wenn mich künftig kein Deutſcher in ſeiner Geſellſchaft duldete; aber ich fürchte, man duldet mich nach wie vor. Wie oft waren wir nicht in früheren Zeiten in der Geſellſchaft manches braven Mannes, dem die

Ehre ſeines Landes heilig iſt, und doch wurden wir nicht zur Thüre hinausgeworfen! Man wußte, daß wir betrügeriſche Schuldenmacher, unverſchämte Bettler, laufige Schmarotzer, ehrloſe Kuppler, feile Lohnſchreiber, und die niederträchtigſten Spione aller europäiſchen Höfe waren, und daß wir unſer deutſches Vaterland für tauſend Silberrubel zehntauſendmal verrathen — und doch warf man uns nicht zur Thür hinaus! Es iſt aber ein geduldiges Volk, das deutſche! Wie gerne ließe ich mich zur Thüre hinauswerfen, wenn nur das zur heilſamen Uebung unter den Deutſchen würde, daß ſie nicht länger niederträchtige Schurken, die ſie im Grunde ihrer Seele verachten, aus weibiſcher Aengſtlichkeit wie ehrliche Leute, und Menſchen, die ſie haſſen, aus dummer Höflichkeit mit Achtung behandeln! — „Bevor Ref. dieſes im Vergleich zu der Niederträchtigkeit des Buches noch ſehr gelinde Urtheil nur durch einige Belege, wie ſie ihm gerade in die Augen fallen, motivirt, hat er ſich dagegen zu verwahren, als ob er zu den Judenfeinden gehöre, zu welchen man ſeine Landsleute ſo gerne rechnet .... Er ſchätzt den braven, aufgeklärten, redlichen Mann, weſſen Religion er auch ſeyn möge. Wenn er aber alle die Verworfenheit, welche man gewöhnlich dem jüdiſchen Volke Schuld gibt, ſo ſchamlos ausgeſprochen ſieht, wie in dieſem Buche des Herrn Baruch Börne .... dann kann er auch, tief empört über ſolche Schändlichkeit, gegen den Juden auftreten. Auch er muß am Ende überzeugt werden, daß ſolcher ſchamloſen Frechheit und ſeichten Frivolität nur der Jude fähig iſt.“ Seht Ihr, Ihr gemeinen bürgerlichen Rezenſenten! Ihr habt Euch gegen mich, den Juden, ereifert; aber Ihr habt es mit Eurer gewöhnlichen tölpelhaften Art gethan. Lernet von dieſem Hofzeitungsſchreiber, wie man mit Hofmanier grob ſey. Als er gegen den Baruch in Börne losziehen wollte, durch welche Theilung er nichts gewann, als was Göthe's Zauberlehrling durch Spaltung des Beſenſtiels gewonnen: daß er von zweien bedient wird, ſtatt früher von einem — bedachte er: Halt! Dem Herrn von Moſes bin ich Geld ſchuldig; von Aaron will ich Geld borgen; bei Herrn von Jakob werde ich oft zu Tiſche geladen; Herr von Abraham zahlt mir meine ruſſiſchen Gelder aus; Herr von Iſaak hinterbringt mir, was am Münchner Hof vorgeht; Herr von Joſeph beſorgt mir meine Wiener Korreſpondenz — ich muß dieſe koſtbaren Leute ſchonen, und nun ſagen, die Juden wären brave ſcharmante Leute, und der Baruch Börne mache eine Ausnahme. Von dem lernt, Ihr Flegel. Und fragt Ihr mich, wie viele Dukaten und Flaſchen Champagner es mich gekoſtet haben würde, den Stuttgarter Hofzeitungsſchreiber zu meinem Lobredner zu machen? ſo ſage ich Euch: ich bin ein Lump, wie Ihr Alle ſeyd; aber dieſe kleine Ausgabe hätte mich nicht beläſtigt.

Der arme Teufel fühlt es manchmal ſelbſt, daß zum Schreiben die Finger allein nicht hinreichen, wie auch ein Geiſt dazu gehöre, und dann im Gefühle ſeiner Armſeligkeit ruft er den Geiſt Mendelſohns aus dem Grabe hervor, daß er ihm beiſtehe in ſeiner Noth. „O, edler Mendelſohn, im Grabe mußt du dich umwenden, daß länger als ein halbes Jahrhundert nach dir einer deines Volkes alſo ſchwatzen kann.“ Und da der edle Moſes Mendelſohn auf die Beſchwörung eines Taugenichts natürlich nicht erſchien, wurde er zum zweitenmal hervorgerufen. „Nochmals rufe ich den Schatten des edlen Mendelſohn an. Zürnend erſcheine deinem entarteten Enkel und beſſere ihn, wenn es möglich iſt.“ Vielleicht wundert man ſich darüber, daß ein Hofzeitungsſchreiber ſo romantiſch iſt; aber was kann man nicht Alles ſeyn für dreitauſend Gulden jährlich? Gebt dem Manne ſechstauſend Gulden, und er wäre im Stande und würde ein ehrlicher Mann dafür.

Der Stuttgarter Hofzeitungsſchreiber wie die ganze Schafheerde, die gegen mich geblöckt, fürchtet mich mehr als den böſen Wolf, und ſähe daher gar zu gern, daß ich keine Gelegenheit verſäumte, mich todtſchießen zu laſſen. So ein Schuß iſt freilich eine Kritik, die keine Antikritik zu fürchten hat. Darum ſucht der Narr auch meinen Ehrgeiz rege zu machen und ſagt: „Bald will Herr B. nur Revolutionen und zappelt danach, bald fürchtet ſeine erbärmliche Judenſeele ſie ängſtlich, wie im 19ten Brief. So oft Spektakel und Auflauf war in Paris, hatte er Zahnweh oder dicke Backen und jammert dann hinterdrein wahrhaft kindiſch-komiſch, nicht dabei geweſen zu ſeyn.“ Mein guter alter Freund, wo haben Sie denn im 19ten Brief Furcht gefunden? Unſer Muth und unſere Bangigkeit ſind freilich ſehr verſchieden von einander. Sie fürchten Alles, nur die Polizei nicht, weil Sie unter deren beſonderm Schutze ſtehen; ich aber fürchte nichts als den Meuchelmord der Polizei, eine offene Kugel fürchte ich nicht. Wenn ich Sie früher oder ſpäter einmal in Stuttgart beſuche, werde ich Ihnen beweiſen, daß eine dicke Backe einem wirklich am Ausgehen hindern kann, und daß, wenn man in Paris zu Hauſe bleibt, und man als Oberſpion keine anderen Spione unter ſich hat, man nicht erfährt, was ſich in der Stadt ereignet.

Es gab noch mehrere ſolcher Narren, die, um mich los zu werden, einen kindiſchen Ehrgeiz in mir aufzuregen ſuchten. Als ſie erröthen mußten, daß ich, ich allein unter all' den Stummen und Verſchnittenen, es gewagt, den Unterdrückten des Volks die Wahrheit zu ſagen, da meinten ſie: Welch ein großer Muth, ſich in Paris hinzuſetzen, und dort gegen deutſche Regierungen zu ſchreiben. Und jetzt hoffen ſie, ich würde hurtig wie ein thörichter Knabe in die Höhle des Tigers laufen. Und was iſt die Höhle des Tigers gegen das dunkle und heimliche

Gericht, worin deutsche Regierungen die Beleidigung ihrer himmlischen Allmacht rügen? In dunkler Nacht aus dem Bette gezerrt werden von Räubern, die sich Gerichtsdiener nennen; dummen, tückischen, abergläubischen Staatspfaffen, die, ihren Gott im Bauche, der sie füttert, verehrend, die kleinste Beleidigung ihres Gottes grausam strafen — ihnen Rede stehen während sie sitzen und verdauen; und dann aus der Welt zu verschwinden, wie eine Seifenblase, nicht Luft, nicht Erde zeigt unsre Spur; ausgelöscht im Gedächtnisse seiner sehr deutschen Mitbürger, welchen der kleinste Schreck den Kopf trifft, welchen Polizeifurcht wie ein Scirocco das Herz ausdörrt; und dann zu schmachten in einem feuchten Gewölbe, ohne Licht, ohne Luft, ohne Buch, ohne Freundestrost, erfrierend von dem kalten Blicke der Kerkerwärter — den Muth verlangt Ihr von mir? Gebet mir offenes Gericht, gebet mir den Schutz, den in Frankreich noch der Mörder hat, gebet Preßfreiheit, daß meine Freunde aus den Zeitungen ersehen können, wo ich hingekommen, und dann will ich Euch Rede stehen. Aber Ihr werdet Euch wohl hüten, das zu thun; denn ich stünde dann Euch nicht Rede, Ihr müßtet mir und dem Volke Rede stehen. Fragt Massenbach, fragt Ypsilanti, fragt die andern Schlachtopfer alle, wie sie im Kerker gelebt, warum sie gestorben? Gehet hin, fragt sie, sie stehen jetzt vor Gott und brauchen nicht mehr zu schweigen. Fragt Jahn, der endlich freigekommen, was seine Richter ihn gefragt? Er schweigt, er darf nicht reden. An einer langen Kette hält man ihn fest — das ist seine Freiheit. Fragt Murhardt in Kassel, der schuldlos erklärt worden, warum er im Kerker geschmachtet? Er ist stumm. Er hat schwören müssen, die Geheimnisse der Tyrannei nicht zu verrathen. Die thörichten Menschen! Solch einen Eid halten, den man ihnen, den Dolch auf der Brust, abgezwungen? Der lästert Gott, und verräth die Liebe, der lebendig aus der Höhle der Tyrannei kömmt und seinen Brüdern nicht erzählt, was im Dunkeln die Bosheit übt und die Unschuld leidet. Ich hielte solchen Schwur nicht; es ist Sünde, ihn zu halten.

Ich habe in meinen Briefen gesagt: im nächsten Jahre würde das Dutzend Eier theurer seyn, als das Dutzend Fürsten — und jetzt, lieber alter Freund, machen Sie sich lustig über mich, weil von dieser Prophezeihung „gerade das Gegentheil eingetroffen." O ich möchte mich aufknüpfen! Das da habe ich nicht erfunden! Ich räume Ihnen ganz beschämt den ersten Platz ein, Sie sind ein viel feinerer Spaßvogel als ich. Warum sind Sie nicht immer so fein? Warum — Sie, ein Hofzeitungsschreiber, ein Dietrich zu den größten wie zu den kleinsten Kabinetskasten aller Fürsten Europa's, ein Meister-Schelm, der die Polizei selbst betrügt — warum sind Sie zuweilen so grob, daß Sie in Verdacht gerathen, ein ehrlicher Mann zu

seyn, und Ihren wohlerworbenen Ruf gefährden? Wie konnten Sie sich nur vergessen, „Ei, ei," zu rufen. Ei, ei — ist das nicht die Essenz der Dummheit? Riecht das nicht den Philister eine Meile im Umkreise? Ich ließe mich lieber todtschlagen, ehe ich ei, ei sagte oder schriebe. Und Sie haben ei, ei drucken lassen — läugnen Sie es nicht. Um mich über die Eleufinien der deutschen Höfe lustig zu machen, erzählte ich, daß der parforceste aller Sterblichen, ein deutscher ungeadelter jüdischer Jüngling, in gemeiner Reitertracht auf einem Hofballe des Allerchristlichen Königs getanzt. Und Sie bemerkten darauf: „Ei, ei, Herr Baruch Börne, man sollte fast glauben, daß Ihnen doch die Zeit ein wenig lange wird, bis Sie sich herablassen können, einer Prinzessin oder Herzogin die Hand zum Tanze zu reichen!" Ich bitte Sie, zeigen Sie mir die Brücke, die von meinem Spotte zu Ihrem führt; ich kann sonst nicht hinüber kommen. Und ei, ei! Ehe ich Ihr Ei, ei gelesen, war es mir eine Belustigung, mich mit Ihnen zu necken, aber dieses Ei, ei hat mich ganz verstimmt, und unwillig rufe ich aus: es ist eine Schmach! Mit solchem Ei-ei-Gesindel muß ich mich herumschlagen! Der Stuttgarter Hofzeitungsschreiber, als er den höchsten Gipfel der Begeisterung erreicht — dort oben in jener reinen Höhe, wo der Hofzahlmeister wohnt; in jener seligen Stunde, wo er sein Quartal empfangen, sagt er, schreibt er als heiße, gefühlausströmende Quittung: „O du elende Schmeißfliege!" Nein, das ist zu arg, und „was zu arg ist, ist zu arg," sagt Eduard Meyer in Hamburg. Erst jetzt verstehe ich das große Wort. Und du mit einem kleinen d — so alles Herkommen und deutsche Sitte verhöhnend! Und O! Hätte er wenigstens gesagt: Ach, du elende Schmeißfliege! Eine Grobheit, die mit Ach anfängt, kann ein vernünftiger Mensch eigentlich gar nicht übel nehmen. Ach ist ein Ausathmen, und von einer Grobheit zeigt es an, daß die Grobheit in dem Menschen gesteckt, und daß er, blos sich Luft zu machen, sie ausgesprochen. O aber ist ein Einathmen, und verräth, daß eine Grobheit, die man beginnt, außer dem Menschen gewesen, daß er sie vorsätzlich aufgenommen, und daß, wenn der Grobian das Maul gehalten, er nicht grob gewesen wäre. Man wird daher finden, daß alle Grobheiten in meinen gesammelten Schriften mit Ach anfangen, in einigen wenigen Fällen ausgenommen, wo ich aus Ironie O gebrauchte.

Der Freund, der mir aus Stuttgart das Hofblättchen mit dem Stall-Artikel schickte, schrieb: er wäre von Lindner, und er erkenne seine Art in der Schmeißfliege. Aber das beweis't nichts; es gibt oft täuschende Aehnlichkeiten und ich glaube es nicht. Doch wer ihn auch verfaßt! O du elende Schmeißfliege! ist zu arg und das lasse ich mir nicht gefallen. Glaubt Ihr denn, weil ich so lange geschwiegen, ich würde das fort geduldig

anhören? Warum glaubt Ihr das? Etwa weil ich ein Deutscher bin? Aber höret, was Eduard Meyer sagt: „Der Deutsche ist geduldig, schweigsam und bedenklich, aber doch nur bis zu einem gewissen Grade. Wenn ihm die Geduld reißt, wenn er das Schweigen bricht und einen Entschluß gefaßt hat, so wird sich mancher wundern über die scheinbare Umwandlung seiner Natur. Und ich fühle es, daß auch ich ein Deutscher bin .... Man muß dem Gesindel einmal auf die Finger klopfen, daß etwas Furcht hineinfährt." Ja, ich fühle es, daß auch ich ein Deutscher bin! Wehe euch, wenn mir die Geduld reißt! Wehe dem Gesindel, wenn ich ihm auf die Finger klopfe, daß Furcht hineinfährt! Ich gebe euch mein Wort: sie fährt nicht wieder heraus. Ja, ich bin ein Deutscher! Ja, mir reißt die Geduld! Ja, ich klopfe! Ihr Schlingels, Ihr Flegels, Ihr Ochsen, Ihr Esel, Ihr Schweine, Ihr Schafe, Ihr Mordbrenner, Ihr Spitzbuben, Ihr jämmerlichen Wichte, Ihr Sch — doch ohne Leidenschaft! Alles mit Ordnung. Ihr!

A.

Aalquappen, Aasfliegen, Abdecker, Abendländer, Aberwitzige, Achselträger, Affen, Alltagsgesichter, Ameisenfresser, Anfänger, Angeber, Anschwärzer, Aristokraten, Auerochsen, Aufpasser, Aufschneider, Aufwischlumpen, Auskundschafter, Ausreißer, Ausrufungszeichen, Austerschalen, Auswurf, Autoren;

B.

Bagage, Bandwürmer, Bängel, Bärenhäuter, Bauchdiener, Bauchredner, Bedienten, Bestien, Beutelschneider, Blattläuse, Blutigel, Bösewichter, Brecheisen, Brechpulver, Broddiebe, Brudermörder, Brummbären, Brunnenschwängel, Büffel, Buschklepper, Butterfässer;

C.

Cabalenmacher, Censoren, Charletane, Chinesen, Correkturbogen;

D.

Dachshunde, Delinquenten, Demokraten, Despoten, Dichterlinge, Diebe, Diebslaternen, Dienstboten, Diplomatiker, Doggen, Dompfaffen, Dornbüsche, Dreckkäfer, Druckfehler, Doubletten, Duckmäuser, Dummköpfe, Düten;

E.

Eintagsfliegen, Eisschollen, Elendthiere, Esel, Eselsköpfe, Eulen;

F.

Falschmünzer, Ferkel, Filzläuse, Fischweiber, Fladen, Fledermäuse, Flegel, Fratzengesichter, Frostbeulen, Fußschemmel;

G.

Galgenvögel, Gaudiebe, Gecken, Gegenfüßler, Geheimschreiber, Geifermäuler, Gelehrte, Gemeinschreiber, Giftmischer, Gimpel, Gliedermänner, Glockenschwängel, Grobiane, Grundeln, Grundsuppen;

H.

Halunken, Hasenfüße, Heringe, Hofhunde, Hofnarren, Hunde, Hundsfötter, Hungerleider;

J.

Janitscharen, Insgesammt, Johanniswürmchen, Irrwische;

K.

Kammerdiener, Käsemaden, Kellerwürmer, Kerls, Kellerhunde, Kipper und Wipper, Kleckse, Kleinstädter, Klöse, Klötze, Knechte, Kostgänger, Kothkäfer, Krähen, Krautköpfe, Krebse, Krüppel, Kundschafter, Kürbisse;

L.

Laffen, Lästermäuler, Laxirmittel, Lebkuchen, Lehrjungen, Leibeigene, Lichtstumpen, Lieferanten, Lohnbedienten, Lotterbuben, Luder, Luftpumpen, Lümmel, Lumpen, Lumpenhunde;

M.

Makulatur, Maden, Mameluken, Mastvieh, Maultrommeln, Maulwürfe, Mispeln, Milchbrödchen, Mistkäfer, Mordbrenner, Murmelthiere;

N.

Nachtgeschirre, Nachtmützen, Nachtwandler, Narren, Nudeln;

O.

Ochsen;

P.

Papageyen, Pedanten, Pharisäer, Philister, Pinsel;

Q.

Quantitäten, Quappen, Quarke, Quintaner, Quitten;

R.

Rapunzeln, Räucherkerzchen, Recensenten, Rekruten, Referendare, Renegaten, Resonanzböden, Rohrdommeln, Rotznasen;

S.

Schafe, Schafsköpfe, Schandbuben, Scheuerlappen, Schinderknechte, Schindmähren, Schlaraffengesichter, Schlingel, Schlucker, Schmarotzer, Schmeißfliegen, Schnitzel, Schufte, Schulfüchse, Schurken, Schweine, Scribler, Siebenschläfer, So so, Söldner, Spanferkel, Speichellecker, Spione Spürhunde, Stiefelknechte, Stimmgabeln, Stockfische, Stöpsel, Sudler;

T.

Tagediebe, Tagelöhner, Taugenichtſe, Theekeſſel, Tintenkleckſe, Tölpel, Trampelthiere, Tremulanten, Trommelſchläger, Trompeter, Troßjungen, Trüffelhunde, Tuckmäuſer;

U.

Unleſerliche, Unterthanen, Unverſchämte;

V.

Verſchnittene, Verjagte, Vielſchreiber, Vorhängſchlöſſer;

W.

Wachsbilder, Waldfrevler, Wandläuſe, Wanzen, Waſſergeiſter, Waſſerköpfe, Weihrauchfäſſer, Weſpen, Wetterhähne, Wichte, Windmühlen, Wiſche, Wohledelgeborne, Wohlgeborne, Würmer, Wurſtmäuler;

Z.

Zahnſtocher, Zeitungsſchreiber, Zeloten, Zeugdrucker, Zitteraale, Zwerge, — Ihr ſollt ſehen, das ich mit Euch fertig werden kann.

Jetzt aber bitte ich den erſten Kunſtkenner ſeiner Zeit, den Herrn Geheimen Kabinets-Sekretair Saphir in München, öffentlich zu entſcheiden, wer von uns gröber geweſen. Nicht der Herr Saphir oder ich — ſo anmaßend bin ich nicht; ſondern Herr Meyer, Herr Wurm, Herr Hering, Herr Robert, Herr Pittſchaft, die Münchner Hofzeitung, die Stuttgarter Hofzeitung, die Mannheimer Zeitung, die Berner Zeitung, und alle die andern Menſchen und Blätter, die ich nicht geleſen, ſie alle für Einen gezählt — oder ich, jenen Allen der Einzelne gegenüber.

Ende des Härings-Salats.

Fünf und ſiebenzigſter Brief.

Paris, Montag den 15. Februar 1832.

Ich las kürzlich in einem engliſchen Journale eine gute Kritik von meinem Buche, mit ſehr vielen Auszügen. Ich mußte im Leſekabinet laut auflachen, als ich den Konrad mit ſeinen Abenteuern überſetzt fand. Was der Menſch Schickſale haben kann! Wurde es denn Konrad bei ſeiner Wiege vorgeſungen, daß einſt in einem Londoner kritiſchen Journale von ihm die Rede ſeyn würde? Die Ueberſetzungen leſen ſich ſehr ſchön und viel ſchöner, als das Original. Die engliſche Sprache eignet ſich ſehr für dieſe Art zu ſchreiben. Sie hat etwas Kräftiges, ſchwer Treffendes, braun und blau Schlagendes. Jedes Wort iſt ein Knotenſtück, jede Rede eine Prügelei.

Der Mädchen-Verein für die Polen in Mainz hat an das hiesige polnische Komité (nämlich das aus Polen selbst zusammengesetzte, an dessen Spitze Lelewel als Präsident steht) ein Schreiben erlassen, das diese hochgeprüften unerschütterlichen Männer mit thränenden Augen gelesen. Ganz deutsch und fromm im schönsten Sinne des Wortes, ganz unterwürfig und mädchenhaft, und wie Mondesblick, freundlich aber wehmüthig auf die deutschen Männer herabsehend, welche schlafen. Der Brief wird von hier in die deutschen Blätter geschickt werden, und Sie werden ihn darin lesen. Diesen Mädchen-Brief haben die jungen deutschen Patrioten hier an sämmtliche Universitäten, mit folgendem Rundschreiben begleitet, geschickt: „Nachstehendes Schreiben deutscher Jungfrauen haben uns mit thränenden Augen die Polen gegeben, damit wir es unserm Volke bekannt machen, und in Sicherheit euch akademischen Brüdern, in deren höhern Bildung und veredelten Gefühlen das Vaterland zweier Nationen den Keim seiner großen Hoffnungen niederlegte. Mit Stolz und Schamgefühl erfüllen wir den Wunsch der Männer. Er wird einen gewaltigen und folgereichen Wiederhall finden, denn es sind Worte der Wahrheit, aus deutscher Jungfrauen Munde hinüberströmend in deutscher Jünglinge Brust. Als wir sie lasen, diese deutschen Worte, da schwuren wir bei unserer Ehre und unserm Vaterlande, uns würdig zu machen der Jungfrauen, welche sie dachten. Diesen Schwur, Brüder, wir senden ihn Euch! Polen, Deutsche, Männer — diese Worte wird hinfort keine Verschiedenheit der Bedeutung trennen!" Ich kenne die Jünglinge, die das geschrieben. Könnte ich sie nicht und hätte ich sie nicht erkannt, würde ich spotten, wie ich es oft gethan, über die hohlen Reden, die wie Seifenblasen glänzen und zerfließen. Aber ich kenne sie. Sie haben in Deutschland und in Belgien für die Freiheit muthig gekämpft, und ob sie zwar unglücklich waren und kein beredsamer Sieg für sie sprach, sind sie doch bescheiden und fromm geblieben und haben nur Worte für ihre künftigen Thaten, keine für ihre vergangenen. Wenn das deutsche Volk viele solcher zählt, nun, dann kann es wohl fallen im Kampfe gegen Tyrannei, aber in die alte Gefangenschaft geräth es nimmermehr.

Der Doktor Gartenhof sollte mir eigentlich zur Warnung dienen. Der hat lange nicht so heftig geschrieben, als ich, und doch haben sie ihn eingesperrt. Dabei hat er noch das Glück, daß der constitutionelle Geist in Hessen ihn gegen gesetzwidrige Gewaltthätigkeiten schützt. Wie würde es mir ergehen, wenn ich mich in Frankfurt der schnödesten Willkür preisgäbe? Ich werde mich sehr bedanken, nach Deutschland zu kommen.

Lesen Sie denn die deutsche Tribune nicht? Sind Sie nicht erstaunt, was der kleine Herkules, den Sie noch in der Wiege gesehen, für ein prächtiger Mann geworden? Ich war der kleine Herkules in der Wiege, der einige Schlangen zerdrückt, aber der Wirth, der schwingt die eiserne Keule und schlägt Ochsen und Löwen todt. Ach! wie bald werden sie kommen, und werden mich wegen meines sanften Wesens, wegen meiner mäßigen und bescheidenen Schreibart loben. Wie bald wird der Meyer drucken laßen: „was zu arg ist, ist zu arg. Die Börneschen Briefe hatten meinen Unwillen in hohem Grade erregt, aber die Reden von Wirth übertreffen doch noch die dort aufgetischten Frechheiten. Man muß dem Gesindel einmal auf die Finger klopfen, daß etwas Furcht hineinfährt."

Das ist ein braver Wirth, der gibt seinen Gästen reinen Wein, und sie werden sich gesunden Muth daran trinken. Endlich, endlich findet sich doch einmal Einer, der einen deutschen Mann steckt in das hohle deutsche Wort, und jetzt hat es eine Art. Das Wort hinter der That, der Diener hinter seinem Herrn, das ist seine Sitte. Die große Idee einer deutschen National-Association zur Vertheidigung der Presse, hat Wirth zugleich ausgeführt und besprochen. Man unterzeichnet monatliche Beiträge, die kleinste Summe wird angenommen, sogar ein Kreuzer monatlich. Mit diesem Gelde werden die liberalen Bücher und Zeitungen befördert, die Geldstrafen für Preßvergehen bezahlt, und nöthigenfalls für die Familie derjenigen Schriftsteller gesorgt, die wegen Preßvergehen eingekerkert sind. Das Eigenthum der Blätter gehört der Gesellschaft. Der Redakteur eines liberalen Journals wird aus der Kasse bezahlt. Die Journalisten werden als Beamte des Volks angesehen, und können, wenn sie sich unfähig oder des Vertrauens unwürdig zeigen, abgesetzt werden. Diese Idee, die öffentliche Meinung förmlich zu organisiren, um sie der Standesmeinung der Regierung entgegen zu setzen, und die Organe derselben, die Journalisten, als die Beamten des Volks zu betrachten, schwebte mir schon längst vor. Wenn dieser Plan, dessen Ausführung in Rheinbaiern schon begonnen, sich über ganz Deutschland verbreitet und Wurzel faßt, kann noch Alles gerettet werden, sogar auf friedlichem Wege.

Dienstag, den 16. Februar.

Ich gehe heute Abend in Gesellschaft und habe mich noch gar nicht entschieden, wie ich meine Halsschleife binden soll. Man knüpft sie jetzt: en portemanteau, en bec-de lièvre und en chauvesouris. Mantelsack ist sehr bequem und so trage ich sie gewöhnlich. Fledermaus ist eine uralte Mode. Ich erinnere mich, daß ich an dem Tage, wo ich confirmirt worden, eine Fledermaus-Schleife getragen. Aber was Hasenmaul ist, weiß ich

nicht. Ich will *** fragen, der Alles, was ſich auf Haſen bezieht, ſehr genau kennt. . . . . Man muß jetzt mit den Schuften perſönlich Krieg führen, ich thue es auch, ob es zwar ſonſt meine Art nicht war. Es iſt nothwendig. Im kleinen Kriege iſt ein Mann ein Mann, und einer weniger iſt auch ſchon ein Sieg.

Sehen Sie, welch eine traurige und zugleich lächerliche Sache es mit der Cenſur iſt. Frankfurt iſt nur vier Stunden von Hanau entfernt, und man weiß nicht genau, was dort vorgeht, und Sie ſchreiben mir, vorgeſtern ſollen dort Unruhen ſtattgefunden haben!

Sechs und ſiebenzigſter Brief.

Paris, Sonntag den 19. Februar 1832.

— Alle Deutſche hier warnen mich auf's dringendſte, ja nicht nach Deutſchland zu reiſen, weil man ganz ohne Zweifel mich einkerkern würde. Mir ſchaudert vor dem Gedanken, unter die Bärentatzen einer aufgebrachten deutſchen Regierung zu fallen.

Die Frankfurter Jahrbücher haben mir ſehr gefallen und überhaupt macht mir die Sache große Freude. Es iſt doch wenigſtens ein Dämmerlicht, und da es in Frankfurt bis jetzt Nacht geweſen, kann es keine Abenddämmerung, es muß eine Morgendämmerung ſeyn. Die Artikel ſind alle gut geſchrieben, und bei der nöthigen Mäßigung fehlt es doch auch nicht an der erforderlichen Kraft. Dieſes Lüftchen von Freiheit, wäre es denn je zu uns gekommen, hätten die Franzoſen keinen Sturm gehabt? Hätten die deutſchen Regierungen je etwas gehört von der Stimme des Himmels, hätte Frankreich nicht gedonnert? Schlimm genug für das deutſche Volk, daß die Furcht der Könige ſeine einzige Hoffnung, ihr Schrecken ſein einziger Troſt iſt.

Montag, den 20. Februar.

Friede! Friede! Friede! Nicht Caſimir Perrier ſeufzet ſo nach Frieden, wie ich ſeufze! Doch mein Friede iſt wohl ein anderer. Wie bin ich dieſes Kampfes müde! Wie ängſtigen mich die Blutflecken, die mir vor den Augen flimmern! Ich möchte ſpielen und ſollte ich darüber zum Kinde werden. Ich möchte in einem Kolleg bei meinem Schoppen ſitzen, das Wochenblättchen leſen und Anekdoten erzählen, bis ich darüber zum Philiſter würde. Die Zunge iſt mir trocken; ich bin ſo durſtig, daß ein Morgenblatt, ein Abendblatt mir Labſal wäre. Ich bin nicht dumm und faul geworden, wie ich neulich meinte; ich bin der Politik überdrüßig geworden. Beſtellen Sie ſich etwas Luſtiges bei mir, ſchlechte Witze, wohlfeile Späße; es wird

mir Alles gut thun. Soll ich Ihnen kleine Geschichten erzählen? Kürzlich vertheidigte ein Advokat einen Angeschuldigten vor Gericht. Es war ein Preßvergehen und die Sache von keiner großen Bedeutung. Der Advokat hatte schon zwei Stunden gesprochen, und war noch so ferne vom Ziele als zwei Stunden früher. Da erhob sich einer der Geschwornen und sagte: Müßte ich auch fünfhundert Franken Strafe bezahlen, ich halte das nicht länger aus. Ich bekomme Krämpfe, ich falle in Ohnmacht, wenn der Advokat noch länger spricht; meine Langeweile ist unerträglich! Der Advokat lächelte und schwieg. Der Präsident und die Richter lächelten; alle Zuhörer lächelten, und waren des Scherzes froh, der Allen wohlthat. Aber den folgenden Tag erfuhr man, daß der gute Geschworne, als er nach Hause gekommen, einen Anfall von Schlag gehabt, und daß man ihm zur Ader lassen mußte. Das vermag die Langeweile!

In ein Kaffeehaus in Mailand traten vor einiger Zeit zwei östreichische Offiziere in bürgerlicher Kleidung. Der Eine fragte den Andern, ob er Chocolade trinken wolle? Dieser antwortete: er möge lieber Thee. Gleich darauf wurden die Offiziere vor die Polizei geladen, und ihnen vorgehalten, sie wären Revolutionaire, Carbonari, Liberale, und sie sollten nur Alles gestehen, dann würde man ihnen vielleicht das Leben schenken. Die Offiziere sahen sich einander verwundert an, und betheuerten ihre Unschuld. Unschuldig? donnerte der Polizei-Direktor. Herbei, Zeuge! Da kam ein italienischer Spion und sagte den Offizieren ins Gesicht, sie hätten im Kaffeehause von Freiheit gesprochen. Der gute Spion hatte lieber Thee gehört und das für Liberté verstanden. Die Offiziere wurden mit einem ernsten Verweise wegen ihrer Unvorsichtigkeit entlassen. Den andern Morgen wurde bei der Parade dem Offiziers-Korps die Parole gegeben: es solle bei Strafe der Degradation künftig keiner mehr in einem Kaffeehaus sagen: ich trinke lieber Thee, sondern: ich trinke Thee lieber. Der Spion bekam eine Extra-Gratification von zehn Dukaten.

Im preußischen Lande Posen haben zwei Brüder der heiligen Hermandad Rotteck's Weltgeschichte verbrannt. Sie sind dafür zu Hofräthen ernannt worden. — Gestern ist hier ein Roman in zwei Bänden erschienen, mit dem Titel: Crac! Pcheht! Bavunhd!!! Wie fordert man das Buch in der Leihbibliothek? — In Hannover erscheint ein Journal, worin dem hannöverischen Volke periodisch bewiesen wird, daß es durch seine unvergleichliche Regierung das glücklichste Volk der Welt sey. Das Journal wird von drei Hofräthen redigirt. Sie heißen: Hüpeden, Wedemeier und Ubbehohde. Wer solchen Namen nicht glaubt, der ist schwer zu befriedigen.

So eben verläßt mich Einer, der im Namen des Verlegers der angekündigten Ueberſetzung meiner Briefe zu mir kam und mich um biographiſche Notizen bat, die man dem Buche vordrucken wolle. Ich muſterte in Gedanken alle Merkwürdigkeiten und Erinnerungen meines Lebens, um einige davon hinauszuſchicken. Aber da erging es mir, wie der Viertelsmeiſterin Wolf in den Huſſiten vor Naumburg. Ich fand, daß es alle meine lieben Kinder ſind und ich könnte nicht wählen. Ich ließ den Mann wieder gehen, und ſagte ihm, daß ich gar nichts von meinem Leben wiſſe, und er ſolle ſich an Andere wenden, die beſſer unterrichtet wären in dieſer Sache, als ich. Im Ernſte, ich begreife gar nicht, wie Einer ſo unverſchämt ſeyn kann, von ſich ſelbſt zu reden, außer er müßte ſich über ſich luſtig machen. Das wollte ich aber auch nicht. Darin ſind meine Franzoſen ganz andere Leute. Dr. *** hat vom Buchhändler Brockhaus den Auftrag, für ein biographiſches Lexicon das Leben der hier wohnenden berühmten Männer zu ſchreiben. *** wendet ſich ſchriftlich an dieſe ſelbſt, und gleich den andern Tag hatte er von Allen die vollſtändigſten Selbſtbiographien, worin ſie ohne alle Satyre ſich auf das Schönſte lobten. Mancher beſuchte außerdem ***, und firnißte noch mündlich ſein ſchriftliches Lebensgemälde. In dem Namens-Verzeichniſſe der Perſonen, deren Biographien geliefert werden ſollen, wählte dieſer auch meinen Namen aus. Aber Brockhaus entzog ihm dieſen Artikel. Gewiß aus Furcht, er möchte als mein guter Bekannter Gutes von mir ſagen. Jetzt läßt er ſich ohne Zweifel meine Biographie von einem Hering oder einem andern ſolchen Vieh ſchreiben. Ich lache jetzt ſchon darüber. Solche Narren meinen, ſie könnten einen jeden beliebigen Ruf machen. Von der ſiegenden Macht der Wahrheit haben ſie gar keine Vorſtellung.

Ich freue mich ſehr auf Ihren nächſten Brief, worin Sie mir ganz gewiß von dem Aufruhr in Wiesbaden erzählen werden, und von den Gefahren, welchen dort unſer Geld ausgeſetzt iſt. Nun was mich angeht, ſo kann ich es gar nicht erwarten, bis ſie mir den letzten Kreuzer genommen. Habe ich erſt nichts, dann bin ich Alles, was ich habe, und das gäbe mir friſche Lebenskraft und machte mich wieder ganz jung. Man fühlt die Leiden des armen Volks doch nicht ganz, ſo lange man ſie errathen muß. Und Sie gar, ein Frauenzimmer, wie können Sie fürchten für Ihr Geld? Möchten Sie nicht jung bleiben bis zum Grabe? Ach! der Reichthum macht Einen alt, ſehr alt. Wiſſen Sie, warum man den Deputirten in Wiesbaden arretirt hat, oder arretiren wollte? (Ich weiß nicht, wie weit es gekommen.) Weil man ihn in Verdacht hatte, Artikel gegen die Naſſauer Regierung in die Hanauer Zeitung geſchrieben zu haben. Sehen Sie,

die ſind klug! Sobald ſie eine Henne gackern hören, ſuchen ſie die Revolution in dem Dotter des friſchen Ei's auf; ſie warten nicht, bis ſie herauskriecht. Und das iſt das Geheimniß; die kleinen deutſchen Fürſten alle ſind von ihrem Adel an Oeſterreich und Preußen verkauft. Die Miniſter dieſer kleinen Fürſten drücken das Volk noch über ihre eigne Neigung hinaus, damit es ſich empöre, und Oeſterreich und Preußen Anlaß bekämen, die Staaten mit ihren Truppen zu beſetzen. Dann jagt man die kleinen Fürſten fort, und die Judaſſe von Miniſter werden gut beſoldet. Sind aber die kleinen Fürſten ſo dumm, daß ſie das nicht einſehen? O nein, ſie ſind gar nicht ſo dumm, ſie ſehen das recht gut ein. Wenn ſie aber ihre Bürger nicht wie Hunde regieren können, wollen ſie lieber gar nicht regieren, und treten darum ihre Herrſchaft gern an Mächtigere ab, denen es mit der Unterdrückung des Volks beſſer gelingt als ihnen. Ich kann es nicht verantworten, bis mein lieber Graf Bellinghauſen von Wien zurückkommt, und ſeine Pandora-Büchſe öffnet. Es möchten wohl Uebel herauskommen, von denen er ſich gar nicht erinnerte, ſie eingeſchloſſen zu haben.

Höchſt merkwürdig iſt ein Artikel in den neueſten Blättern der deutſchen Tribüne: „Der Kampf des deutſchen Bundes mit der deutſchen Tribüne.“ Der Verfaſſer ſagt: ohne Zweifel werde die deutſche Bundesverſammlung ihren neuen Feldzug gegen die deutſche Freiheit damit beginnen, daß ſie die Tribüne verbietet. Was wird nun darauf erfolgen? Die Tribüne wird ſich nicht wehren laſſen und forterſcheinen. Die Baieriſche Regierung wird dann durch Soldatengewalt die Preſſe zerſtören wollen; dann aber werden die Bürger in Rheinbaiern ſich bewaffnen und werden zur Vertheidigung ihrer Freiheit gegen die Königsſoldaten kämpfen. Gelingt es ihnen nicht und ſind ſie zu ſchwach, dann wird man die benachbarten Franzoſen zu Hülfe rufen, die trotz und entgegen ihrer „verächtlichen Regierung,“ den Deutſchen beiſtehen werden. Und dann allgemeiner Krieg ..... Dieſer offene Trotz muß einen ganz beſondern Grund haben. Und hätte er keinen, wäre er blos aus der ſehr edlen Leidenſchaftlichkeit des Redakteurs hervorgegangen, auch dann wäre er von den beſten Folgen. In der jetzigen Lage der Dinge können wir für die Freiheit gar nichts Vernünftigeres thun; unſere ganze Hoffnung beruht auf der Unvernunft der Tyrannei. Dieſe herauszufordern, zu reizen, muß der Zweck jedes liberalen Schriftſtellers ſeyn, der von der Sache etwas verſteht. — Oeſterreich und Preußen müſſen die Revolution machen. Und man kann ihnen gerade herausſagen, was man von ihnen erwartet; denn ſie werden uns zum Trotze und um unſere Erwartung zu täuſchen, gewiß nicht vernünftig werden.

Von dem ersten März an erscheinen im Badischen zwei neue liberale Blätter, ohne Censur. Das eine in Heidelberg vom Deputirten von Itzstein redigirt, das andere in Freiburg von den Deputirten Duttlinger, von Rotteck und Welcker. Das ist nun zum ersten Male in Deutschland, daß bedeutende und angesehene Männer ein politisches Blatt schreiben. Das wird glückliche Folgen haben. Was aber wird die hohe Bundesversammlung thun? Die Art, wie ich geschrieben und die Tribüne, war den Herrn für einige Zeit wenigstens gewiß willkommen. Das gab ihnen Vorwand, gegen die Preßfreiheit mit Strenge zu verfahren, und Tausende von deutschen liberalen Philistern, die früher in der Abenddämmerung ein leises Wort mitgesprochen, sind von unserm lauten Worte am hellen Tage so in Schrecken versetzt worden, daß sie seitdem schweigen. Das war jenen in Frankfurt auch Gewinn. Wenn aber Männer, wie die genannten, mit Festigkeit doch mit Mäßigung, auf eine dem ängstlichen und frommen Gemüthe der Deutschen entsprechende Weise — und sie wirken doch, nur langsamer — die constitutionelle Gesinnung zu verbreiten suchen, dann werden Oesterreich und Preußen, deren bisheriger Einfluß auf die kleinen deutschen Mächte hierdurch bedroht wird, Alles anwenden, dem, was sie als ihr Verderben ansehen, Einhalt zu thun. Und was dann? Geduld. Wir werden sehen, wer am nächsten ersten April den Andern in den April schickt.

Dienstag, den 21. Februar.

Diesen Morgen besuchte mich Jemand aus Wiesbaden, der von dort kömmt. Der erzählte mir, man habe nicht einen Deputirten, sondern einen Beamten arretirt, den man in Verdacht hatte, Artikel gegen die Nassauer Regierung in die Hanauer Zeitung geschrieben zu haben. Der eigentliche Verfasser jener Artikel sey der Papierhändler Schulz in Wiesbaden, und als dieser von der Arretirung jenes Beamten erfahren, sey er vor Schrecken gestorben. Wir Deutsche empfinden jetzt die üblen Folgen, daß man Polignac und seine Gesellen nicht aufgeknüpft hat. Ein solches Beispiel hätte die deutschen Ministerchen doch etwas stutzig gemacht. Wie bequem es aber unsere Regierungen haben! Wie wohlfeil die Tyrannei bei uns ist! Die Regierungen können ein Schreckenssystem ohne Guillotine einführen. Sie brauchen ihre unterthänigen Philister nur mit Gefängniß zu bedrohen, und da sterben sie gleich vor Schrecken. So kriecht, kriecht, Ihr Regenwürmer, die Ihr nach dem Gewitter in Frankreich Euch aus der Erde hervorgewagt — kriecht, bis Euch der Fuß der Tyrannei zerquetscht! Welcker hat in der Ankündigung seiner neuen Zeitung, die der Freisinnige heißen wird, gesagt: „das neue Blatt wird zeigen, daß Baden werth ist, das unschätzbare Gut der Preßfreiheit zu genießen.“ Zeigen — werth ist —

wem zeigen? Der Regierung? Der Bundesversammlung? Dieser zeigen, daß ein deutsches Volk der Freiheit würdig sey? Um den Beifall der Regierungen buhlen? Großer Gott! Wie kann man nur so wenig die Würde des Bürgers, so wenig die Würde eines Volkes fühlen, in dessen Namen man spricht, daß man sagt, man wolle zeigen, daß das Volk des Beifalls seiner Regierung würdig sey? Die Regierungen müssen um den Beifall ihrer Völker buhlen; sie, aus dem Volke hervorgegangen, von ihm erhoben, von ihm theuer bezahlt — sie müssen zeigen, daß sie des Vertrauens würdig sind, das man in sie gesetzt, daß sie die Macht verdienen, die man ihnen geliehen zum Besten Aller. Das Volk braucht nicht zu bitten, das Volk braucht nicht zu schmeicheln, ihm ist alle Macht, sein ist alle Herrschaft, und die Regierung ist sein Unterthan.

In einem deutschen Blatte las ich: in Preußen wäre ein junger Patriot wegen seines Patriotismus (welches man in der Schindersprache demagogische Umtriebe nennt) zu lebenslänglicher Untersuchung verurtheilt worden. Man kann nicht wahrer und geistreicher die himmelschreiende Grausamkeit der deutschen Gerichte bezeichnen, die überlegend, ob sie einen armen gefangenen Vogel fliegen lassen oder braten sollen, ihn rupfen sein ganzes Leben lang. — In dem nämlichen Blatte stehen einige Strophen eines Ring- oder Dosen-Gedichts, welches der Hofrath Rousseau in Frankfurt an den Kaiser Franz gemacht hat. Er sagt darin: die Welt habe den Schwindel, und wenn sie Kaiser Franz nicht am Arme festhielte, wäre sie schon längst umgefallen. Dann sagt er: Jakob hätte sieben Söhne gehabt, — so viel nur bekannt, hat er zwölf Söhne gehabt; aber weil zwölf nur eine Sylbe hat und sieben zwei Sylben, hat der zarte Lyriker fünf Menschen todtgeschlagen. Also Jakob habe sieben Kinder gehabt und nur einen Benjamin. Aber Kaiser Franz mache keinen Unterschied zwischen seinen Kindern, und Ungarn, Böhmen, Italia stünden ihm in gleicher Liebe nah! Ich habe die größte Lust, das Gedicht ganz zu lesen. Bringen Sie mir es mit. Nicht schicken — es wäre schade um das Kreuz.

Sieben und siebenzigster Brief.

Paris, Sonntag den 26. Februar 1832.

Der deutsche Bund zur Vertheidigung der Preßfreiheit hat hier die größte Theilnahme gefunden; mit steigender Wärme wird diese Angelegenheit behandelt, und der Kreis der Mitglieder erweitert sich täglich. Die hier befindlichen deutschen Handlungs-Kommis, von deren Gesinnung und Streben ich Ihnen schon früher geschrieben, haben sich vereinigt und ihre

Liste mit Unterschriften ist schon bedeutend angewachsen. Die deutschen Handwerksgesellen haben schon, ehe diese Veranlassung kam, ihren Patriotismus an den Tag gelegt. In dem Speisehause, das sie gewöhnlich besuchen, wo der Wirth ein Deutscher ist, wird der Westbote (ein in Rheibaiern erscheinendes, im Geiste der Tribüne geschriebenes Blatt) schon längst gehalten, und mit einem Eifer gelesen, daß es zum Bewundern ist. Diese tragen auch ihren Sou monatlich zur Association bei. Der Advokat Savoie aus Zweibrücken, einer der Gründer des Vereins, ist seit einigen Tagen hier und setzt für die gute Sache Alles in Bewegung. Die Polen haben begriffen, daß diese Angelegenheit nicht blos eine deutsche, sondern eine europäische, und mehr als Alles, eine polnische sey. Sie bedachten, daß der Rückweg nach Polen über Deutschland gehe, und daß nur ein freies Deutschland den Durchzug gewähre. Darum werden auch sie sich der Association anschließen und im Namen des hiesigen polnischen Komités eine Bekanntmachung erlassen. Die italienischen Flüchtlinge werden diesem Beispiele folgen; denn noch mehr als die Deutschen selbst, drückt sie die deutsche Tyrannei. Die spanischen Patrioten werden es auch thun. Alle begreifen, daß Deutschland der Wall ist, der die Freiheiten des westlichen Europa's gegen die Angriffe des östlichen schützt. Wenn wir nur drei Monate Zeit hätten! Jeder Tag ist ein Sieg. Denn nichts zu schaffen ist in Deutschland, es ist nur wegzuschaffen: das kleine Hinderniß, das die größte Bewegung aufhält. Es ist Mittag, das Volk sieht hell; doch ein Fensterladen macht Tag zu Nacht und macht das Volk blind. Ein schlechtes Stück Holz zerschlagen und Alles ist gewonnen. Aber wir werden keine drei Monate Zeit haben! Das Gewitter in Frankfurt steigt schwarz empor und wird die Frucht auf dem Halme zerschlagen. Eins wird immer gewonnen und das eine rettet die Zukunft. Durch die Bewegungen der deutschen Patrioten, die trotz ihrer Heftigkeit und scheinbaren Unregelmäßigkeit doch kalt und sehr gut berechnet sind, werden die in Frankfurt völlig den Schwindel bekommen, die letzte Haltung verlieren und ganz ohne Kopf thun, was sie bis jetzt mit wenig Kopf gethan. Völker sind wie die Oliven. Dem leichten Drucke geben sie süßes Oel, dem starken bitteres. Die Herren Diplomaten in Frankfurt pressen sie nun um einen Grad stärker, als sie bis jetzt gethan, bereiten sich einen bittern Salat und sie werden den Mund verziehen.

Haben denn nicht auch Frauenzimmer, und besonders jüdische, in Frankfurt für den Verein unterschrieben? Letzteren muß man vorstellen, das sey das einzige Mittel, die Heirathsfreiheit (woran ihnen wohl mehr, als an der Preßfreiheit liegt) zu gewinnen. Thun Sie das.

Montag, den 27. Februar.

Gestern Abend hatten wir ein patriotisches Essen, etwa 60 Deutsche, meistens Handlungs-Kommis. Der Zweck der deutschen Association für die Preßfreiheit wurde besprochen, und da zeigte sich denn wieder, was sich in jeder Gesellschaft zeigt. Einige sind begeistert; die Andern, der Wärme froh, die ihnen fehlt, sonnen sich gern; die meisten sind kalt, bleiben es gern und müssen mit Gewalt ins Feuer geworfen werden. Deutsche Bedenklichkeiten ohne Ende. Von den Juli-Tagen wollte der Eine nicht gesprochen haben: das könnte uns verdächtig machen. Andere unterschrieben, aber nur mit Buchstaben, und erklärten alle Theilnahme zu verweigern, wenn sie ihre Namen nennen müßten. Es war zum Lachen. Sie stürzten nach dem Essen, als sie warm geworden, wie blind nach dem Tische zu, worauf der Subscriptions-Zettel lag, gleich Einem, der in Gefahr, vor der er zittert, die er aber nicht fliehen kann, mit geschlossenen Augen stürzt. Deutsche Art trat in dem Antrage mächtig hervor: sie müssen doch eine Regierung haben, ein Komité, Präsidenten, Secretair. Sie wollten für eine Freiheit kämpfen, die ihnen fehlt, und wurden gleich anfänglich ihrer eigenen Freiheit müde, und suchten sich unter dem Namen eines Komités eine Herrschaft. Ich stellte ihnen das Gefährliche einer Kommission vor; wie dann alle Bewegungen, alle Geheimnisse und Papiere in die Hände weniger kämen, wie dann leicht die Polizei Einfluß erhalte, durch wenige gewonnene Mitglieder Alles leiten, Alles verhindern könne; wie sie dann wisse, wo sämmtliche Papiere zu finden. Wie viel Eindruck meine Vorstellung gemacht, muß ich abwarten. Savoie hielt eine schöne Rede, die mit größerm Enthusiasmus hätte aufgenommen werden sollen. Auf Vaterland, Freiheit wurden mit mäßiger Wärme Toaste ausgebracht. Als aber — kann ich es doch ohne Lachen kaum schreiben, — veranlaßt durch einige anwesende Polen, die Gesundheit der Polen ausgebracht wurde, folgte stürmischer lauter Beifall. So sind sie! Für fremde Freiheit hellflammend, für ihre eigne muß man sie erst einheizen. Die hiesigen deutschen Handwerker sollen sich aber vortrefflich benehmen. Gestern wurde an einem ihrer Versammlungsorte eine Liste aufgelegt, und gleich in den ersten Stunden waren dreißig unterschrieben. Ob man ihnen zwar gesagt, der monatliche Beitrag von einem Sou sey willkommen, wollte doch Keiner weniger als einen Franc unterzeichnen, und sagten dabei: gingen die Geschäfte besser, würden sie mehr geben.

Nachmittags sagte ich zu Konrad: „Geben Sie Acht. In der Rue Tirechappe No. 7, am Ende der Rue St. Honoré, es ist eine kleine finstere Gasse, ist ein Speisehaus., Der Wirth ist ein Deutscher. Dort gehen Sie heute hin essen. Fordern Sie von dem Wirth die Liste für die Deutschen.

Viele Handwerker und Andere haben unterschrieben. Wir machen Geld zusammen, und wollen die Fürsten wegjagen. Sie unterzeichnen auch mit einem Franken monatlich, und ich will das Geld für Sie bezahlen." — — Konrad lachte, und war sehr vergnügt über die Revolution und sagte: ich brauche ihm das Geld nicht wieder zu bezahlen, er gebe das selbst gern. Sein Freund, der Schreinergesell aus Kassel habe schon gestern mit ihm von der Sache gesprochen. Und er möchte gern wissen, „wenn der Spektakel losgeht," damit er gleich fort nach Deutschland eile. Also Konrad hat da gegessen, es waren schon 69 Unterschriften und meistens mit einem Frank. Das sind arme Leute! Die Komis, die doch alle guten Gehalt haben, und oft Söhne reicher Eltern sind, haben auch nur einen Franc gegeben! Konrad ein Verschworner! O Zeitgeist!

Es interessirt mich sehr zu wissen, wer im Gelehrten-Verein ja, und besonders wer nicht unterschrieben. Daß es *** gethan, ist ein gutes Zeichen; denn es beweist, daß die Sache Mode ist.

Das Pereat: der deutsche Bund, der todte Hund, hat mir sehr gut gefallen. Vivat Pereat!

Dienstag, den 28. Februar.

O, prächtig, da haben wir sie schon! Sie heulen mit den Wölfen, damit sie selbst für Wölfe gehalten und nicht gefressen werden. Den einzelnen deutschen Regierungen wird bange vor der allgemeinen deutschen Association, die von Rheinbaiern ausgeht; sie wollen dieser fürchterlichen Einigung aller Deutschen zuvorkommen, und was thun sie jetzt in ihrer Schlauheit? Sie erfinden eine Badische, eine Würtembergische, eine Darmstädter Freiheit, daß nur keine Deutsche sich bilde. Herr von Fahnenberg, Ober-Post-Direktor in Karlsruhe, sonst ein achtungswerther Mann, aber ein Mitglied der Regierung, also in ihrem Geiste, auf ihren Befehl, und zu ihrem Vortheile handelnd, stellt sich an die Spitze einer Großherzoglich-Badischen-Preßfreiheits-Association. Im Falle also der Absolutismus in seinem Kampfe unterläge — berechnen unsere vorsichtigen Regierungen — haben wir doch im schlimmsten Falle nur einen Großherzoglich Badischen, einen Königlich Baierischen, einen Herzoglich Nassauischen Liberalismus, und mit diesen kleinen Freiheitchen werden wir in einer günstigeren Zeit schon fertig werden. Unterdessen genießt die Badische Regierung einen Finanzvortheil bei dieser Sache. Die Bundeskasse der Preßfreiheits-Association vermehrt die Kaution der Journalisten, und sichert ihre Bestrafung. Alles schön, Alles gut; es kömmt nun darauf an, wie weit die Dummheit des deutschen Volkes geht. Sind wir denn wirklich so dumm, als die Regierungen glauben?

Geſtern ſteht in der Allgemeinen Zeitung, daß in Berlin wegen Heine zwiſchen einem Anhänger und einem Gegner deſſelben ein Duell vorgefallen. Die politiſchen Duells ſind ſeit einiger Zeit ſehr häufig, auch hier zwiſchen den Polen. Das iſt ein gutes Zeichen. Je größer die Erbitterung zwiſchen den Parteien, je näher der Kampf; je näher der Kampf, je näher der Sieg.

Acht und ſiebenzigſter Brief.

Paris, Donnerstag den 1. März 1832.

Da iſt die Adreſſe nach Zweibrücken. Sie hat mir den ganzen Vormittag verzehrt und ich muß darum über alles Uebrige heute ſchweigen. Sie ſollen ſich in alphabetiſcher Ordnung unterſchreiben. Wenn nur nicht unglücklicher Weiſe der wahrſcheinliche Abraham in der Geſellſchaft ein furchtſames Herz hat, und ſich bedenkt, den Anfang zu machen! Vorwärts, Israel! Die Mauern Jericho's ſind von Trompeten eingefallen — aber es iſt kein wahres Wort daran. Unter Trompete verſtand die heilige Schrift die Preßfreiheit. Vor ihr werden auch die Mauern der Tyrannei fallen. Und leſet das Kapitel von Samuel und Saul zweimal, zehn Mal, hundert Mal. Adieu.

An die Herren Vorſteher des Deutſchen Preßvereins in Zweibrücken.

Wir haben die Ehre, Ihnen eine Liſte von Einwohnern Frankfurts, die dem ſchönen Bunde für das freie deutſche Wort beigetreten, zugleich mit dem Betrage der Sammlung des erſten Monats zu überſenden. Alle die Unterzeichneten ſind jüdiſchen Glaubens. Wenn dieſes Verhältniß unſerer Theilnahme eine beſondere Bedeutung gibt, die ſie ohne dies nicht hätte: ſo iſt das weder unſere Schuld noch unſer Verdienſt, es iſt nur unſer Misgeſchick.

Wir hätten vorauseilen ſollen in einem Kampfe, der uns mehr verſpricht, als den übrigen Deutſchen, weil uns Alles fehlet; doch wir ſind die Minderzahl, und es ziemte uns daher die Beſchlüſſe der Mehrheit abzuwarten, und ihrer Leitung zu folgen. Ihr dürft unſerm Mitgefühle vertrauen; den Schmerz, kein Vaterland zu haben, kennen wir länger als Ihr.

In dem Kriege, den ſie den Befreiungskrieg genannt, der aber nichts befreit, als unſere Fürſten von den Banden, in welche die große, mächtige und erhabene Leidenſchaft eines Helden ihre kleinen, ſchwachen und verächtlichen Leidenſchaften geſchmiedet, haben auch wir die Waffen geführt. Ehe der Kampf begann, genoſſen wir in Frankfurt, wie überall in Deutſchland, wo franzöſiſche Geſetzgebung herrſchte, gleiche Rechte mit unſern chriſtlichen

Brüdern. Und nicht etwa dem Murren des Volkes wurde diese neue Gleichheit aufgedrungen. Sie überraschte, wie alles Fremde, doch sie war willkommen, wie Alles was die Liebe bringt. Die nämlichen Bürger tranken herzlich aus einem Glase mit uns, die noch den Tag vorher uns mit Verachtung angesehen, oder mit Haß den Blick von uns gewendet. Denn das ist der Segen des Rechts, wenn es mit Macht gepaart, daß es wie durch einen Zauber die Neigungen der Menschen umwandelt: Mistrauen in Vertrauen, Thorheit in Vernunft, Haß in Liebe. Dem Wasser gleichet Gerechtigkeit; sie fällt schnell herab und steigt nie hinauf. Jede Regierung vermag in Allem, was gut und schön ist, die Meinungen und Gesinnungen, das Herz und den Willen der Völker umzuwandeln; aber Völker brauchen Jahrhunderte, ihre Regierungen zu veredeln, und nie der friedlichen Mahnung, nur der Gewalt gelingt es endlich, ihre Wildheit zu bezähmen.

Als wir aber aus dem Kampfe zurückkehrten, fanden wir unsere Väter und Brüder, die wir als freie Bürger verlassen, als Knechte wieder, und das sind wir geblieben bis auf heute. Nicht blos die Rechte des Staatsbürgers, nicht blos die des Ortsbürgers hat man uns geraubt, wir genießen nicht einmal die Menschenrechte, die, weil sie älter als die bürgerliche Gesellschaft, kein Recht unterdrücken noch modeln darf. Man hat sich uns gegenüber das Recht der Pest angemaßt, das Recht, unsere Bevölkerung zu vermindern, und um dieses fluchwürdige Ziel zu erreichen, verstattet man uns, die wir in Frankfurt fünftausend an der Zahl sind, jährlich nur fünfzehn Ehen zu schließen. Höre es, deutsches Volk! Und wenn Freiheit, Recht, Menschlichkeit in deinem Wörterbuche stehen, erröthe, daß du ohne Erröthen diese Schmach, die das ganze Vaterland schändet, so lange ertragen konntest.

So wurde uns gelohnt. Wir waren nicht die einzigen, aber wir waren die am meist Betrogenen; und wahrlich, nicht die einzigen zu seyn, hat uns mehr geschmerzt, als die am meist Betrogenen zu seyn.

Verdienten wir unser Schicksal? So wenig als Ihr es verdientet. Doch hat es je der Tyrannei an Unverschämtheit gefehlt, wenn sie aus Spott eine Rechtfertigung sucht, über die sie ihre Gewalt erhob? Dich, christlich deutsches Volk, haben deine Fürsten und Edelleute als ein besiegtes Volk, dein Land als ein erobertes Land behandelt. Und uns, jüdisch deutschem Volke sagt man, wir wären aus dem Orient gekommen, hätten zur angenehmen Abwechslung die Babylonische Gefangenschaft mit der Deutschen vertauscht, wir wären fremd im Lande und wir betrachteten ja selbst unsere Mitbürger als Fremdlinge. Doch das ist unser Glauben, was auch die Verleumdung gelogen, das ist die Lehre unserer Väter, was auch die Schrift-

gelehrten herausgedeutet! Als Gott die Welt erſchuf, da ſchuf er den Mann und das Weib, nicht Herrn und Knecht, nicht Juden und Chriſten, nicht Reiche und Arme. Darum lieben wir den Menſchen, er ſey Herr oder Knecht, arm oder reich, Jude oder Chriſt. Wenn unſere chriſtlichen Brüder dieſes oft vergeſſen, dann kömmt es uns zu, ſie mit Liebe an das Gebot der Liebe zu ermahnen — uns, die wir älter ſind als ſie, die wir ihre Lehrer waren, die wir den einen und wahren Gott früher erkannt, und der reinen Quelle der Menſchheit näher ſtehen als ſie.

Viele unſerer Glaubensgenoſſen, und wie hier ſo gewiß auch überall, zögern noch dem Vereine beizutreten. Sie theilen unſere Geſinnungen, ihr Herz ſchlägt ſo warm als das unſere für die Freiheit des Vaterlandes; aber ſie ſind bedenklich, ſie, die Reichen unter uns, weil ſie, den Räthen der Gewaltherrſcher näher ſtehend, ſich einflüſtern ließen: wenn das Volk zur Macht käme, werde es die Ketten der Juden noch enger ſchließen.

Schenkt dieſen Einflüſterungen kein Gehör, geliebte Glaubensgenoſſen! So ſprechen jene nur, um Bürger von Bürger zu trennen, damit ſie das ſo getrennte, ſich wechſelſeitig mistrauende Volk leichter nach ihrer Willkür beherrſchen können. Tretet dem Bunde bei. Die Freiheit der Preſſe gründet die Herrſchaft der Vernunft, und unter dieſer Herrſchaft ſind Alle gleich, gibt es keine Knechte.

Sie aber, würdige und muthige Männer, die für das deutſche Volk das Wort genommen, ſprechen Sie es aus, was unſere Glaubensgenoſſen zu erwarten haben von der Freiheit des Vaterlandes. Reden Sie klar und offen, nicht für uns, nur für die Andern, die ängſtlich noch zurückgeblieben.

Doch wie auch Ihre Antwort, günſtig oder nicht, wir treten nicht zurück. Als die Polen ihren Kampf begannen, ſo erhaben er auch war, lud man dort die Juden nur zum Kampfe ein, aber nicht einmal zur Hoffnung der Siegesbeute. Polen unterlag! Beginnt jetzt Euren Kampf, wir theilen ihn und vertrauen auf Gott. Wir wiſſen: das Schuldbuch des Himmels hat nur noch wenige leere Blätter, die Thorheiten und Sünden der Menſchen in Rechnung zu bringen. Dem Undanke, dem verrathenen Vertrauen folgt bald die Strafe nach. Ihr werdet frei mit uns, oder Ihr werdet nicht frei.

Euch aber, geliebte Glaubensgenoſſen, ſey es geſagt: wenn einſt unſere chriſtlichen Brüder die Freiheit ſich gewonnen, und wir theilen, wie den Kampf, ſo die Beute des Sieges mit ihnen, dann — nichts vergeſſen, nichts vergeben, keine Verſöhnung, die nur die Grenze des Haſſes iſt. All' unſer Gedächtniß liege bei den Gebeinen unſerer Väter; nur in der Zukunft wollen wir leben, nur für die Zukunft wollen wir ſterben.

Neun und siebenzigster Brief.

Paris, Montag den 5. März 1832.

Der Lindner ist zum Legations-Rath in München ernannt worden und hat die allergnädigste Erlaubniß, die Uniform des königlichen Hauses tragen zu dürfen, taxfrei bekommen. Ich möchte ihn sehen in seiner Livree. Dieser Lindner ist die vollendetste Lakaien-Seele, die ich je kennen gelernt; er ist mit gelben Aufschlägen und geprägten Knöpfen auf die Welt gekommen. Er und Hormayer schreiben die neue baierische Staatszeitung, und der Letztere hat das Feld der Literatur zu bebauen übernommen. Das wird eine schöne Landwirthschaft werden!

— Ach, was habe ich für einen schönen neuen Ueberrock! Haselnußfarbe, bequem über den Frack zu tragen, wattirt, lang, ein Meisterstück. Sie hätten Ihre Freude daran. Auch hat ihn der berühmte Staub gemacht, der Rothschild der Schneider. Als ich ihm sagte: Noch nie hätte mir ein Pariser Schneider einen Ueberrock nach Wunsch gemacht und ich bäte ihn darum, die Sache mit Ernst zu bedenken, lächelte er mitleidig und sagte: une maison comme la nôtre! Und der Mann hat Recht, stolz zu seyn. Was die Natur an mir verdorben, hat er wieder gut gemacht. Meine Taille sollten Sie sehen! — —

Mit diesem schönen Ueberrock ausgeschmückt (und in dieser Absicht schone ich ihn und ziehe ihn selten an), werde ich künftigen Sommer den Redakteur der Mannheimer Zeitung in Heidelberg besuchen, und werde ihm sagen: Ich bin der Verfasser der Briefe aus Paris, zu dem die Stuttgarter Hof-Zeitung gesagt hat: O, du elende Schmeißfliege! Die zwei Haupt-Redakteurs an dieser Zeitung sind der ehrliche Lindner, und der geheime Hofrath Münch, von denen jeder dreitausend Gulden Gehalt bekömmt. Dafür müssen sie grob seyn. Sie aber werden weit schlechter bezahlt, und sind daher auch weit weniger grob. Indessen haben Sie von mir gesagt: Ich hasse die Fürsten, weil ich keine Hoffnung hätte, selbst ein Fürst zu werden, und haßte die Reichen, weil ich kein Geld hätte. Das eine ist dumm, und darum verzeihe ich es ihnen; aber das andere ist gelogen. Betrachten Sie mich in diesem Rocke; sehe ich aus, wie ein Mann der arm ist? Der Rock hat eine Haselnußfarbe, einen Sammtkragen, und ist mit Seide gefüttert und wattirt von oben bis unten. Er hat fünf Taschen und eine sechste geheime für Verschwörungslisten, und kann bis am Halse zugeknöpft werden. Fühlen Sie einmal dieses Tuch an; fragen Sie Herrn Zimmern daneben, wieviel die Elle von solchem Tuche kostet und Sie werden staunen. Und Sie nennen mich arm? Wenn Ihre ganze Garderobe

ſo viel werth iſt, als mein einziger Rock, ſollen Sie mich zum Fenſter hinaus in den Neckar ſtürzen. Hundert und dreißig Franken hat er gekoſtet. Ueberhaupt, für wie reich halten Sie mich? ... Der Redakteur, dem mein grimmiges Geſicht ganz Angſt gemacht, möchte gern höflich ſeyn und mich für ſehr reich erklären; aber ſo ein armer Teufel von Peſcheräh hat nicht weit zählen gelernt, und er antwortet: O, Herr von Börne, Sie ſind gewiß drei bis vierhundert Gulden reich .... Vierhundert Gulden! Sie ſind ein Narr. Eine Million bin ich reich, ſowohl an baarem Gelde, als an Manuſcripten und guten Eigenſchaften. Sie aber, wie viel ſind Sie werth? ... O! ich bin wenig werth .... Wenig werth? Gar nichts ſind Sie werth. Sie ſind nicht werth, daß Sie der Teufel hole! Dann ginge ich fort und lachte mich todt. Nur Eines iſt mir unerklärlich: Warum der Redakteur der Mannheimer Zeitung von den Heidelberger Studenten noch niemals Prügel bekommen.

— Soviel ich das undeutlich geſchriebene Motto aus dem Tacitus leſen kann, heißt es in deutſcher Ueberſetzung ohngefähr wie folgt: „Nicht blos gegen die Schriftſteller, ſondern auch gegen deren Werke wurde auf Befehl der Triumviren mit Erbitterung verfahren, und die Denkmäler der erhabenſten Geiſter wurden auf dem Forum verbrannt, als könnten durch Feuer die Klagen des römiſchen Volks, die Freiheit des Senats und das Gefühl des ganzen Menſchengeſchlechts vernichtet werden!“

Mittwoch, den 7. März.

Nicht auf Myrons Kuh wurden zu ihrer Zeit ſo viele Epigramme gemacht, als in Deutſchland ſeit einigen Monaten auf mich gemacht wurden! Und es ſind nicht blos kleine Schaumuſter von Witz, von Fingerslänge, wie jene griechiſchen waren; ſondern es ſind ganze lange, breite, ſchwere Witzſtücke, woran drei Bleie hängen, das bekannte Fabrikzeichen der deutſchen Satyre. Es iſt aber merkwürdig, was ich bei den Fabrikanten Kredit habe! Sie ſchicken mir ihre Waare unbeſtellt, unverlangt, und ſcheinen ganz unbekümmert, ob ich ſie einmal bezahlen werde oder nicht. Aber ich bezahle ſie — ehrlich währt am längſten.

Ein ſolches Witzſtück erhielt ich geſtern in einem Briefe, der das Poſtzeichen: Hamburg 15. November trug. Der Menſch denkt, Gott lenkt. Ich wollte darauf ſchwören, daß der Briefſteller acht Tage nach dem 15. November ſich Morgens vergnügt die Hände rieb und jubelte: heute kommt mein Brief nach Paris, heute wird er braun, roth, gelb und weiß vor Aerger, und zerbricht ſich den Kopf, wer das Sonett gemacht haben mag. Goethe oder Platen, oder Uhland, oder Heine, oder Chamiſſo — und kann es nicht errathen. Aber es kam ganz anders. Den Brief erhielt

ich erſt geſtern, alſo vier Monate ſpäter, weil die Adreſſe falſch war. Die Straße Rue de Provence war zwar richtig angegeben, aber die Hausnummer war falſch. Ich wohne Nr. 24, und die Adreſſe hatte Nr. 21. Vier Monate ſuchte mich der Briefträger, bis er mich endlich fand! Und ich wohne doch der Nr. 21 gerade gegenüber! Und ich erhielt den Brief zugleich mit dem erſten Veilchen, zu einer Zeit, wo mich nichts ärgern kann, weil ich dann meinem Oſt entgegendämmere, weil ich dann des baldigen Wiederſehens froh bin. So weiſe hat mein Schutzgeiſt Alles gelenkt, um die Bosheit des Hamburger Sonnettiers zu vereiteln.

Aber ſo iſt der Deutſche! Dieſer unbekannte Hamburger—ein Menſch, der ſo gar keine Schulkenntniſſe hat, der ſo wenig von Geographie, Statiſtik, Hiſtorie, Topographie, Biographie gelernt hat, daß er nicht einmal weiß, daß ich in der Rue de Provence Nr. 24 wohne und nicht Nr. 21 — nimmt ſich heraus, ein Dichter ſeyn zu wollen, nimmt ſich heraus, ein Sonnet auf mich zu werfen! Und mit welcher Bosheit ging er dabei zu Werke! Daß ich ja nichts ahnen möchte; daß ich ja in der Erwartung ſchwelgte, das Innere des Briefes werde ſo rückſichtsvoll und artig ſeyn, als ſein Aeußeres, und die Ueberraſchung, der Schrecken mich um ſo fürchterliche darnieder werfe — ſchrieb er auf die Adreſſe: à Monsieur L. Boerne, savant Allemand und frankirte den Brief. Wie man Einem Grobheiten frankirt ſchicken mag, begreife ich nicht; nie hätte ich das Herz dazu.

Hier folgt die Abſchrift des Sonnets. Das „entwichener Wechſelbalg" wird Ihnen gefallen. Ich bitte, ſehen Sie in meinem Schimpfwörterbuche nach, ob in W. Wechſelbalg ſteht; wenn nicht, tragen Sie es nach.

An Ludwig Börne,
den Briefſteller aus Paris.

Iſt der ein Deutſcher, der mit frechem Hohne,
Den deutſchen Namen ſchändet, ihn entehrt,
Was Deutſchen heilig iſt, giftig zerſtört;
Es richtend nicht, hinrichtend gleich dem Frohne! —
Schütz Himmel uns vor dem verworfenen Sohne
Des Vaterlands, der Jud' und Chriſt empört,
Der Lug und Trug zu lehren nur begehrt,
Sich flechtend ſelbſt der ew'gen Schande Krone! —
Du wähnſt Dich ſicher im Aſyl der Franken,
Und nicht zu Deutſchen, nicht in Deutſche Schranken,
Entwichner Wechſelbalg, kehrſt Du zurück!
Doch wohin Dich die flücht'gen Sohlen tragen,
So lang im Buſen Deutſche Herzen ſchlagen,
Iſt auch Verachtung Dein gerecht Geſchick!

Achtzigster Brief.

Paris, Samstag den 10. November 1832.

Diesen Brief, vom Samstag datirt, fange ich heute Sonntag erst an. Ich habe mich einer Treulosigkeit gegen Sie schuldig gemacht; nicht wegen Mademoiselle *** — denn diese besuchte ich erst um zwei Uhr, ich hätte also den ganzen Vormittag Zeit gehabt, Ihnen zu schreiben — sondern wegen eines Buches, das mich so angezogen. Ich empfehle Ihnen Scénes de la Vie Privée par Mr. Balzac. Ich glaube es sind vier Bände. Ein moralischer Erzähler von seltener Vortrefflichkeit und der die Tugend so liebenswürdig darzustellen weiß, daß man sie, zu seinem eignen größten Erstaunen, noch vierzig Jahre nach der Kindheit lieb gewinnt. Sie hatten also einen ganzen Tag lang keine andere Nebenbuhlerin als die Tugend selbst.

Montag, den 12. November.

Sie wundern sich gewiß, daß ich noch kein Wort Politik gesprochen in diesen sechs Briefen; ich wundere mich selbst darüber und ich weiß nicht wie es kömmt .... O! es ist so langweilig, so langweilig! Ich knurre wie ein alter Hund, der unter dem Ofen liegt und kann es vor lauter Bosheit nicht zum Bellen bringen. Bosheit gegen wen? Nicht gegen den bürgerfreundlichen Großherzog von Baden, der die Professoren Rotteck und Welcker abgesetzt, sondern gegen die Letzteren, die aus Schafs-Gutmüthigkeit ein aktives Verbum haben zum passiven werden lassen. Nicht gegen den Minister Winter in Karlsruhe, der sich für einen freisinnigen Mann ausgegeben und den ich immer für einen Pascha von drei Fuchsschweifen gehalten; sondern gegen die Narren, die ihm das geglaubt. Nicht gegen die Schamlosigkeit der baierischen Regierung, die Landeskinder nach Griechenland schickt, um deutsches zahmes Kuhpockengift in das edle griechische Blut zu bringen, damit ein Heldenvolk bewahrt werde vor dem Fieber und den Blatternarben der Freiheit und ein hübsches, weibliches, polizeiglattes Gesicht behalte; sondern gegen die Baiern, die ruhig und breit dastehen, wie die Bockbierfässer, und ohne sich zu rühren, sich anzapfen lassen von dem unersättlichen Gewalt-Durste ihres Königs. Nicht gegen die hessische Maitressen-Regierung, welche alle freisinnigen Deputirten mit Fächerschlägen aus der Kammer jagt; sondern gegen diese selbst, die sich wie Spatzen durch ein Husch! Husch! vertreiben lassen. Die in Cassel begreife ich nicht. Die Cholera ist dort, und wie ich gelesen, haben sie große Furcht davor. Wenn man aber die Cholera fürchtet, wie kann man zugleich Gefängniß und Geldstrafen fürchten? Aber der Deutsche hat ein großes Herz! Als einst Napoleon einen Offizier ausschmähete, antwortete dieser: Ihr Zorn ist nicht gefähr-

licher als eine Kanonenkugel — und darauf schwieg der Kaiser und lächelte. Es war freilich Napoleon; wäre es ein deutscher Wachtparadenfürst gewesen, er hätte den Offizier kassirt und ihn auf die Festung geschickt. Es ist doch etwas sehr Geheimnißvolles in der Furcht; den Heldenmuth begreift man viel leichter. Hunderte von freisinnigen Bürgern in Frankfurt lassen sich dort von der Polizei schulbübisch examiniren und abstrafen und denken gar nicht daran, daß wenn sie Hunderte wie ihrer sind, sich Alle in eine Reihe stellten, Alle für Einen, für Jeden sprächen und handelten, man ihnen ja gar nicht beikommen könnte; da Frankfurt nicht genug Gefängnisse hat, sie einzusperren.

So knurre ich; ich wollte aber ich wäre im Ernste ein Hund. Wann ein Hund von seinem Herrn geprügelt wird, so ist es doch ein höheres Wesen, das ihn beherrscht; der Mensch ist der Gott des Hundes, es ist seine Religion ihm treu und gehorsam zu seyn. Läßt sich aber je ein Hund von einem andern Hunde beißen, ohne sich zu wehren? Oder hat man gar je gesehen, daß tausend Hunde einem einzigen gehorchen? Der Mensch aber läßt sich von einem andern Menschen prügeln; ja tausend Menschen erdulden es von einem Einzigen und wedeln dabei mit den Schwänzen! Und Jarke in Berlin ist an die Stelle von Genz nach Wien gekommen. Erinnern Sie mich an diesen Jarke, wenn ich ihn vergessen sollte. Ich habe etwas über ihn zu sagen. Zwar hat mich Heine gebeten, ich möchte ihm den Jarke überlassen; aber ich denke, es ist genug an ihm für uns Beide.

Die andere europäische Tyrannei gefällt mir weit besser als die deutsche. Ich weiß nicht — es ist etwas Genialisches, Großes darin. Es ist wenigstens eine hohe Mauer, die Jeder sieht, der Jeder ausweichen kann, und es müßte Einer sehr zerstreut seyn, mit dem Kopfe dagegen zu rennen. Unsere aber — das ist ein Scheitholz mitten auf dem Wege, in der Nacht und keine Laterne dabei; man fällt darüber und bricht das Bein. So fiel neulich der Geburtstag des Kaisers von Rußland ein, oder solch ein anderer heilloser Tag und da befahl die Polizei in Warschau: es müßte Jeder illuminiren und für jedes Fenster, das dunkel bliebe, müßte man dreißig Gulden Strafe bezahlen. Das ist deutlich! Eine Dame in Neapel schrieb an ihren Sohn nach Marseille, sein alter Vater säße schon einige Monate im Kerker, weil er, der Sohn, liberale Artikel in eine Marseiller Zeitung schriebe! So weit bringt es der Bundestag in seinem Leben nicht. Doch wer weiß!

Schreiben Sie mir ja recht oft und viel und freundlich, daß mir gar nichts von meinem Herzen übrig bleibe; denn ich wüßte nicht, wie ich diesen Winter auch nur den kleinsten Rest verwenden sollte. Die Malibran ist nicht hier und sie kömmt auch nicht. Ich wollte ich wäre zwanzig Jahre

jünger, daß ich darüber weinen dürfte. Während der Schneetage von Paris log sie mir den Sommer vor; wenn sie sang, sah ich blitzen, hörte ich donnern, und wo in meiner Brust noch ein altes Körnchen Pulver lag, da kam ihr Feuer hin und verzehrte es! Ihr armer Freund! Jetzt bleibt meine einzige Lust, die Seifenblasen der Bundesknaben steigen zu sehen und nach den Schuldoktrinairs mit Schneeballen zu werfen.

Ein und achtzigster Brief.

Paris, Montag den 12. November 1832.

. . . . . Fragen Sie doch allerlei und verschiedenartige Leute — es müssen aber natürlich Solche seyn, welchen hierin ein Urtheil zuzutrauen: ob sie mich für fähig halten, eine Geschichte der französischen Revolution zu schreiben? Ich selbst habe es oft überlegt, konnte es aber noch zu keiner entschiedenen Meinung bringen. Ich weiß nur, daß ich Lust dazu habe; welches aber gar nicht beweis't, daß ich auch das Talent dazu habe. Zu den Speisen, die man am wenigsten vertragen kann, hat man oft den größten Appetit. Ich möchte eher urtheilen, daß ich die Fähigkeit nicht habe, als daß ja. Zu einer Geschichtsschreibung gehört ein künstlerisches Talent und die Leute sagen, daß mir das durchaus fehle. In einer Geschichte müssen die Dinge dargestellt werden wie sie sind, wie sie sich im natürlichen Tageslichte zeigen; nicht aber wie sie, durch das Prisma des Geistes betrachtet, als Farben erscheinen, noch weniger wie sie in der Camera obscura des Herzens sich abschatten. Glauben Sie nicht auch, daß ich zuviel denke und empfinde! Die gefährlichste Klippe in einer Geschichte der französischen Revolution ist: daß diese noch nicht geendigt ist, ihr Ziel noch nicht erreicht hat; daß man also, je nach der Gesinnung ohne Furcht und Hoffnung von der Sache gar nicht sprechen kann; und Furcht und Hoffnung drücken sich oft als Haß und Liebe aus, und das darf nicht seyn. Ein Geschichtsschreiber muß seyn wie Gott: er muß Alles, Alle lieben, sogar den Teufel. Ja, er darf gar nicht wissen, daß es einen Teufel gibt. Also fragen Sie Den und Jenen, und theilen Sie mir genau mit, was Jeder von ihnen sagt. Es ist ein Werk langer und schwerer Arbeit und ich möchte es, ohne Hoffnung, daß es gelinge, nicht unternehmen. Ich bin jetzt schon gerührt, wenn ich daran denke, wie ehrwürdig ich mich ausnehmen werde, wenn ich als großer Gelehrter und Narr unter tausend Büchern sitze, und sie eines nach dem andern durchlese und ausziehe, und wie mir dabei heiß wird und ich seufze: ach! wie glücklich war ich in frühern Zeiten, da ich noch leicht wie ein Schneidergesell, dem man in der Herberge das Felleisen gestohlen,

durch Feld und Wald zog, und überall ohne Geographie und Führer den Weg und jeden Abend ein Wirthshaus fand. Aber es ist Zeit, daß ich das Schwärmen einstelle und mich in eine Arche zurückziehe; denn ich sehe die Sündfluth kommen. Vierzig Monate wird sie dauern, und dann, wenn die Gewässer abgelaufen sind und der Regenbogen am Himmel steht, werde ich mit einer versöhnlichen Geschichte der französischen Revolution hervortreten, voller Liebe und Feuchtigkeit — und da alsdann alle Rezensenten ersoffen seyn werden, das einzige Rezensentenpaar ausgenommen, das ich aus Liebe zur Naturgeschichte in meine Arme gerettet, so wird auch mein Werk allgemeinen Beifall finden, wenn es ihn verdient. Auch denke ich daran, wie ich meine baldigen grauen Haare verberge, sey es unter einem Lorbeerkranze, sey es unter einer Schellenkappe — gleichviel. Nun gefragt.

Von den bedeutenden Männern, welche in der französischen Revolution eine wichtige Rolle gespielt, lebt noch Mancher, wie Lafayette, Talleyrand, die Lameths. Aus diesen lebendigen Quellen schöpfen zu können, ist ein großer Vortheil. Aber man muß die noch kurze Zeit benutzen, ehe sie der Tod entführt, oder sie altersschwach werden. So lebt Sieyes noch, aber wie ich höre in großer Geistesschwäche. Auch von den Volksmassen, welche die Revolution unter freiem Himmel getrieben, leben in Paris noch ganze Schaaren. Man sollte es nicht denken — kürzlich hat die Regierung Allen, welche an der Erstürmung der Bastille Theil genommen, eine Pension bewilligt und es fanden sich noch fünf- bis sechshundert von jenen Sappeurs der Monarchie, die noch am Leben sind und deren Namen der Moniteur mittheilte. Auch diese zu berathen ist nützlich, um von den entscheidenden Gassengeschichten, und den seitdem so sehr umgestalteten Schauplätzen der französischen Revolution eine lebhafte Anschauung zu gewinnen.

Dienstag, den 13. November.

Ein herrliches deutsches Buch habe ich hier gelesen; schicken Sie gleich hin es holen zu lassen. Briefe eines Narren an eine Närrin. Auch in Hamburg bei Campe erschienen, der seine Freude daran hat, die Briefe aller Narren an alle Närrinnen drucken zu lassen. Es ist so schnell abwechselnd erhaben und tief, daß Sie vielleicht müde werden, es zu lesen, ich bin es selbst geworden und bin doch ein besserer Kopfhänger als Sie. Aber es ist der Anstrengung werth. Der Narr ist ein schöner und edler Geist und so unbekümmert um die schöne Form, welcher oft die besten Schriftsteller ihr Bestes aufopfern, daß diese, wie jede Kokette, weil verschmäht, sich ihm so eifriger zudringt. Der Verfasser schreibt schön, ohne es zu wollen. Er ist ein Republikaner wie alle Narren; denn wenn die Republikaner klug wären, dann bliebe ihnen nicht lange mehr etwas zu

wünschen übrig und sie gewönnen Zeit, sich zu verlieben und Novellen zu schreiben. Nichts kommt ihm lächerlicher vor, als das monarchische Wesen, nichts sündlicher gegen Gott und die Natur. Er theilt meinen Abscheu gegen die vergötterten großen Männer der Geschichte und meint, die schöne Zeit werde kommen, wo es, wie keine Hofräthe, so auch keine Helden mehr geben wird. Die Klügsten unter den Gegnern des Liberalismus haben diesem immer vorgeworfen, es sey ihm gar nicht um diese oder jene Regierungsform zu thun, sondern er wolle gar keine Regierung. Ich trage diese Sünde schon zwanzig Jahre in meinem Herzen und sie hat mich noch in keinem Schlafe, in keiner gefährlichen Krankheit beunruhigt. Die Tyrannei der Willkür war mir nie so verhaßt, wie die der Gesetze. Der Staat, die Regierung, das Gesetz, sie müssen alle suchen sich überflüssig zu machen, und ein tugendhafter Justizrath seufzt gewiß, so oft er sein Quartal einkassirt und ruft: O Gott! wie lange wird dieser elende Zustand der Dinge noch dauern? Und bei dieser Betrachtung hat der Verfasser eine schöne Stelle, die ich wörtlich ausschreiben will. „Freilich ist das Firmament ein Staat, und Gott ein Monarch, der sich die Gesetze und die Bahnen unterordnet; aber die Sterne des Himmels werden einst auf die Erde fallen, und Gott wird sein strahlendes Scepter und die Sonnenkrone von sich werfen, und den Menschen weinend in die Arme fallen, und die zitternden Seelen um Vergebung bitten, daß er sie so lange in seinen allmächtigen Banden gefangen gehalten." Küssen Sie den Unbekannten in der Seele, der über die Wehen, die Geburten und Misgeburten dieser Zeit so schöne Dinge sagt. Auch eine betrübte räthselhafte Erscheinung unserer Tage, erklärt der Verfasser gut. Woher kömmt es, daß so Viele in Deutschland, die früher freisinnig gewesen, es später nicht geblieben? Spötter werden sagen: sie haben sich der Regierung verkauft; ich aber möchte nie so schlecht von den Menschen denken. Ich war immer überzeugt, daß ein Wechsel der Hoffnung gewöhnlich dem Lohne vorausging, mit dem Regierungen zur Aufmunterung der Tugend diesen Wechsel bezahlten. „Sie konnten den Nachwuchs eines neuen Geschlechtes nicht ertragen; sie wollten nicht, daß man munterer, dreister dem gemeinschaftlichen Feinde die Spitze bieten könne. Es ist in Frankreich ebenso gegangen. Die in der alten französischen Kammer einst die äußerste Linke bildeten, die ausgezeichnetsten Glieder der ehemaligen Opposition sind nur darum in die rechte Mitte des Centrums hinaufgerückt, weil sie nicht ertragen mochten, daß eine Weisheit, die ihnen geborgt war, sich in jugendlichern Gemüthern lebendiger bethätigte. So sind in Deutschland die ehemaligen Heerführer des Liberalismus die loyalsten Organe der Regierung geworden. Früher sprachen sie allein über gewisse Wahrheiten, *jetzt thun es ihnen* hundert Andere nach."

An dem Buche habe ich nichts zu tadeln, als seinen Titel. Man soll sich nicht toll oder betrunken stellen, wenn man die Wahrheit sagt. Auch nicht einmal im Scherze soll man eine solche Maske vorhalten, denn es gibt unwissende Menschen genug, welche die Vermummung als einen Beweis ansehen, daß man nicht jeden Tag das Recht habe, die Wahrheit zu sagen, sondern nur während der Fastnachtszeit und in der Hanswurstjacke. Ueberhaupt sollten wir jetzt keinen Spaß machen, damit die großen Herren erkennen, daß uns gar nicht darum zu thun sey, witzig zu seyn, sondern sie selbst zu witzigen.

Mittwoch, den 14. November.

Ich muß noch einmal auf die Briefe eines Narren zurückkommen; das Wichtigste hätte ich fast vergessen. Stellen Sie sich vor, es wird in dem Buche erzählt: der goldene Hahn auf der Frankfurter Brücke sey abgenommen worden, und unsere Regierung habe es auf Befehl der Götter des tarpischen Olymps thun müssen, weil der Hahn ein Symbol der Freiheit sey, der, ob er zwar nicht krähen könne, sintemal er von Messing ist, doch als Kräh-Instrument in dem Munde eines Sachsenhäuser Revolutionairs staats- und diner-gefährlich werden könnte. Es wäre merkwürdig! aber ich glaube es nicht. Vielleicht war es ein Scherz von dem Verfasser, oder er hat es sich aufbinden lassen. Aber was ist in Frankfurt unmöglich? Ich bitte, lassen Sie doch *** auf die Sachsenhäuser Brücke gehen und nach dem uralten Hahne sehen. Ist er noch da, dann werde ich den närrischen Briefsteller öffentlich als einen Verläumder erklären.

Donnerstag, den 15. November.

Heute marschiren die Franzosen in Belgien ein, angeblich nur um Antwerpen zu erobern, vielleicht aber auch um den König Leopold gegen sein eigenes Land zu schützen, das seiner in den nächsten Tagen überdrüßig werden dürfte. Den Franzosen gegenüber ziehen sich die Preußen zusammen, darüber zu wachen, daß das Volk in seiner Lust nicht übermüthig werde, und sich nicht mehr Freiheit nähme, als man ihm zugemessen. Was ist dieses Frankreich gesunken! Wenn noch ein Stäubchen von Napoleons Asche übrig ist, es müßte sich jetzt entzünden. Gleich schwach und verächtlich wie heute, war Frankreich unter den Direktoren; aber die Ohnmacht damals war zu entschuldigen, sie war Erschöpfung nach einem ungeheuern Tagewerke. Die jetzige Regierung aber ist schwach und schlaff von vielem Schlafen. Und der Ernst gegen Holland soll nur Komödie seyn, gespielt der doktrinären Regierung Gelegenheit zu geben, mit Kraft zu paradiren, daß sie sich befestige; denn von den Doktrinärs erwartet die heilige Allianz den Ruin Frankreichs. Es ist die wohlfeilste Art Krieg zu führen. Schon um acht

Uhr dieſen Morgen erhielt ich ein Billet von einem guten Freunde vom Rentier, der mich auf heute zu Tiſche bittet, um ihm den Triumph des Juſte-Milieus feiern zu helfen. Ich werde eſſen und lachen. Ich fange an einzuſehen, daß die Menſchheit kein Genie hat für die Wiſſenſchaft. Seit einigen tauſend Jahren geht ſie in die Schule und ſie hat noch nichts gelernt. Gott hätte ſie nicht ſollen zum Studieren beſtimmen, ſondern ein ehrliches Handwerk lernen laſſen.

Die arme Berry! Ihr verzeihe ich Alles, denn ſie iſt Mutter, und ſie glaubt an ihr Recht. Das iſt ihr von der früheſten Kindheit an gelehrt worden, wie der Katechismus. Die halloſen Königs-Pfaffen aber, die Bürgerblut für Waſſer anſehen, womit ſie ihren verkümmerten Thron-Sprößling begießen — dieſe möchte ich Alle in dem Stübchen hinter dem Kamine einſperren, in welchem die Berry ſich verſteckt hatte, und dann wollte ich das Feuer recht ſchüren. Was aber die neue Geſchichte ſchöne Romane ſchreibt! wer es ihr nachthun könnte! Es that mir noch niemals ſo leid als jetzt, daß ich keine Geſchicklichkeit zu ſo etwas habe. Das Ereigniß mit der Berry, welch ein herrlicher Stoff zu einem Romane. Ihr Verräther, der getaufte Jude, welch ein ſchönes Nacht- und Rabenſtück! Man begreift nicht, warum dieſer Judas katholiſch geworden iſt. Als hätte er als Jude nicht auch ein Schurke werden können. Ich glaube, es iſt kein gewöhnlicher Böſewicht; ſein Gewiſſen hat eine halbe Million gekoſtet, und er iſt blaß geworden, als er den Verrath vollendete.

Ein Münchner Bierbrauer und der Dr. Lindner werden mit dem König Otto nach Griechenland ziehen, um dort baieriſch Bier und ruſſiſche Treue einzuführen. Griechenland ſoll ein Theil des deutſchen Bundes werden, und die griechiſchen Zeitungen müſſen alle in deutſcher Sprache geſchrieben werden, damit ſie der Hofrath Rouſſeau verſtehe, der zum Cenſor in Nauplia ernannt worden iſt. Carove tritt zur griechiſchen Religion über und wird Conſiſtorial-Rath in Athen. Der Profeſſor Vömel wird Cenſor aller griechiſchen Claſſiker, die ohne Cenſur nicht neu gedruckt werden dürfen. Dieſe Neuigkeiten ſtanden geſtern Abend im Meſſager. — Adieu für heute.

Zwei und achtzigſter Brief.

Paris, Mittwoch den 21. November 1832.

Schon geſtern wollte ich zu ſchreiben anfangen; aber da lag mir der Schrecken von vorgeſtern zehn Pfund ſchwer in den Fingern, und ich konnte nicht. Sie wiſſen jetzt, daß man unſern guten König hat umbringen wollen, und daß die beſte aller Republiken in großer Gefahr war. Nie hat ſich die

Vorsehung so glänzend gezeigt als dieses Mal. Sie hat nicht allein verhindert, daß der König getroffen werde, welches ihr, als Leibwache der Fürsten, Pflicht war; sondern sie hat auch verhindert, daß keiner von den Hunderten von Nicht-Königen, die den König eng umschlossen und um die sie sich nicht zu bekümmern hat, verletzt werde. Sie hat noch mehr gethan. Sie hat, was ihr ein Leichtes gewesen wäre, den Mörder (oder den Elenden, wie die Minister in allen Blättern sagen) nicht den Händen der Gerechtigkeit überliefert, sondern ihn entwischen lassen, damit er ohne Buße sterbe und jenseits in ewiger Verdammniß leide. Der Mörder gab sich alle mögliche Mühe, entdeckt zu werden, aber es half ihm nicht. Statt einen andern Tag zu wählen, wo dem Könige, da er weniger bewacht ist, so leicht beizukommen wäre, wählte er gerade einen Tag, wo viele tausend Soldaten alle Straßen besetzt hielten, wo unzählige Polizei-Agenten unter das Volk gemischt waren, und der König selbst von einem dichten undurchdringlichen Gefolge umpanzert war. Statt sich auf die freie Straße hinzustellen, wo nach der That Hoffnung zur Flucht blieb, stellte sich der Mörder auf die Brücke, wo auf zwei Seiten nicht auszuweichen war, und die zwei engen Zugänge augenblicklich gesperrt werden konnten, wie es auch wirklich geschehen. Die Kugel war nirgends zu finden, und der König war naiv genug, Abends bei Hofe zu erklären, er habe die Kugel nicht zischen hören. Sehen Sie, das nennt man regieren, und wenn Sie das jetzt nicht begreifen, bleiben Sie dumm Ihr Leben lang. Bei dieser Gelegenheit aber konnte ich mich schämen, daß ich, ein Liberaler, erst mit anderthalb Jahren begreife, was die Absolutisten schon längst verstanden und erklärt haben: daß nämlich nichts lächerlicher sey, als eine constitutionelle Monarchie. Wenn in Petersburg, Wien und Berlin solche Polizei-Komödien aufgeführt werden, dort, wo nur Kinder und unerfahrene Menschen auf der Gallerie sitzen, die Alles für Ernst nehmen, und gleich Kotzebue's Landedelmann in der Residenz, im Stande sind, einen Schauspieler durchzuprügeln, der als Graf Leicester die schöne Maria Stuart verrathen — dort hat doch der Spaß einen Zweck, und findet sich ja einmal ein naseweiser Theater-Kritiker, der das Spiel beurtheilt, dreht man ihm den Hals um. Hier aber, wo Oeffentlichkeit, wo Preßfreiheit herrscht, wo tausend Menschen es laut aussprechen, es sey ein Polizeischuß gewesen — wozu? Darum ist eine constitutionelle Monarchie ein lächerliches Ding, darum bin ich Republikaner geworden, und verzeihe es den Andern, wenn sie Absolutisten sind. Einer von uns wird den Sieg davontragen; das Juste-Milieu aber, diese Misgeburt mit zwei Rücken, bestimmt auf beiden Seiten Prügel zu bekommen — wird sie bekommen, und wird, nachdem ihm aller Saft ausgedrückt worden, wie eine Citronenschale auf die Gasse geworfen werden.

Aber in diesem Augenblicke erhalte ich Ihren Brief und ich will mich eilen, ihn zu beantworten, ehe das Gemetzel in Antwerpen angeht, das vielleicht die Sperrung des Postenlaufs nach Deutschland zur Folge haben kann. Die Holländer in der Citadelle haben zweihundert Mörser, die Franzosen in der Stadt vierhundert. Diese sechshundert Mörser können in Zeit von einer Stunde zwölftausend Menschen zerstoßen. Dann gäbe es zwar zwölftausend Narren weniger in der Stadt; aber sie dauern mich doch die armen zerquetschten Menschen! Es bleiben so viele Narren noch übrig, daß man den kleinen Abgang nicht spüren wird. Sich todtschießen zu lassen um einen Taufnamen, daß ein König Wilhelm oder Leopold heiße! Die Erde ist das Tollhaus der Welt und alle Narren des Firmaments sind da versammelt.

Es darf Sie nicht wundern, daß die vier Bände Tugend von Balzac mir keine Langeweile gemacht. Denn erstens ist es weibliche Tugend, die mich nicht hindert, ich meine nicht mehr. Dann sind es gerade nicht immer tugendhafte Personen, die auftreten, sondern im Gegentheil. Nachdem man aber mit den andern den Blumenweg der Untugend gewandert, stellt der Verfasser tugendhafte Betrachtungen an, die man sich gefallen läßt, weil sie nichts kosten, denn man hat den Profit voraus. Aber ich kann Ihnen den Balzac nicht genug loben. Noch ein anderes Werk liegt auf meinem Tische von dem nämlichen Schriftsteller; ich habe es aber noch nicht gelesen: Physiologie du mariage ou méditations de philosophie éclectique sur le bonheur et le malheur conjugal. Publiée par une jeune célibataire. Zwei Theile. Es wird aber noch lange dauern, bis ich mit Ihnen von dem Buche sprechen kann; denn ich will es nicht blos lesen, sondern studiren. Und warum studiren? Darüber hängt noch der Schleier des Geheimnisses; aber man wird erstaunen zur gehörigen Zeit. Wichtige Dinge sind im Werke.

Schicken Sie mir doch künftig zur Erleichterung des Briefporto's ein Verzeichniß derjenigen Personen in Frankfurt, die noch nicht arretirt sind. Sie treiben es dort in's Große und es fehlt ihnen wenig mehr zu einer Macht des ersten Ranges. Wenn sie in Frankfurt einen Jarke gebrauchen, sollten sie sich an mich wenden; ich habe hier einen guten Freund, der gar zu gern ein Spitzbube werden möchte; er hat aber bis jetzt noch keine Gelegenheit dazu gefunden. Er besucht mich um keinen Preis und weicht mir aus soviel er kann, aus Furcht für einen ehrlichen Mann gehalten zu werden und dadurch seinem Fortkommen zu schaden. Nach dem Eschenheimer Thurm wässert mir der Mund, ich möchte gar zu gern darin sitzen. Welch' ein romantisches Gefängniß! Auf der einen Seite die Aussicht

ſo viel Arbeit als eine vollkommene Geſchichte nöthig machen würde. Robespierre war die höchſte Spitze der Revolution, und da hinauf zu kommen, müßte ich auch den ganzen Weg zurücklegen; nur brauchte ich freilich mich nirgends ſo lange aufzuhalten, als wenn ich die ganze Geſchichte beſchriebe. Aber *** hat Unrecht, wenn er meint, ich wäre zu viel Patriot, nicht unbefangen genug. Ich bin es nur zu ſehr, zu ſehr Fataliſt. Ich würde den Adel entſchuldigen, wie es noch keiner gethan; aber freilich auch Robespierre. Ich übernähme es, Alle rein zu waſchen von ihren Sünden, die Ariſtokraten von ihren Roſtflecken, die Demokraten von ihren Blutflecken — nur nicht die, welche Geld genommen, wie Mirabeau. Dieſen Schmutz nimmt keine Liebe weg.

Alſo mit dem Brückenhahn war es gelogen? Da ſehen Sie, da ſehen Sie, ſo ſind die Liberalen! Mit Feuer und Schwert ſollte man das Geſindel ausrotten. Nichts als Lug und Trug und Brand und Mord und Plünderung! So iſt es auch vielleicht nicht wahr, was in einigen franzöſiſchen Zeitungen ſteht: Daß die Sachſenhäuſer die Staatsgefangenen zu befreien geſucht, und daß darüber ein Aufruhr ſtattgefunden: warum ſchreiben Sie mir denn gar nichts davon? Sie glauben es nicht, welche lächerliche Lügen über Deutſchland täglich in den hieſigen Blättern ſtehen. So las ich heute in der Tribune: der bekannte Vidocq ſey als Profeſſor der Spitzbüberei nach Heidelberg berufen worden, mit dreitauſend Gulden Gehalt und dem Titel als geheimer Hofrath. Soviel iſt gewiß, daß Vidocq von der Pariſer Polizei ſeinen ehrenvollen Abſchied bekommen, und daß er weggereiſ't, man weiß nicht wohin? Nur geſchwind von etwas Anderem, ſonſt komme ich in die Fronterie hinein — und in die Effronterie.

Von Diderots Briefen an ſeine Freundin (Mademoiſelle Volland hieß ſie) habe ich Ihnen im vorletzten Winter geſchrieben. In dieſen Tagen las ich die Fortſetzung. Da wir — Diderot und ich — ſeitdem zwei Jahre älter geworden, bewunderte ich noch mehr die Jugendlichkeit dieſes Mannes. So viel Punkte, ſo viel Küſſe ſind in ſeinen Briefen. Und die unnachahmliche Kunſt, daß man durch die zehn Jahre, die der Briefwechſel dauert, nie merkt, wie alt ſie denn eigentlich iſt. Anfänglich war ich ein dummer, tugendhafter Deutſcher und urtheilte: weil er mit ihr von gewiſſen Dingen auf eine gewiſſe Art ſpricht, muß ſie wohl ihre Jugendzeit hinter ſich haben. Als ich aber den dritten Band las, ſah ich ein, wie ich mich geirrt. Da ſpricht Diderot einmal von und mit ſeiner eigenen Tochter, die ſechszehn Jahre alt iſt. Nein, das Blut kann einem dabei gefrieren! Ueber Dinge, in welchen ein Frauenzimmer nicht eher Schülerin werden darf, als bis ſie Meiſterin geworden, und worin ſie nur die Erfahrung belehren ſoll, wird

Daß sich Dr. Bunsen steif gemacht, das hat mich sehr amusirt. Wenn sich Alle steiften, ginge Alles besser. Aber wenn man einen Deutschen in's Gefängniß führt, ist er im Stande und zieht Schuhe an, um recht flink zu gehorchen.

Adieu. Ich gehe auf die Börse, um Neuigkeiten zu erfahren. Das thue ich jetzt oft. Man hat gestern einen jungen Mann arretirt, der den Schuß nach dem König gethan haben soll. Er hat dadurch sich verdächtig gemacht, daß er seine großen Backenbärte abschneiden ließ. Was man vorsichtig sein muß! Gerade heute wollte mir der Barbier auch meine Backenbärte stutzen; aber aus Furcht, die Polizei könnte denken, ich wollte mich unkenntlich machen, ließ ich es nicht geschehen. Ich warte damit, bis der Mörder eingestanden, dann bin ich sicher.

— Ich danke es den unbekannten Freunden sehr, daß sie mir die Polizeihunde angeben, die nach Paris geschickt werden. Zwar bringt mir selbst die Warnung keinen Nutzen, da ich nichts zu vertrauen habe und auch keinem trauen würde, als dem Teufel selbst, der eigentlich ein ehrlicher Mann, weil er sich für nichts anders ausgibt, als was er ist. Aber es gibt Andere hier, die etwas zu verschweigen haben und welche von der schwarzen Magie der heiligen Allianz nicht viel wissen. Diese werde ich warnen. Uebrigens so oft ein Liberaler als ein Judas ausgegeben wird, muß man das ohne Untersuchung nicht annehmen. Es ist eine von den Künsten der Polizei, um unter den Patrioten Mistrauen zu erregen und Verbindungen zu verhindern. Ich werde sehen. Es ist etwas in den Augen eines Menschen, was der geübteste Schurke nicht in seiner Gewalt hat. Dieses Etwas verräth ihn. Adieu!

Drei und achtzigster Brief.

Paris, Samstag den 24. November 1832.

Abends. Heute Mittag ging das Ungeheuer von Briefträger an meinem Hause vorbei und brachte mir nichts. Darüber war ich sehr verdrießlich, ging früher als gewöhnlich aus und besuchte die ***. Aber es gelang mir nicht, Sie dort zu vergessen. Auch war es thöricht, daß ich es versucht. Ist ein Frauenzimmer langweilig, kommen Sie mir zurück; ist sie liebenswürdig, noch mehr, es ist keine Rettung als ich bleibe bei Ihnen. Gegen sieben kam ich nach Hause. Da lag der Brief auf meinem Pulte.

Den Gedanken des ***, statt einer förmlichen französischen Revolutionsgeschichte, französische Revolutions-Charaktere zu beschreiben, hatte ich früher selbst schon gehabt. Er hat aber auch darin Recht, daß dieses eben

daß ſie einen deutlichen ſyſtematiſchen Wunſch danach ausgeſprochen. Sie tadelten zwar viel und ſtark die beſtehende Ordnung der Dinge; aber ihr Eifer war doch mehr gegen die Staatsverwaltung als gegen die Verfaſſung gerichtet. Rouſſeau's Syſtem machte auf praktiſche Wirkung keinen Anſpruch. Voltaire ſchrieb nie auch nur ein einziges Wort gegen den Adel. Nur von Chamfort iſt mir bekannt, daß er aufrühreriſche Wünſche und Hoffnungen ausgeſprochen; aber das geſchah ſehr ſpät, nur in vertrauter mündlicher Unterhaltung, und ſeine Gleichgeſinnten ſelbſt haben ihn wie einen tollen Menſchen angehört. Der Haß und der Kampf aller jener revolutionären Schriftſteller waren nur gegen die Geiſtlichkeit gerichtet. Es ſcheint alſo, daß die geiſtliche Macht, wenn auch nicht die ſtärkſte, doch die vorderſte und höchſte Mauer bildete, welche als Befeſtigung die Tyrannei umzog, und daß man erſt, nachdem dieſe Mauer durchbrochen war, dahinter Adel und Fürſtenthum als Graben und Wall, gewahrte, ausfüllte und ſtürmte. Waren ſelbſt damals die Philoſophen ſo blind, darf man ſich über die Verblendung des Adels und der Fürſten gewiß nicht wundern. Wie wurden die franzöſiſchen Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts von allen Großen geliebkoſ't! Freilich ſtellten ſie ſie nicht höher als gute Schauſpieler nnd ſchöne Operntänzerinnen; aber ſie wären gewiß nicht ſo freundlich gegen ſie geweſen, hätten ſie deren Gefährlichkeit eingeſehen. — Quand la raison vient aux hommes? — wollte Diderots Freundin wiſſen. Le lendemain des femmes, et ils attendent toujours ce Lendemain — antwortete er.

Vier und achtzigſter Brief.

Paris, Sonntag den 25. November 1832.

Iſt es wahr, was heute die hieſigen Blätter erzählen, daß die Polizei in Frankfurt ſo unverſchämt geweſen, dort den Frauenverein vor ihr brutales Gericht zu laden, weil er für die vertriebenen und eingekerkerten Patrioten Geldbeiträge geſammelt, und daß der Frauenverein ſich die große Freiheit genommen, die Polizei auszulachen und nicht zu erſcheinen? Es wäre gar zu ſchön, und daß die Männer erſt von ihren Frauen lernen müſſen, wie man den Muth habe, ſich dem Uebermuthe entgegen zu ſetzen. Ich ſage nicht die Deutſchen wären feige, denn ich bin ein warmer Anhänger von Lichtenbergs menſchenfreundlicher Moral. Lichtenberg aber behauptet, es ſey boshaft und lächerlich, eine Tugend, die irgend ein Menſch nur im kleinen Grade beſitzt, Laſter zu nennen. Statt zu ſagen, ein Menſch habe einen kleinen Grad von Thätigkeit, einen kleinen Grad von Verſtand, ſage

man er sey faul, dumm. Ich thue das nicht. Ich lobe die Deutschen, daß sie einen kleinen Grad von Muth haben. Nur das tadle ich, daß sie nicht alle ihren Pfennigsmuth in eine gemeinschaftliche Kasse werfen, wodurch sich die Nation zu ihrem eignen Erstaunen eine Million von Heldenthum sammeln könnte. Es ist unglaublich, was man durch eine beharrliche und allgemeine Association, selbst der kleinsten Kräfte für eine große Macht bilden kann. Kürzlich wurden den englischen Ministern, welche für die Reformbill gestimmt, von einem Theile der Stadt London große goldene Becher als Zeichen des Dankes überreicht. Jeder der Beitragenden hatte nur einen Pfennig gegeben. Aber es waren dreimalhundert tausend Pfennige. Wenn unter den dreißig Millionen Deutschen nur sechs Millionen, jeder nur eine Minute lang Muth hätte — und so lange hat ihn selbst ein Hase, der von Hunden verfolgt, sich zuweilen auf die Hinterfüße setzt — so hätten die sechs Millionen Helden zusammengerechnet Muth auf zwölf Jahre, und reichte der auch nicht hin, den Senator Miltenberg und den Herrn von Guerike einzuschüchtern, so würde doch der Bundestag dieser imposanten Macht nicht widerstehen können. Association — das ist das ganze Geheimniß. Die tapfern Würtemberger Liberalen haben alle eine Minute Muth, sie verstehen aber nicht Stunden und Tage daraus zu machen, wodurch sie den falschen aber traurigen Schein gewinnen, als wären sie feige. Neulich hat der König von Würtemberg einigen hochgeachteten Deputirten in Stuttgart auf ihr Allerunterthänigstes Ansuchen die allergnädigste Erlaubniß ertheilt, sich jede Woche einmal, an einem bestimmten Tage, in einem Hause außerhalb der Stadt zu versammeln, um die Paragraphe der Verfassung juristisch zu erläutern — juristisch nur, bei Leibe nicht politisch — setzte das menschenfreundliche königliche Rescript, mit aufgehobenem Finger lächelnd drohend, hinzu. So verfährt eine gute Polizei auch mit dem Schießpulver und allen stinkenden Gewerben. Zur Stadt hinaus! Nun, ich nehme die allergnädigste königliche Erlaubniß nicht übel, im Gegentheile, ich finde sie sehr erhaben. Aber, daß die Deputirten um solche Bewilligung allerunterthänigst nachgesucht, das empört mich. Ich mag mich gegen den guten Staberl, der mir so viele frohe Stunden gemacht, nicht undankbar bezeigen; sonst würde ich das deutsche Volk mit ihm vergleichen. Ich sah einmal Staberl als Ehemann. An einem rauhen Wintermorgen saß seine Frau vor dem Ofen und trank Chocolade. Da kam Staberl mit einem großen Korbe, der mit Gemüsen, Eiern, Hühnern angefüllt war, vom Markte zurück. Die Frau lobte oder schmähte den Gimpel, je nachdem sie mit seinen Einkäufen zufrieden oder unzufrieden war. „Wo sind denn die Krebse?“ fragte die Frau. „Ach —

erwiderte Staberl — ſie ſind aus dem Korbe geſprungen, ich ihnen nach; da ſie aber rückwärts gingen, konnte ich ſie nicht einholen." Darauf gibt ihm die Frau eine Ohrfeige. Aber Staberl ärgert ſich nicht, ſondern bittet ſeine Frau unterthänigſt freundlich um einen Kreuzer, ſich damit eine Brezel zu kaufen ..... Iſt das deutſche Volk nicht ein ächter Staberl? Seine Regierung, wie jede, iſt ſeine Frau, beſtimmt ſeine Wirthſchaft und Haushaltung zu führen. Statt deſſen aber geht das Volk, der Mann, auf den Markt, während die Frau Regierung ſich gütlich thut, und das Gimpelvolk bettelt bei ſeiner Regierung um einen Kreuzer, und iſt glücklich, wenn es ihn erhält! . . . Und die Krebſe? Nun, das ſind die conſtitutionellen Fürſten, und die Staberl von Liberalen entſchuldigen ſich, daß ſie ſie nicht hätten einholen können, weil ſie rückwärts gelaufen. Ohrfeigen den Gimpeln!

— Victor Hugo hat vor einigen Tagen ein neues Drama: Le Roi s'amuse auf das Theatre Français gebracht. Hinein zu kommen, war mir nicht möglich an dieſem Tage; denn alle brauchbare Plätze waren lange vorher beſtellt. Das Stück wurde faſt ausgepfiffen und nur mit der größten Anſtrengung vermochten die Freunde des Dichters es von gänzlichem Sturze zu retten. Ich habe geſtern einen flüchtigen Blick in die Zeitungskritiken geworfen. Alle Blätter und von den verſchiedenſten Farben verdammen das Drama. Doch ich traue nicht recht. Sie ſagen, Hugo habe Scherz und Ernſt, Poſſen und erhabene Reden unter einander gemiſcht. Nicht Ariſtoteles, nicht Racine's Lehren habe er gekränkt — über ſolche Pedanterie ſey man längſt hinaus. Nein, die Natur ſelbſt habe er beleidigt. Es muß etwas Ungeheures ſeyn, was Hugo begangen; er muß eine entſetzliche Schuld auf ſich geladen haben — ſeit Müllner iſt Hugo ein Name ſchlimmer Vorbedeutung. Wir werden ſehen; in einigen Tagen wird das Stück gedruckt erſcheinen. Dazu kommt noch, daß — auf allerhöchſte Veranlaſſung, wie wir in Deutſchland ſagen würden, die fernere Aufführung des Dramas von dem Miniſter verboten worden iſt. Um Ariſtoteles und die Natur bekümmert ſich kein Miniſter, das Verbot muß alſo einen andern Grund haben. Adieu.

Fünf und achtzigſter Brief.

Paris, Montag den 26. November 1832.

.... Dabei fiel mir ein, wie nöthig und nützlich es wäre, einmal mit Ernſt und Würde, doch in einer faßlichen, Kindern und Weibern und kindiſch weibiſchen Männern verſtändlichen Sprache, die Gräuel und Verrücktheiten

der monarchischen Regierungen zu besprechen. Es ist unglaublich, mit welcher Unverschämtheit die Fürsten und deren Götzendiener die Fieberphantasien und Krämpfe der französischen Revolution zu vorbedachten Verbrechen stempeln, und diese Verbrechen als Nothwendigkeit, als angeborne Natur jeder Republik darstellen! Es ist unglaublich, mit welcher blöden Geistesträgheit so viele Menschen diese dummen Lügen annehmen; denn sie brauchten nur die Hand nach ihrem Bücherschranke auszustrecken, sie brauchten nur eine Stunde lang die Weltgeschichte zu durchblättern, um mit Schamröthe zu erfahren, wie grob man sie getäuscht. Drei Jahre haben die Gräuel der französischen Revolution gedauert, diese rechnet man; aber daß die schweizerische Republik jetzt schon fünfhundert Jahre schuldlos lebt, daß die amerikanische Republik keinen Tropfen Bürgerblut gekostet, daß Rom ein halbes Jahrtausend, daß Athen, Sparta, die italienischen Republiken des Mittelalters, die vielen freien Städte Deutschlands ein vielhundertjähriges Leben glücklich und ruhmvoll vollendet, das rechnet man nicht! Seitdem der letzte Römer fiel, von Augustus bis Dom Miguel, durch neunzehn Jahrhunderte, haben tausend Königsgeschlechter die Welt gemartert, durchmordet, vergiftet — das rechnet man nicht! und die Gewaltthätigkeiten der französischen Revolution haben nur das sinnliche Glück derer zerstört, welche jene betroffen; aber die Gewaltthätigkeiten der Monarchien haben die Sittlichkeit der Bürger verdorben, haben Treue, Recht, Wahrheit, Glaube und Liebe rund umher ausgerottet und haben uns nicht bloß unglücklich gemacht, sondern uns auch so umgeschaffen, daß wir unser Unglück verdienten. Am Grabe der Schlachtopfer der Revolution darf man doch weinen; die Schlachtopfer der Fürsten verdienen keine Thränen. Darum habe ich mir vorgenommen: es soll mein nächstes Werk seyn, die Unschuld der Republiken zu vertheidigen und die Verbrechen der Monarchien anzuklagen. Zwanzig Jahrhunderte werde ich als Zeugen um mich herumstellen, vier Welttheile werde ich als Beweisstellen auf den Tisch legen, fünfzig Millionen Leichen, denke ich, werden den Thatbestand des Verbrechens hinlänglich feststellen, und dann wollen wir doch sehen, was die Advokaten der Fürsten, diese wortreichen Jarkes darauf zu antworten finden.

Dieser Jarke ist ein merkwürdiger Mensch. Man hat ihn von Berlin nach Wien berufen, wo er die halbe Besoldung von Genz bekommt. Aber er verdiente nicht deren hundertsten Theil, oder er verdiente eine hundertmal größere — es kommt nur darauf an, was man dem Genz bezahlen wollte, das Gute oder Schlechte an ihm. Diesen katholisch und toll gewordenen Jarke liebe ich ungemein, denn er dient mir, wie gewiß auch vielen Andern zum nützlichen Spiele und zum angenehmen Zeitvertreibe. Er gibt seit

einem Jahre ein politisches Wochenblatt heraus. Das ist eine unterhaltende Camera obscura; darin gehen alle Neigungen und Abneigungen, Wünsche und Verwünschungen, Hoffnungen und Befürchtungen, Freuden und Leiden, Aengste und Tollkühnheiten und alle Zwecke und Mittelchen der Monarchisten und Aristokraten mit ihren Schatten hinter einander vorüber. Der gefällige Jarke! Er verräth Alles, er warnt Alle. Die verborgensten Geheimnisse der großen Welt schreibt er auf die Wand meines kleinen Zimmers. Ich erfahre von ihm, und erzähle Ihnen jetzt, was sie mit uns vorhaben. Sie wollen nicht allein die Früchte und Blüthen und Blätter und Zweige und Stämme der Revolution zerstören, sondern auch ihre Wurzeln, ihre tiefsten, ausgebreitetsten, festesten Wurzeln, und bliebe die halbe Erde daran hängen. Der Hofgärtner Jarke geht mit Messer und Schaufel und Beil umher, von einem Felde, von einem Lande in das andere, von einem Volke zum andern. Nachdem er alle Revolutionswurzeln ausgerottet und verbrannt, nachdem er die Gegenwart zerstört hat, geht er zur Vergangenheit zurück. Nachdem er der Revolution den Kopf abgeschlagen und die unglückliche Delinquentin ausgelitten hat, verbietet er ihrer längst verstorbenen, längst verwes'ten Großmutter das Heirathen; er macht die Vergangenheit zur Tochter der Gegenwart. Ist das nicht toll? Diesen Sommer eiferte er gegen das Fest von Hambach. Das unschuldige Fest! Der gute Hammel! Der Wolf von Bundestag, der oben am Flusse soff, warf dem Schafe von deutschem Volke, das weiter unten trank, vor: es trübe ihm das Wasser, und er müsse es auffressen. Herr Jarke ist Zunge des Wolfes. Dann rottet er die Revolution in Baden, Rheinbaiern, Hessen, Sachsen aus; dann die englische Reformbill; dann die polnische, die belgische, die französische Juli-Revolution. Dann vertheidigt er die göttlichen Rechte des Dom Miguel. So geht er immer weiter zurück. Vor vier Wochen zerstörte er Lafayette, nicht den Lafayette der Juli-Revolution, sondern den Lafayette vor fünfzig Jahren, der für die amerikanische und die erste französische Revolution gekämpft. Jarke auf den Stiefeln Lafayette's herumkriechen! Es war mir, als sähe ich einen Hund an dem Fuße der größten Pyramide scharren, mit dem Gedanken, sie umzuwerfen! Immer zurück! Vor vierzehn Tagen setzte er seine Schaufel an die hundert und fünfzigjährige englische Revolution, die von 1688. Bald kömmt die Reihe an den älteren Brutus, der die Tarquinier verjagt, und so wird Herr Jarke endlich zum lieben Gott selbst kommen, der die Unvorsichtigkeit begangen, Adam und Eva zu erschaffen, ehe er noch für einen König gesorgt hatte, wodurch sich die Menschheit in den Kopf gesetzt, sie könne auch ohne Fürsten bestehen. Herr Jarke solle aber nicht vergessen, daß sobald er mit Gott

fertig geworden, man ihn in Wien nicht mehr braucht. Und dann, adieu Hofrath, adieu Besoldung! Er wird wohl den Verstand haben, diese eine Wurzel des Hambacher Festes stehen zu lassen.

Das ist der nämliche Jarke, von dem ich in einem früheren Briefe Ihnen etwas mitzutheilen versprochen, was er über mich geäußert. Nicht über mich allein, es betraf auch wohl Andere; aber an mich dachte er gewiß am meisten dabei. Im letzten Sommer schrieb er im politischen Wochenblatte einen Aufsatz: Deutschland und die Revolution. Darin kommt folgende Stelle vor. Ob die artige Bosheit oder die großartige Dummheit mehr zu bewundern sey, ist schwer zu entscheiden.

„Uebrigens ist es vollkommen richtig, daß jene Grundsätze, wie wir sie oben geschildert, niemals schaffend ins wirkliche Leben treten, daß Deutschland niemals in eine Republik nach dem Zuschnitte der heutigen Volksverführer umgewandelt, daß jene Freiheit und Gleichheit selbst durch die Gewalt des Schreckens niemals durchgesetzt werden könne; ja es ist zweifelhaft, ob die frechsten Führer der schlechten Richtung nicht selbst blos ein grausenhaftes Spiel mit Deutschlands höchsten Gütern spielen, ob sie nicht selbst am besten wissen, daß dieser Weg ohne Rettung zum Verderben führt und blos deshalb mit kluger Berechnung das Werk der Verführung treiben, um in einem großen welthistorischen Akte Rache zu nehmen für den Druck und die Schmach, die das Volk, dem sie ihrem Ursprung nach angehören, Jahrhunderte lang von dem unsrigen erduldet."

O, Herr Jarke, das ist zu arg! Und als Sie dieses schrieben, waren Sie noch nicht österreichischer Rath, sondern nichts weiter, als das preußische Gegentheil — wie werden Sie nicht erst rasen, wenn Sie in der Wiener Staatskanzlei sitzen? Daß Sie uns die Ruchlosigkeit vorwerfen, wir wollten das deutsche Volk unglücklich machen, weil es uns selbst unglücklich gemacht — das verzeihen wir dem Criminalisten und seiner schönen Imputations-Theorie. Daß Sie uns die Klugheit zutrauen, unter dem Scheine der Liebe unsere Feinde zu verderben — dafür müssen wir uns bei dem Jesuiten bedanken, der uns dadurch zu loben glaubte. Aber daß Sie uns für so dumm halten, wir würden eine Taube in der Hand für eine Lerche auf dem Dache fliegen lassen — dafür müssen Sie uns Rede stehen, Herr Jarke. Wie! Wenn wir das deutsche Volk haßten, würden wir mit aller unserer Kraft dafür streiten, es von der schmachvollsten Erniedrigung, in der es versunken, es von der bleiernen Tyrannei, die auf ihm lastet, es von dem

Uebermuthe seiner Aristokraten, dem Hochmuthe seiner Fürsten, von dem Spotte aller Hofnarren, den Verläumdungen aller gedungenen Schriftsteller befreien zu helfen, um es den kleinen, bald vorübergehenden und so ehrenvollen Gefahren der Freiheit Preis zu geben? Haßten wir die Deutschen, dann schrieben wir wie Sie, Herr Jarke. Aber bezahlen ließen wir uns nicht dafür; denn auch noch die sündevolle Rache hat etwas, das entheiligt werden kann.

Dienstag, den 27. November.

Meiner Wohnung gegenüber ist eine gute und große Leihbibliothek, und weil ich es so bequem habe, lese ich viel und verschlinge Alles durcheinander wie ein heißhungriger Gymnasiast. Zu zwei Tassen Thee verzehrte ich gestern den ersten Band eines neuen Romans: Indiana, par G. Sand. Er ist aber nicht von dem dummen Sand, der nur den Kotzebue umgebracht; der Verfasser ist weder ein Deutscher noch ein Franzose, sondern eine Französin, die diesen Namen angenommen. Ich habe mich nach der Verfasserin erkundigt und erfuhr, sie sey eine junge schöne, geistreiche und liebenswürdige verheirathete Dame, die aber von ihrem Manne sich getrennt habe, um ungestört mit ihrem Liebhaber Apollo zu leben. Nun äußerte ich irgendwo, ich möchte die Verfasserin des Romans kennen lernen. Darauf bemerkte mir eine Dame: das würde für mich schwer zu erreichen seyn. Denn um von jenem Frauenzimmer empfangen zu werden, müsse man jung, schön und liebenswürdig seyn. „Mais comme vous n'êtes qu'aimable" ... Es ist doch ein jämmerlicher Cours, mit dem Leben 66 Prozent unter Pari zu stehen! Es wäre tausendmal klüger, gar Bankerott zu machen und sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

Mittwoch, den 28. November.

In Frankfurt haben sie ja den Wilhelm Tell verboten! Sie verbieten auch noch die Baseler Lebkuchen wegen der Unruhen im Lande. Es ist merkwürdig, was die deutschen Regierungen für ein Talent besitzen, in die schrecklichsten Geschichten Lächerliches zu bringen. Wenn ich höre, was sie thun und sprechen, weine ich mit dem rechten Auge und lache mit dem linken. Der König von Baiern läßt sich von allen Städten, Dörfern und Flecken seines Reiches Deputationen schicken, die ihm, seinem Sohn, den Baiern, am meisten aber Griechenland selbst Glück wünschen, daß ein baierisches Kind den griechischen Thron besteigt. Was mich am meisten kränkt, ist, daß auch die Bürger von Feuchtwangen stolz auf Griechenland sind; daß ich aber als Kind eine Zeit lang unter ihnen gelebt — darauf sind sie nicht stolz, die dummen Philister. O welche Zeiten! Jetzt muß man die bürgerlichen Reden und die königlichen Antworten hören. Hellas, Dinkels-

bühl und deutſche Gauen! Denn um keinen Preis der Welt würde König Otto Griechenland anders nennen, als Hellas, und die deutſchen Schmachfelder anders als deutſche Gauen. Und wie König Otto dem Bürgermeiſter von Nürnberg ſagte: er möge nicht vergeſſen, daß einſt Nürnberg für die deutſchen Gauen war, was Hellas für die Welt geweſen, und weil einſt Hellas die Welt mit Künſten und Wiſſenſchaften verſorgt, müſſe auch Nürnberg die deutſchen Gauen mit Künſten und Wiſſenſchaften verſorgen und Hellas und Nürnberg die wären wie zwei Brüder!

— Mit den Briefen eines Narren haben Sie Recht, was die Form betrifft. Sie iſt affectirt und man merkt gleich, daß die Briefe nicht wirklich geſchrieben. Uebrigens ſind ſie gut und ſchön und man muß ſolche Geſinnungen aufmuntern. Die Xenien und das Göthe-Büchlein und die Didaskalia ſchicken Sie mir doch, wenn ſich eine Gelegenheit findet.

— Das neue Drama von Victor Hugo, deſſen fernere Aufführung unterſagt worden iſt, wurde aus keinem politiſchen Grunde verboten, ſondern wegen ſeiner Unmoralität. Alle Miniſter, welche die Cholera nicht gehabt haben, werden jetzt moraliſch. Das iſt eine merkwürdige Influenz! In einem der Zeitungsartikel, die aus dem Berliner Kabinette eingeſchickt worden, beklagte man ſich neulich über Talleyrand, daß er die Preußen bei der Londoner Conferenz betrogen habe, und er wäre ſo zu ſagen ein Spitzbube. Talleyrand ein Spitzbube! Was die Unſchuld leiden muß! Und die ehrlichen Preußen jammern, daß ſie der Spitzbube überliſtet habe. Die verächtliche Schwäche der franzöſiſchen Regierung hat es dahin kommen laſſen, daß die noch verächtlichere preußiſche wieder eine Rolle ſpielt. Schon iſt ſie ganz von Sinnen aus Hochmuth, ſie ſteht wieder im Mai 1806 und hat nur noch ein halbes Jahr bis zum Oktober. Damals wurde an Preußen der Verrath Deutſchlands, diesmal wird der Verrath Polens beſtraft.

Sechs und achtzigſter Brief.

Paris, Dienstag den 4. December 1832.

O theure Freundin! was iſt der Menſch? ich weiß es nicht. Wenn Sie es wiſſen, ſagen Sie es mir. Vielleicht ein Hund, der ſeinen Herrn verloren. Das Leben iſt ein A b c Buch. Ein bischen Goldſchaum auf dem Einbande iſt all' unſer Glück, unſere Weisheit nichts als ba, be, bi, und ſo bald wir buchſtabiren gelernt, müſſen wir ſterben, und die Unwiſſenheit fängt von Neuem an. Wer ahnet meinen Schmerz? Wer ſieht den Wurm, der an meinem Herzen nagt? O! man kann eſſen und lachen und Zahnſchmerzen haben und doch unglücklich ſeyn! Wenn ich auf die Straße

hinunterſehe und ſehe die Tauſende von Menſchen vorübergehen, und keiner weicht meinem Fenſter aus, und keiner fürchtet zerſchmettert zu werden — — — ſollte nicht jeder Menſch, wie ein Dachdecker, ein Warnungszeichen vor ſeine Wohnung hängen? Iſt man denn nur eine einzige Stunde ſeines Glückes ſicher? Iſt einer ſicher, daß er ſich nicht in der nächſten Stunde zum Fenſter hinausſtürzt und dabei einen Vorübergehenden todtſchlägt? Aber morgen, übermorgen entſcheidet ſich mein Schickſal und ich bin jetzt ruhiger. Hören Sie meine jammervolle Geſchichte. — — — —

— Ich habe Sonntag im Theatre Français Hamlet geſehen — einen Hamlet. So etwas kann mich recht traurig machen. Was iſt Schönheit, was Hoheit, ja was jede Tugend? Sie ſind nicht mehr, als was ſie erſcheinen, nichts Anderes als wofür ſie Jeder hält. Wenn aber dieſer Jeder ein Volk iſt, ein ganzes Land, ein Jahrhundert? Dann iſt der Schein Alles und die Wirklichkeit nichts für Alle. Können nicht große Menſchen, ja Völker und Jahrhunderte gelebt haben, die wir gar nicht erkannt, oder falſch, oder nicht genug? Vielleicht wird der wahre Chriſt erſt einem kommenden Geſchlechte geboren. Das iſt die Traurigkeit. Was iſt Shakeſpeare den Deutſchen und was den Franzoſen? Dücis hat dieſen Hamlet vor ſiebenzig Jahren zurecht gemacht. Aber Dücis iſt kein einzelner Menſch, er iſt ein Volk, er iſt Frankreich und das Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts, wo die Philoſophie der Kunſt und jede Wiſſenſchaft in der ſchönſten Blüthe ſtand. Es reicht nicht aus zu ſagen, Dücis habe den Shakeſpeare franzöſirt — nein. Er hat britiſche Formen, welche mit franzöſiſchen Sitten im Widerſpruch ſtanden, geändert; ſonſt aber hat er den Shakeſpeare ganz wiedergegeben, wie er ihn gefunden. Aber ſeine Augen? Hat er denn nicht mehr geleſen? Nein was ſind Augen? die Diener des Geiſtes; ſie ſehen nicht mehr und nicht anders, als was ihnen ihr Herr zu ſehen befiehlt.

Dücis Hamlet ſieht auch den Geiſt ſeines Vaters; aber nur er allein, der Zuſchauer nicht. Daß man mit rothen Backen und einem guten Magen Geiſter ſehen könne, davon hat ein Franzoſe keine Vorſtellung. Alſo iſt Hamlet verrückt und weil der Wahnſinn eine körperliche Krankheit immer zur Urſache oder Folge hat, iſt Hamlet auch krank. Das iſt nun ſchauderhaft zu ſehen. Hamlet trägt einen ſchwarzen Ueberrock, iſt leichenblaß, hat ein wahres Cholerageſicht, ſchreit wie beſeſſen und fällt alle fünf Minuten in Ohnmacht. Wie nur der Lehnſtuhl nicht brach unter den vielen Ohnmachten, denn Hamlet fiel immer mit ſeinem ganzen Gewichte hinein? Sein Freund und Vertrauter ſucht ihm ſeine Einbildung auszureden. Er erklärt ihm ſehr vernünftig und pſychologiſch, woher es komme, daß er glaube den

Geiſt ſeines Vaters zu ſehen. Kürzlich wäre ein König von England geſtorben, und, dem Gerüchte nach, am Gifte, das ihm ſeine Gemahlin gereicht. Ihn, Hamlet, habe dieſe Erzählung ſehr erſchüttert, er denke von Morgens bis Abends daran, und womit ſich der Menſch bei Tage beſchäftige, das komme ihm im Traume vor. Der Schauſpieler Ligier, Talma's Nachfolger — im Amte, aber nicht im Gehalte — hat den Hamlet auf franzöſiſche Art gut genug geſpielt. Aber mir ward ganz übel dabei; es war eine Lazareth- und Tollhausſcene, die zwei Stunden gedauert. Als ich nach dem Schauſpiel im Foyer Voltaires Büſte betrachtete, da ward mir Ducis Hamlet erſt recht klar. Ein Geſicht wie Scheidewaſſer, der wahre Anti-Hamlet. Man ſollte einen Tempel für unglücklich Liebende bauen, und Voltaires Bild als den Gott hineinſtellen. Auch ein Werther käme geheilt heraus. Darum liebe ich ihn ſo ſehr, weil ich ihn haſſen müßte, wenn ich ihn nicht liebte, und er hat mir doch ſo wohl gethan. An einigen der wenigen unglücklichen Tage meines Lebens warf er einen Strahl ſeines Geiſtes in mein dunkles Herz, ich fand den Weg wieder und war gerettet. Unglück iſt Dunkelheit; wem man die Geſtalt ſeiner Schmerzen zeigt, dem zeigt man deren Grenzen. Daher begreife ich auch, wie es ſo Viele gibt, die Voltaire tödtlich haſſen. Wie den Schmerz zerſtört er auch die Freude; denn Glück iſt auch Dunkelheit.

— Die Börſe iſt heute ſelig wie eine Braut. Die Renten ſind um einen Franken geſtiegen, weil der König der Deputation der Kammer geſagt hat, der Friede gedeihe herrlich, und unſere Kinder würden bald von Antwerpen zurückkommen. Unſere Kinder! wie man nur ſo etwas ſagen und anhören kann, ohne zu lachen, begreife ich nicht. Was die Regierung Furcht hat vor ihrem eignen Muthe, was ſie zittert ſie möchte Ruhm erwerben, das glaubt Keiner. Gott weiß, auf welche Juſte-Milieu Art ſie Antwerpen belagern mögen! Wahrſcheinlich ſind die Bomben, mit welchen ſie ſchießen, nur halb gefüllt. Aber wie undankbar zeigt ſich die Regierung und die Börſe gegen mich! ſie denken gar nicht daran, daß wenn ſie den Frieden behalten, ſie es mir zu verdanken haben — ganz im Ernſte, mir. Wir, wir Hambacher verhindern den Krieg! Die heilige Allianz fürchtet uns, ſie zittert vor uns. Zwar ſind viele Hambacher eingeſteckt, aber viele ſind noch frei. So lange ich frei umhergehe, wird es Preußen gewiß nicht wagen, Frankreich den Krieg zu erklären. Eigentlich ſollten die Renten ſteigen, ſo oft ich auf der Börſe erſcheine. Aber die franzöſiſche Regierung verſteht nichts von der deutſchen Politik, ſie iſt noch zu vernünftig dazu; es kann noch kommen. Nun gute Nacht. Victor Hugo's Drama le Roi s'asume habe ich heute bekommen. Vor dem Schlafengehen leſe ich noch eine Stunde darin.

Mittwoch, den 5. December.

Was ich diese ganze Zeit über, unter Freunden, im Scherze vorher gesagt: die Polizei würde endlich für den fünften Akt der Königsmord-Komödie Einen herbeischaffen, der freiwillig bekennt, er habe den Pistolenschuß gethan, das ist jetzt wirklich eingetroffen. Ein junger Mann aus Versailles ist gestern zum Polizei-Präfecten gekommen und hat erklärt, er sey der Mörder, und alle verdächtig Eingekerkerten wären unschuldig. In einem zweiten Verhör nahm er sein Bekenntniß zurück und erklärte weinend, er sey unglücklich, des Lebens überdrüßig und habe diese schöne Gelegenheit, guillotinirt zu werden, benutzen wollen. So wird die Geschichte gestern Abend in den ministeriellen Blättern erzählt. Nun bin ich begierig, ob der König von Baiern, um eine Macht des ersten Ranges zu werden, nicht auch eine solche Mord-Komödie aufführen, und bei irgend einer feierlichen Gelegenheit auf sich schießen lassen wird. Es geht fürchterlich in diesem Lande her! Dem Könige ist Hellas in den Kopf gestiegen, und er sieht alle Liberalen für antike Statuen, und die Gefängnisse seines Landes für Museen an, in welchen er sie aufstellt. Ja, es ist wirklich wahr: diesem geist- und körperschwachen Könige ist Hellas in den Kopf gestiegen. Um den Preis dieser Krone hat er die Ehre, das Glück, die Freiheit seines Volkes und seine eigne Unabhängigkeit verkauft. Um diesem schnöden Tagelohn (denn nach Tagen, nicht nach Jahren wird man die Regierung Otto's zählen) ist er ein Helfershelfer der heiligen Allianz, ein Knutenmeister Rußlands, ein Polizei-Scherge Oesterreichs geworden.

Sieben und achtzigster Brief.

Paris, Samstag den 8. December 1832.

In der heutigen Zeitung steht, in Heidelberg wäre ein Aufruhr gewesen mit Blut und Fensterscheiben; aber die deutschen Blätter dürfen nicht davon sprechen. Was ist Wahres an der Sache?

Alle hiesigen Blätter sprechen von der Versteigerung der Frankfurter Mittwochsgesellschaft, von den fünfzehn Gulden, von den ledernen Hosen und dem Senate. Es ist Schade, daß die Zeitungen wegen Antwerpen und den Kammersitzungen so wenig Platz haben, sonst wären die Hosen länger geworden. Es ist ein herrlicher Spaß, aber der Ernst in der Sache ist noch schöner. Nur ist es betrübt, daß man über den Spaß den Ernst vergessen wird. Ich habe es immer gesagt: wenn zweihundert Bürger zusammenhalten in gerechten Dingen, sind sie unbesiegbar. Aber zusammenhalten auf die rechte Art. Nicht wie ein langer Faden — er sey noch

so lang, das macht ihn nicht stärker, ein Kind zerreißt ihn — sondern wie ein Knäul. Und nicht zusammengehalten in seltenen und großen Dingen — zu seltenen und großen Dingen finden sich seltene und große Menschen, die das allein vorbringen — sondern in kleinen Dingen, die alltäglich wiederkehren. Um zu lernen, wie man die Freiheit erwerbe und behaupte, beobachte man, wie die Tyrannei ihre Macht erlangt und erhält. Wodurch? Man glaubt gewöhnlich durch die bewaffnete Macht, durch physische Gewalt; es ist aber Täuschung. Wo noch so despotisch, wird durch eine sittliche Gewalt regiert. Wodurch wird eine bewaffnete Macht zusammengebracht, zusammengehalten? Durch moralische Einflüsse, Furcht, Eigennutz, Ehre, Gemeingeist. Alle diese Hülfsmittel der Tyrannei stehen der Freiheit auch zu Gebote. Und wie selten wird die bewaffnete Macht gebraucht, und wo es geschieht, da ist es schon ein Kampf auf Leben und Tod zwischen der Tyrannei und der Freiheit. Eine Patrouille, womit man eine große Versammlung Bürger auseinander treibt, ist keine physische, sondern eine moralische Gewalt, denn sie ist nur ein Symbol der Macht. Die Polizei, in ihr ist die Macht der Tyrannei. Sie ist die Krämerei des Despotismus, die ihn stündlich aber den ganzen Tag und alle Tage lothweise ausgibt und die Freiheit pfennigweise einnimmt. Dieser Krämerei des Despotismus muß man eine Krämerei der Freiheit entgegensetzen. Man kann in Frankfurt alle Tage Hambacher Feste feiern, ohne daß es die Polizei verhindern oder bestrafen kann. Wie dort zwanzig Tausende auf einem Berge sich versammeln, mögen sich hier fünfhundert freisinnige Bürger täglich in den verschiedenen Gasthöfen zerstreuen. Statt wie dort lange Reden, mögen hier kurze Sätze für die Freiheit gesprochen werden. Sie sollen nur unbekümmert seyn, das Wort im Schwanen findet sich mit dem Worte im Englischen Hofe zusammen — es gibt einen Gott, der das redigirt. Man muß die Polizei müde machen, man muß blinde Kuh mit ihr spielen; es ist nichts Leichteres als das. Besonders bei der Frankfurter; der fehlt zur blinden Kuh nichts als ein Schnupftuch. Freilich pflügt sie jetzt mit dem Kalbe des Herrn von Münch-Bellingshausen und kann manches Räthsel errathen, so verstockt sie sonst auch ist. Aber wenn auch!

Nicht zu vergessen Le Roi s'amuse . . . Les rois s'amusent — aber Geduld! . . . Sehen Sie, es gibt Schriftsteller, die man liebt, deren Werke nämlich; liebt mit freier Liebe, nicht blos weil sie Achtung verdienen. Mir ist Victor Hugo ein solcher. Seine Vorzüge sehe ich mit großen Augen, seine Fehler wie zwischen Schlafen und Wachen an. Ich entschuldige sie und wenn ich das Buch zu Ende gelesen, habe ich sie vergessen. Aber dieses Mal kann ich nicht. Ich habe das vor fünfzehn Jahren kommen sehen, ich

habe ſeitdem oft davon geſprochen. Es herrſcht jetzt ein Terrorismus, ein Sansculotismus, ein Jacobinismus, (drei Worte wie Kampher, die Cenſurmotten abzuhalten) in der franzöſiſchen Literatur. Es iſt der Uebergang vom Despotismus zur conſtitutionellen Freiheit. Sie haben noch nicht gelernt Freiheit mit Ordnung paaren. Jede Regel iſt ihnen Tyrannei, jeder Anſtand Ariſtokratismus, Tugend, Schönheit und Würde — in der Kunſt — ſind ihnen Vorrechte. Sie nivelliren Alles, ſie dutzen Alles. Sie ſagen: Bürger Gott, Bürger Teufel, Bürger Pfarrer, Bürger Henker. Sie dulden keine Kleidung an nichts, und hätte ſie die Natur ſelbſt angemeſſen. So führt Desvotie auch in der Kunſt zur Anarchie. Die alte franzöſiſche Kunſt ging im Reifrocke; das war lächerlich, abgeſchmackt, ungeſund, naturwidrig. Aber zwiſchen Reifrock und Haut liegt noch manches Kleidungsſtück, man ſoll die Kunſt nicht bis auf das Hemde ausziehen. Sie wollen es nackt — gut es ſey; man kann ſich daran gewöhnen. Aber geſchunden! Die neuen franzöſiſchen Dramatiker ſchinden Alles: die Liebe, den Haß, das Verbrechen, das Unglück, Schmerz und Luſt. Das iſt abſcheulich! Die Natur ſelbſt gibt jedem Dinge eine Haut, jedem Dinge wenigſtens eine Farbe zur Hülle. Das farbenloſe Licht, das iſt der Tod, die Fäulniß, das iſt gräßlich.

Sonntag, den 10. December.

Ich habe aufhören müſſen. Seit einigen Tagen werde ich von grauſamen Zahnſchmerzen geplagt. Am Tage ſind ſie leidlicher; da bin ich aber müde von der ſchlafloſen Nacht. Es iſt ein Fluß und ich werde ſehen wie ich hinüber komme. Der unſchuldige Hugo kann wohl darunter leiden; ein Rezenſent iſt ein Wolf, einer der Zahnſchmerzen hat, gar ein toller Wolf. Ich habe oben die äußerſte Grenze des Verderbens bezeichnet, der man freilich noch viel näher kommen kann, als Victor Hugo. Er hat eine Grazie, die ihn am Aermel zupft, ſo oft er es gar zu toll macht.

Die Handlung ſpielt in der Zeit und am Hofe Franz des Erſten. Das iſt der franzöſiſche König, der in ſeinem vier und fünfzigſten Jahre an einer unglücklichen Liebe ſtarb. Damals war eine unglückliche Liebe noch nicht heilbar. König Franz liebt ſein ganzes Leben und das ganze Drama durch. Das Koſen, das Küſſen, das Umarmen nimmt kein Ende. Und Alles in Gegenwart der Hofleute und der Tauſende von Zuſehern, unter welchen Leute ſind wie ich. Es iſt abſcheulich. Racine's Fürſten und Helden ſchmachten und weinen, wenn ſie lieben; ihre Krone ſchmilzt ihnen auf dem Kopfe und tröpfelt in goldenen Thränen herab. Das iſt Unnatur; denn ein König iſt früher König als Menſch. Victor Hugo's Franz der Erſte

überläßt das Weinen ſeinen Geliebten, er ſchmachtet nicht, ſondern er lacht, er liebt wie ein König — le roi s'amuse. Das iſt Natur, aber es iſt die häßliche Natur, und was häßlich, iſt unſittlich. Bis jetzt die komiſche Unmoralität; jetzt kömmt die tragiſche, die tragiſche Häßlichkeit . . . . . Jetzt kömmt aber auch der Zahnarzt, nach dem ich geſchickt habe. Fortſetzung im nächſten Briefe.

Acht und achtzigſter Brief.

Paris, Montag den 11. December 1832.

Le Roi s'amuse; Fortſetzung. Vielleicht mache ich den Beſchluß erſt in einem dritten Briefe. Sie hätten es dann immer noch beſſer, als die Leſer des Abendblattes und des Morgenblattes, die mit himmliſch deutſcher Geduld vier Monate lang an einer Novelle buchſtabiren und längere Zeit brauchen, die Geſchichte zu leſen, als die Geſchichte ſelbſt brauchte, um zu geſchehen. Ich bin heute noch etwas ſatyriſch, ich habe noch Zahnſchmerzen. Triboulet iſt der Hofnarr des Königs. Er iſt klug und boshaft, wie alle Hofnarren, und hat einen Buckel. Victor Hugo ſagt (in der Vorrede), er ſey auch kränklich; woher er das weiß, weiß ich nicht. Er ſagt ferner: Triboulet haſſe den König, weil er König ſey; die Hofleute, weil ſie Vornehme wären; alle Menſchen, weil ſie keine Buckel hätten. Ich habe aber von dem Allem nichts gemerkt und ich halte es für Verläumdung. Es iſt überhaupt merkwürdig, wie wenig der Dichter ſein eigenes Werk verſtand, oder vielmehr wie er es zu verkennen ſich anſtellt, um ſich gegen die Beſchuldigung der Unſittlichkeit zu vertheidigen. So oft Triboulet aufſpürt, daß einer der Hofleute eine ſchöne Frau, Tochter oder Schweſter hat, verräth er es dem Könige. Der Kuppelei bedurfte es übrigens nicht viel; denn König Franz, wie die Könige aller Zeiten und die Vornehmen der damaligen, machte wenig Umſtände. Franz geht verkleidet auf nächtliche Abentheuer aus, beſucht die Weinſchenken und garſtigen Häuſer und taumelt ſingend und betrunken in ſein Louvre zurück. Aber der Dichter ließ dem Könige von ſeiner ganzen fürſtlichen Natur nichts als die Schamloſigkeit, und man begreift nicht, warum er ſeinen liederlichen jungen Menſchen gerade unter den Königen wählte. Wie ganz anders hat Shakeſpeare es verſtanden, als er einen liebenswürdigen Kronprinzen den kurzen Carneval vor der langen und traurigen königlichen Faſtenzeit luſtig und toll durchleben ließ. Bei Heinrich iſt die Gemeinheit eine Maske, bei Franz iſt die Krone eine.

Die Hofleute haſſen dieſen Triboulet, weil er ſie Alle ungeſtraft necken und ihnen boshafte Streiche ſpielen darf. Da machen ſie die Entdeckung, daß ſich der Narr oft des Nachts verkleidet in ein abgelegenes Haus ſchleiche. Es kann nichts anders ſeyn, meinen ſie, Triboulet hat eine Geliebte, und ſie nehmen ſich vor, das luſtige Geheimniß aufzudecken. Beim Lever des Königs war von Nichts Anderm die Rede: Triboulet hat ein Schätzchen. Der König und der ganze Hof wollen ſich todt darüber lachen.

Eines Abends im Dunkeln macht Triboulet ſeinen gewohnten geheimnißvollen Gang und ſchleicht ſich mit ängſtlicher Vorſicht in ein Haus, zu dem er den Schlüſſel hat. Wir wollen uns mit hineinſchleichen; es muß ſchön ſeyn zu ſehen, wie der bucklichte und tückiſche alte Narr liebt. Schön war es auch, nur ganz Anders als die ſchurkiſchen Hofleute es ſich vorgeſtellt. (Die Erde liege ſchwer auf ihnen, weil ſie meinen Triboulet, den ich liebe, ſo unglücklich gemacht.) Nachdem Triboulet die Thüre hinter ſich verſchloſſen, ſetzt er ſich im Hofe, der das Haus umgiebt, auf eine Bank nieder und weint. Doch weint er nicht vor Schmerz, er weint vor Luſt; das Weinen iſt ſein Feierabend und er weint alle Thränen, die er zurückhalten muß, ſo lange die Sonne ſcheint. Er klagt im Selbſtgeſpräche: jeder Menſch, der Soldat, der Bettler, der Galeerenſclave, der Schuldige auf der Folter des Gewiſſens, der Verbrecher im Kerker, dieſe Unglücklichen Alle hätten das Recht, nicht zu lachen wenn ſie wollten, das Recht zu weinen ſo oft ſie wollten, nur er hätte dieſe Rechte nicht. Er tritt in das Haus, ein junges holdes Mädchen kommt ihm entgegen und wirft ſich in ſeine Arme. Unter Weinen und Lachen drückt er ſie an ſeine Bruſt. Es iſt ſeine Tochter. Jeder weiß wie ein Vater ſein Kind liebt; wenn es aber in der ganzen großen Welt das einzige Geſchöpf iſt, das ihn, das er liebt; wenn er ſonſt überall nur Haß, Spott und Verachtung findet und austheilt — wie dann ein Vater ſeine Tochter liebe, das kann nur ein Dichter errathen. Dieſe Scene, gleich noch einigen andern des Dramas, iſt herrlich, und man muß ſie vergeſſen, um den Muth zu behalten, das Ganze zu verdammen. Triboulet ließ ſeine Tochter in ſtiller Verborgenheit aufblühen, um ſie vor der böſen Luft in Paris zu ſchützen. Sie kennt die Welt nicht, kennt die Stellung nicht, die ihr Vater darin hat, weiß nicht einmal ſeinen Namen. Sie ahnet nur, er müſſe unglücklich ſeyn. Sie ſpricht:

Que vous devez souffrir! vous voir pleurer ainsi,
Non, je ne le veux pas, non, cela me déchire

worauf der Vater antwortet:

Et que dirais-tu, si tu me voyais rire?

Darauf verläßt er das Haus, nachdem er seine Tochter gewarnt, sich nie in das Freie zu wagen. Auf der Straße hört er Geflüster mehrerer Menschen, er horcht, erkennt die Stimmen bekannter Hofleute, erschrickt, tritt endlich zu einem von ihnen und fragt, was sie vorhätten? Dieser nimmt Triboulet bei Seite und vertraut ihm lachend an, sie wären gekommen, die Frau eines Hofmannes, die der König liebt, und deren Haus auf dem Platze stand, zu entführen und in's Schloß zu bringen. Triboulet fällt gleich in seine alte Bosheit zurück und erbietet sich schadenfroh, bei der Entführung behülflich zu seyn. Alle waren vermummt, man legt Triboulet auch eine Maske auf und ist dabei so geschickt, ihm zugleich mit einem Tuche Auge und Ohren zu verbinden. Es ist dunkle Nacht und Triboulet merkt nicht, daß er nichts sieht. Man gibt ihm die Leiter zu halten, auf der man in das Haus steigen wollte. Die Leiter wird an die Mauer gelegt, hinter welcher Tribouletes Tochter wohnt, und diese geraubt. Triboulet wird endlich ungeduldig, reißt sich Maske und Binde vom Gesicht weg, findet die Leiter an seinem eignen Hause gelehnt und zu seinen Füßen liegt der Schleier seiner Tochter. Die Räuber waren schon weg; sie brachten die arme Taube in ihres Königs Küche, aus der sie der unglückliche Vater gerupft wieder bekam. — — —

Triboulet ist seiner Sache noch nicht ganz gewiß, er vermuthet nur erst, wohin man seine Tochter geführt. Am andern Morgen erscheint er im Louvre, zeigt sich wie immer, aber er lauert. Das Flüstern und Lachen der Höflinge wird ihm immer deutlicher, und bald weiß er, daß seine Tochter beim Könige ist. Er weint und fleht und droht, man solle ihm sein Kind zurückgeben. Es muß in den Thränen, den Bitten und dem Zorne eines Vaters etwas seyn, was selbst den Spott und Uebermuth der Höflinge entwaffnet. Alle schweigen und sind bestürzt. Tribouletes Muth steigt und er kehrt mit seinen Blicken die ganze Rotte zum Saale hinaus. So drückt sich der Dichter aus. Bald stürzt Tribouletes Tochter aus des Königs Zimmer nnd sinkt unter Todesblässe erröthend, in die Arme ihres Vaters. Sie will ihm Alles erzählen, er erläßt ihr den Schmerz, er weiß schon Alles. Er führt seine Tochter fort, kehrt zum Hofe zurück und macht den lustigen Rath wie vor. Er sinnt im Stillen auf Rache.

Triboulet hatte früher schon einen Banditen kennen gelernt, der um einen bestimmten Preis jeden Lusttragenden von seinen Feinden befreit. An diesen wendet er sich. Der Bandit hat zwei Manieren zu morden: entweder im Freien der Straße oder in seinem Hause, wie man es wünscht. Für das Haus hat er eine junge schöne Schwester, eine liebliche Zigeunerin, welche die Schlachtopfer anlockt und sie unter Lächeln und Kosen dem

Messer ihres Bruders ausliefert. Triboulet erfährt, daß der König verkleidet und ungekannt die schöne Zigeunerin besuche. Er kauft seinen Tod, bezahlt die eine Hälfte des Preises voraus, und wird auf Mitternacht bestellt, wo ihm die Leiche des Königs in einem Sacke gesteckt ausgeliefert werden solle, daß er sie dann selbst in die nahe Seine werfe. Gegen Abend führt Triboulet seine Tochter (sie heißt Blanche) auf den Platz wo das Haus des Banditen steht. Er sagt ihr, doch nicht ganz deutlich, die Stunde der Rache an ihrem Verführer nahe heran. Blanche liebt den König, der schon früher als unbekannter Jüngling in der Kirche ihr Herz gewonnen. Sie bittet ihren Vater um Schonung, schildert die Liebe des Königs zu ihr, wie heiß sie sey, und wie oft er das in schönen blühenden Worten zu erkennen gegeben. Triboulet, seine Tochter zu enttäuschen, führt sie an das Haus des Banditen, durch dessen zerrissene Mauern und unverwahrte Fenster man von Außen Alles hören und sehen kann, was sich innen begiebt. Da sieht die unglückliche Blanche den König Franz mit der leichtfertigen Zigeunerin kosen, hört, wie er dem Mädchen die nämlichen süßen und schönen Worte schenkt, die er ihr selbst gegeben. Das betrübt sie, sie jammert und willigt schweigend in die Rache ihres Vaters. Triboulet heißt sie nach Hause eilen, sich in Männerkleider werfen, sich zu Pferde setzen, und in das Land flüchten, wo er sie an einem bestimmten Orte einholen wolle. Vater und Tochter gehen fort.

König Franz sitzt im Hause und scherzt und tändelt mit der Zigeunerin. Müde und trunken verlangt er ein Bett sich auszuruhen. Man führt ihn in eine Dachkammer wo er einschläft. Unten trifft der Bandit die Vorbereitungen zum Morde. Die Zigeunerin, gewöhnlich kalte Mitschuldige ihres Bruders, bittet diesesmal um Schonung, denn der junge Offizier, von seltenem edlem Anstande, hatte Eindruck auf sie gemacht. Der Bandit weis't sie kalt zurück, sagt, er sei ein ehrlicher Mann, habe seinen Lohn erhalten und müsse den versprochenen Dienst leisten. Doch ließ er sich so weit bewegen, daß er versprach, den Offizier zu schonen, wenn unterdessen ein Anderer käme, den er statt jenes ermorden und im Sacke gesteckt ausliefern könnte. Der Brodherr werde es ja nicht merken, da es Nacht sei und der Sack in den Fluß geworfen werde. Wo sei aber Hoffnung, daß noch um Mitternacht sich jemand hierher verirre?

Unterdessen hatte Triboulets Tochter über die dunkeln drohenden Worte ihres Vaters nachgedacht. Da wird ihr erst klar, der König solle in dieser Nacht ermordet werden. Schon zur Flucht gerüstet und als Offizier gekleidet, jagt sie die Angst vor das Haus des Banditen zurück. Sie horcht, vernimmt das Gespräch zwischen dem Banditen und der Zigeunerin, und

entschließt sich für den König zu sterben. Sie klopft an die Thüre, sie wird geöffnet, und sobald sie eintritt fällt sie unter dem Messer des Banditen.

König Franz taumelt singend zu seinem Louvre hin.

Unterdessen kömmt Triboulet, zahlt dem Banditen die andere Hälfte des bedungenen Lohnes aus empfängt den Sack mit der Leiche. Der Monolog der jetzt folgt ist herrlich. Es ist grause dunkle Nacht, ein Gewitter tobt am Himmel. Der Sturm heult durch die Luft. Der Sack liegt auf der Erde, Triboulet, Racheglut und Freude im Herzen, setzt seinen Fuß auf den Sack, verschränkt stolz die Arme und triumphirt in die Nacht hinaus: wie er endlich, er der schwache, verachtete, verspottete Triboulet, seinen Feind unter sich gebracht. Und welch' einen Feind! einen König. Und welch' einen König! einen König der Könige, den herrlichsten unter allen. Und wie jetzt die Welt aus allen ihren Fugen gerissen werde, und morgen werde die zitternde Erde fragen: wer denn das gethan? und da werde er rufen, das habe Triboulet gethan; ein kleiner schlechter Zapfen im Gebäude der Welt habe sich losgemacht von der Harmonie, und der Bau stürze krachend zusammen.

So zecht Triboulet fort und immer trunkener durch seinen Sieg, will er noch das Gesicht seines verhaßten Feindes sehen, ehe er ihn in den Wellen begräbt. Aber es ist finstere Nacht; er wartet auf einen Blitz, der ihm leuchten soll. Er öffnet den Sack, der Blitz kömmt, der ihn zerschmettern soll, er erkennt seine Tochter. Im Anfange hofft er, es sey ein Gaukelspiel der Hölle, aber ein zweiter Blitz raubt ihm diese Hoffnung. Er zieht seine Tochter zur Hälfte aus dem Sacke, mit den Füßen bleibt sie darin. Sie ist entkleidet, nur ein blutiges Hemd bedeckt sie. Sie röchelt noch, spricht noch einige Worte und verscheidet. Der Vater sinkt zu Boden, der Vorhang fällt. Beschluß morgen.

Neun und achtzigster Brief.

Paris, Donnerstag den 13. December 1832.

Le Roi s'amuse; Beschluß. Dieses Schicksal im Sacke; diese schauderhaften Fußtritte des Vaters auf das Herz seiner geliebten Tochter; diese Tochter im blutigen Hemde todt, nein schlimmer als todt, im Röcheln des Todes; und dieses Alles, bald vom halben Scheine der Blitze beleuchtet, bald von finsterer Nacht umhüllt, daß sich zum Schrecken der Wirklichkeit auch noch die Angst des Traumes geselle — hat das nicht in seiner gräßlichen Verzerrung auch einen Zug von Lächerlichkeit? Wenigstens als ich diese

Scene las, wie sehr sie mich auch erschütterte, fiel mir ein: der Narr Triboulet, wie hat er sich prellen lassen; man soll doch nie eine Katz im Sacke kaufen! Ich weiß nicht woran es liegt. Shakespeare hat ähnliche, er hat noch viel schrecklichere Scenen; aber bei ihm ist der Schmerz gesund, das Ungeheure hat eine Art Wohlgestalt; denn selbst die Krankheit hat eine Gesundheit, die ihr eigen ist, selbst das Verbrechen hat seine moralische Regel. Bei Victor Hugo aber ist das Misgestaltete misgestaltet. Ich weiß nicht; es ist darüber nachzudenken. Das ist die tragische Häßlichkeit, von der ich sprach, die tragische Unsittlichkeit. Die Komische war in den Liebeleien des Königs, die im Sonnenlichte und beim noch hellern Scheine der Kerzen auf das unverschämteste dargestellt werden. Victor Hugo hätte aus dem Allen einen Roman machen sollen. Erzählen kann man Alles, auch das Häßlichste; die Vergangenheit, die Entfernung mildert das Misfällige und ein Buch kann man ja zu jederzeit wegwerfen. Erzählen kann man das Unglaublichste; wer es nicht glauben will, braucht es ja nicht zu glauben, er denkt: es ist ein Dichter, und er hat gelogen. Aber dieses in ein Drama bringen, dieses Alles unter unsern Augen geschehen lassen, daß wir Ohr und Blick davon abwenden, daß wir nicht daran zweifeln können — nein, das dürfen wir nicht dulden.

Aber die Minister! was geht die Minister Louis Philipps die Aesthetik, die Dramaturgie, die Moral an? Warum haben sie die Aufführung des Stückes verboten? Bin ich nicht da? Hören wir jetzt, was Victor Hugo darüber sagt. Am Morgen nach der ersten Aufführung erhielt der Dichter ein Billet vom Theater-Direktor: er habe so eben vom Minister den Befehl erhalten, das Stück nicht ferner geben zu lassen. „L'auteur, ne pouvant croire à tant d'insolence et de folie, courrût au théâtre“ . . . . . Insolence — folie — von einem Minister! das wäre nach dem baierischen Strafrechte ein Verbrechen, das von einem Majestätsverbrechen nur durch eine Brandmauer geschieden ist, der Hausnachbar eines Königsmordes. Victor Hugo eilt in das Theater; es ist wirklich so; er lies't den Befehl des Ministers. Das Drama wäre unmoralisch befunden worden. „Cette pièce a revolté la pudeur des gensd'armes, la brigade Leotaut y était et l'a trouvé obscène; le bureau des moeurs s'est voilé la face; monsieur Vidocq a rougi.“ Aber war es von Seiten des Ministers mit der Einwendung der Unmoralität ernst gemeint? Hugo sagt: das sey nur ein Vorwand gewesen, der eigentliche Grund aber des Verbots sey ein Vers im dritten Akte: „où la sagacité maladroite de quelques familiers du palais a découvert une allusion, à la quelle ni le public ni l'auteur n'avait songé jusque là, mais qui une fois denoncée de cette façon, devient

la plus cruelle et la plus sanglante des injures.“ Er wolle für jetzt den Vers nicht bezeichnen, treibe ihn aber die Noth der Vertheidigung dazu, werde er sich deutlicher erklären.

Ich suchte mit dem größten Eifer den im dritten Akte enthaltenen, für den König beleidigenden Vers auf, und glaubte ihn im folgenden gefunden zu haben:

Un roi qui fait pleurer une femme! O mon dieu lachez!

Ich dachte, das könnte auf die Gefangenschaft der Herzogin von Berry bezogen werden, und das denkend kam mir die Aengstlichkeit der Minister um so toller vor. Wer kümmert sich um die Berry? Wer denkt an sie? Und die wenigen Legitimisten, die im Theater Français sitzen, würden in Gegenwart des demokratischen Parterre und der Philippisten-Logen nie wagen, eine solche Anspielung laut werden zu lassen. Aber ich bin fehl gegangen. Ich hörte später erzählen, es sey eine andere Stelle im dritten Akte, die den Minister stutzig gemacht. In der Scene nämlich, wo Triboulet im Vorzimmer des Königs um seine geraubte Tochter jammert, und die Hofleute ihn verlachen, wendet er sich an diese der Reihe nach und sagt ihnen mit Grimm und Hohn: was wollt Ihr? Du da hast eine Frau, du eine Tochter, du eine Schwester, du Page dort eine Mutter — Frau, Tochter, Schwester, Mutter, der König hat sie Alle. Und die Großen, welchen er das vorwirft, sind die vornehmsten historischen Familien des Landes, Triboulet nennt sie alle bei Namen, und unter diesen Bastard-Ahnen wird auch die Familie genannt, von welcher die Bourbons herstammen. Ich habe das Buch schon weggegeben und ich kann die betreffende Stelle nicht selbst beurtheilen.

Der Dichter in seinem Zorne gegen die Minister triumphirt, daß so viele Kunstfeinde er auch habe, diese doch, nachdem er eine so schnöde Behandlung erfahren, Alle gleich auf seine Seite getreten wären. „En France, quiconque est persécuté n'a plus d'ennemi que le persécuteur.“ Alles wie bei uns! Victor Hugo hat das Theater Français beim Handelsgerichte verklagt, es zur ferneren Aufführung des Dramas zu zwingen, oder zu einer Entschädigung von vierhundert Franken für jeden Theaterabend zu verurtheilen. Odillon Barrot wird für den Kläger das Wort führen. Was wird er gewinnen? Nichts; auch weiß er das, und es ist ihm nur um den Scandal zu thun. Aber was gewinnen die Minister dabei? Der Dichter sagt es offen heraus: er habe sich bis jetzt nur mit den stillen friedlichen Musen beschäftigt; er habe sich von der Politik immer entfernt gehalten; von nun aber, weil gereizt, werde er gegen die Regierung feindlich auftreten. Ist nun Victor Hugo ein ehrlicher Mann, wie er wirklich einer ist, werden

durch ihn die Feinde der Regierung um einen der gefährlichsten, der talentvollsten vermehrt. Wäre er kein ehrlicher Mann, dann würde seine Feindschaft der Nation hunderttausend Franken kosten, welche die Minister aus ihrem Beutel zögen, einen neuen Feind auf die alte Art zu versöhnen. Was gewinnen also die Minister? Ich glaube aber, sie sind nicht so dumm wie sie aussehen. Sie gewinnen was der Dichter auch gewinnt: den Scandal des Prozesses. Das beschäftigt Paris drei Tage, und für die folgenden Tage wird der liebe Gott auch sorgen. Sie sind immer noch klüger als unsere deutschen Minister; sie lassen zuweilen Rauch aus dem Schornsteine, daß der Kessel nicht platze.

Sehen Sie aber, was ein deutscher Gelehrter ist. Vorgestern Morgen beim Frühstücke hatte ich den Kopf dicht voll, von Politik und Zahnschmerzen, von den aristotelischen Einheiten, der Abwesenheit der Madame Malibran, und der Anwesenheit der ***, von dem König Otto, von baierischer Treue, Antwerpen, dem alten Thurme am Metzgerthore und der Unmoralität des Herrn d'Argout. Da kam ich in der Vorrede Victor Hugos an die Stelle: „Il fut même enjoint au théâtre de rayer de son affiche les quatre mots rédoutables: le Roi s'amuse.“ Gleich alle Gedanken hinaus, den Kopf auf beide Arme gestützt und eine halbe Stunde darüber nachgedacht. Les quatre mots le Roi s'amuse. Wie? Le roi s'amuse, sind das vier Worte, sind es nicht blos drei? Kann man s mit einem Apostroph ein Wort nennen? Ist s'a.. ein Wort? Freilich kann man auch nicht behaupten, le Roi s'amuse wären nur drei Worte. Aber wo ist die Wahrheit? wo ist das Recht? .. Darüber ward mir mein Thee kalt und Conrad nahm mir unbemerkt die Zeitung von dem Tische, ehe ich sie ausgelesen. So ist der deutsche Gelehrte! Dem Victor Hugo auf das Wort zu glauben, der die Sache mit den vier Worten doch besser verstehen muß, als ich, das kam mir nicht in den Sinn; auch hätte mein protestantisch deutsches Gewissen dieses nie zugegeben.

Aber zum Schlusse: der Handelsminister hatte Recht, das Stück ist unmoralisch. Wie kam es mit Victor Hugo dahin? Ich habe es schon gesagt; es ist der Jakobinismus der romantischen Literatur. Victor Hugo ist einer der edelsten unter den Sclaven, die ihrem Herrn Boileau entlaufen, aber er ist doch ein Sclave. Im Uebermuthe seiner jungen Freiheit weiß er diese nicht weise und männlich zu gebrauchen, und sündigt links, weil sein alter Tyrann rechts gesündigt hat.

Das Gericht ist aus, ich habe Recht gesprochen; jetzt Perrücke herunter. Ich habe das Drama vom Anfange bis zum Ende mit dem größten Vergnügen gelesen und Alles hat mir gefallen.

Freitag, den 14. December.

Heute gehe ich zum erstenmale wieder aus, nachdem ich, wegen meiner Zahnschmerzen, drei Tage das Zimmer nicht verlassen. Ich habe dabei gewonnen, daß ich drei Tage lang den stinkenden Nebel auf der Straße nicht zu trinken, und so lange die stinkenden deutschen Zeitungen nicht zu lesen brauchte. Der Geschmack der letzten, die ich vor einigen Tagen las, liegt mir heute noch auf der Zunge. Nein, es ist nicht zu ertragen. Die Deutschen müssen Nerven haben wie von Eisendraht, eine Haut von Sohlleder und ein gepökeltes Herz. Diese Unverschämtheit der Fürstenknechte, dieses freche Ausstreichen eines ganzen Jahrhunderts, dieser weintolle Uebermuth, dieses Einwerfen aller Fensterscheiben, weil das Licht dadurch fällt, als wenn sie mit dem Glase auch die Sonne zerstörten — es übersteigt meine Erwartung. Aber das steigert auch meine Hoffnung. Man muß mit den dummen Aristokraten Mitleiden haben, man muß ihnen nicht eher sagen, daß das Cassations-Gericht dort oben ihre Appellation verworfen hat, bis an dem Tage, wo sie hingerichtet werden. Das deutsche Volk wird einst gerächt werden, seine Freiheit wird gewonnen werden; aber seine Ehre nie. Denn nicht von ihnen selbst, von andern Völkern wird die Hülfe kommen. Ich sehe es schon im Geiste: wenn einst die finstern Gewitterwolken sich werden über den deutschen Palläften zusammenziehen, wenn der Donner zu grollen anfängt, wird das geschmeidige deutsche Volk wie ein Eisendraht hinauf kriechen zu allen Dächern seiner Tyrannen, um die geliebten Herrscher vor dem Blitze zu bewahren und ihn auf sich selbst herabzuziehen. Wem daran gelegen ist, verhöhnt und betrogen zu werden, der braucht nur großmüthig gegen seine Feinde zu seyn, zumal gegen die Fürsten, welche die Feinde aller Menschen sind. Wenn in Frankreich ein Dom Miguel und ein Robespierre zugleich regierten; wenn an jeder Straßenecke rechts ein Galgen, links eine Guillotine stünde — die Franzosen ertrügen vielleicht lange das Morden ihrer Tyrannen geduldig; aber ihren Spott, ihre Verachtung, ihr unverschämtes Hofmeistern, ihre Ohrfeigen und ihre Ruthe, das was der Deutsche das ganze Jahr erduldet — sie ertrügen es keine Stunde lang. Die Franzosen waren Jahrhunderte lang Sclaven unter ihren Königen; aber sie durften doch singen in ihren Ketten, sie durften ihre Kerkermeister verspotten. Zur Schreckenszeit wurden edle und schuldlose Menschen auf das Blutgerüst gebracht, aber nie fand Robespierre ein Gericht, das so feige und unmenschlich gewesen, einen Aristokraten zu verurtheilen, daß er vor dem Oelbilde der Freiheit knieend Abbitte thue. Unter der Despotie der Könige, wie unter der der Republikaner, erkannte man etwas im Menschen an, das, weil von Gott gesandt, heilig und unverletzlich

iſt, und nie zur Verantwortung gezogen werden darf. Aber dieſes Göttliche, Heilige und Unverletzliche im Menſchen: ſeine Ehre, ſeinen Glauben, ſeine Tugend, das wird in Deutſchland am meiſten, zuerſt beſtraft, am boshafteſten gezüchtigt. Ein Dr. Schulz in München wurde wegen ſeines politiſchen Glaubens auf unbeſtimmte Zeit zum Zuchthauſe verurtheilt, und zu der ſchlimmern Züchtigung, vor dem Bilde des Königs knieend Abbitte zu thun. Sie werfen die Freiheit in den Koth, daß ſie ausſehe wie die Knechtſchaft, damit man keinen Mann von Ehre ferner von einem Hofmanne unterſcheiden könne und gemeinſchaftlicher Schmutz Volk und Land und Regierung bedecke.

Würde in Paris die Todesſtrafe darauf geſetzt, wenn Einer es wagte, im Theater einen Laut des Misfallens zu äußern, und es verſuchte einmal ein ſchamlos ſchmeichelnder und bettelnder Hofdichter, die Leidenſchaften, Thorheiten und Verbrechen ſeiner Fürſten durch Poeſie, Muſik, Tanz und Malerei auf der Bühne zu verherrlichen und ſo ein ganzes Volk zu Mitſchuldigen ſeiner niederträchtigen Geſinnungen zu machen — und ſtünde die Todesſtrafe auf ein Lächeln — es fänden ſich hier Hunderte von Zuſchauern, die lachen, ziſchen und pfeifen, und ihr Leben an ihre Ehre ſetzen würden. Man jauchzte keinem ſchamloſen tollen Schauſpiele zu, wie das, was neulich ein Herr von Poißl in München zur Feier der Thronbeſteigung des Königs Otto dichtete, und auf der Bühne vorſtellen ließ. Vergangenheit und Zukunft hieß das Schauſpiel, welches alle das dicke Bockbier, das ſeit dem vorigen Sommer in den baieriſchen Adern ſtockte, in die freudigſte Wallung brachte. Hellas, Bavaria, Glaube, Liebe und Hoffnung treten auf. So oft ein deutſcher Hofdichter etwas Politiſches ſingt, umgiebt er ſich mit Glaube, Liebe und Hoffnung. Es ſind ſeine Grazien und ſeine Parzen zugleich. Mit ihnen verſüßt er die Tyrannei, mit ihnen ſpinnt er die Freiheit zu Tode. Uebrigens iſt es eine nützliche Bedeckung; denn ohne Glaube, Liebe und Hoffnung ertrüge man keinen Tag ein deutſcher Unterthan zu ſeyn. Jetzt werden die alten olympiſchen Spiele dargeſtellt, in dem Augenblicke wo die Vertheilung der Preiſe ſtattfindet. Hundert Dichter athmen ſchwer, die, welche den Gott in ſich fühlen, jauchzen dem Siegeskranze entgegen. Mich dauern die armen Teufel! Bavaria kommt und deklamirt Gedichte des Königs von Baiern und Sappho-Bavaria erhält den Kranz.

Das zweite Bild ſtellt die Gegend von Athen vor. „Mit erſt düſterem Himmel, verbrannten Oliven-Wäldern und verdorrten Fluren. Nach und nach kleidete ſich der Himmel in Baierns Nationalfarbe. Die Olivenwälder begannen zu grünen. Die Fluren bedeckten ſich mit Blumen

und Blüthen, aus Ruinen entstanden Paläste. Und in diesem Augenblicke erschien, von der Liebe getragen, und den Glauben und die Hoffnung zur Seite, das als Segensgestirn über Hellas aufgehende Bildniß des Königs Otto, vor dem sich Griechenlands Volk in freudiger Huldigung neigte." — Bavaria-Sappho ist verrückt, sie ist verliebt, weiß nicht mehr was sie spricht und ich sehe sie schon vom Leukadischen Felsen hinab in die Isar springen. Aber Herr von Poißl hat nicht die geringste Lebensart, daß er den König Otto, der ein Mann ist, von der Liebe, die ein Frauenzimmer ist, tragen ließ. Ich begreife nicht, wie das zarte Wesen diese Last von München bis zum Himmel, einen so weiten Weg hat aushalten können; König Otto muß sehr leicht seyn! Warum hat er den König nicht dem Glauben auf die breiten Schultern gesetzt? Der hat schon in seiner Dummheit viel schwerere Lasten getragen. Dann wäre die Liebe an der Seite der Hoffnung, hinter dem Glauben und dem König Otto leicht hergeflogen, und dann wäre doch Symmetrie dabei gewesen und das Ganze wäre ein Meisterstück geworden. O, Herr von Poißl! ich weiß nicht ob Sie Verstand haben, aber Geschmack haben sie nicht den geringsten. Wie freue ich mich, daß die verbrannten Olivenwälder wieder grün werden; jetzt können doch die armen Griechen wieder Salat essen. Aber die baierische Nationalfarbe, in welche sich der Himmel kleidete, als er Audienz beim König Otto hatte — ist das nicht himmlisch? ja, ja, so ist es. Den Himmel selbst möchten Sie gern zu Lakaien machen, und sein heiliges Blau soll die Livree-Farbe eines deutschen Fürsten seyn! Verdammniß! es kömmt mir manchmal vor, als wäre die Erde ein großer Pfeifenkopf, aus dem Gott rauche, und Deutschland wäre der Wassersack der Pfeife, bestimmt um diese rein zu erhalten, allen Schmutz, alle stinkende Säfte aufzunehmen. Die Zeit wird kommen, daß jeder europäische Fürst mit einem Stücke seines Landes in den deutschen Bund treten wird, um sich mit einem solchen heilsamen Wassersacke zu versehen. Hannover ist der Wassersack Englands, Luxemburg der Wassersack der Niederlande, Holstein der Wassersack Dänemarks, Neufchatel der Wassersack der Schweiz. Wie heute die englischen Blätter erzählen, soll ein anderer Sohn des Königs von Baiern Donna Maria heirathen. So verspricht Portugal der Wassersack der Spanischen Halbinsel zu werden, und Griechenland ist voraus zum Wassersack des Orients bestimmt, wenn dieser, wie sie fürchten, der Civilisation und Freiheit entgegen reift.

Der schönste Spaß in dieser baierisch-griechischen Komödie ist: daß König Otto, oder vielmehr sein Vater in dessen Namen, die griechische Constitution nicht hat beschwören wollen; daß Miaulis, der Chef der griechischen Deputation, erklärt hat, nur unter der Bedingung eines solchen

Eides sey er beauftragt, dem Prinzen die Krone anzubieten, daß er also, da man sich weigere ihn zu leisten, den Otto nicht als König anerkennen dürfe. Die Deputation kehrt allein nach Griechenland zurück, und König Otto zieht an der Spitze seiner Baiern hin und nimmt von seinem Lande mit Gewalt Besitz. Ich fürchte sehr, daß, wenn der griechische Himmel das wahre Verhältniß der Sache erfährt, er sein Baierisch-blau wieder ausziehen und seinen grauen Schlafrock anziehen wird.

Ich sage Ihnen, ich sage Ihnen, es ist mit dem lieben Gott nichts mehr anzufangen. Da sitzt der alte Herr den ganzen Tag auf seinem Lehnstuhle, lies't die Erdzeitungen und brummt über seine entarteten Kinder. Es ist ihm kein Lächeln abzugewinnen. Da er noch ein Jüngling war, da er als Jupiter, noch mit dem Honige seiner Kindheit auf den Lippen, durch alle Welten schwärmte, welche himmlische Pagenstreiche machte er, wie liebenswürdig war er damals! wie er seinem Vater dem Fresser Kronos ein Brechmittel eingab; wie er sich als Gans, als Ochs, als Mensch, als Regen verkleidet, zu den Schönen schlich, wie er neun ganze halbe Tage sich mit der gelehrten Mnemosyne einschloß und mit ihr alle die Millionen Bücher schrieb, die seitdem in die verschiedenen Sprachen der Menschen übersetzt erschienen sind — es ist Alles vorbei, es ist nichts mehr mit ihm anzufangen! Ach! wenn ich Gott wäre, welche Späße wollte ich mir machen mit Bavaria-Hellas! Ich ließ in einer Nacht alle die herrlichen Griechen aller Zeiten und aller Städte aus dem Grabe hervorsteigen, und alle Tempel auch und die alten Götter rief ich herbei. Und an einem schönen Frühlingstage, da der Spaziergang am Ilyssus gedrängt von Menschen war, kömmt ein Sclave athemlos herbeigestürzt und schreit: König Otto ist angekommen! Alles geräth in Bewegung. Die Kinder springen von der Erde auf und vergessen ihre Knöchel mitzunehmen. Die schöne Lais macht die Rosen in ihren Haaren zurecht, Diogenes putzt das Licht in seiner Laterne, Epaminondas ballt die Faust, Plato bekömmt Angst und versteckt seine Republik, Perikles reicht seiner Freundin Aspasia den Arm, Aristoteles zieht seine Schreibtafel heraus, Alles zu notiren, die Blumenmädchen suchen Eine der Anderen vorzukommen und jetzt Alle eilig zum pyräischen Thor hinaus. Nur Sophokles geht seinen ernst langsamen Schritt; er dichtet seine Antigone. Als die Athenienser am Hafen ankamen, war König Otto mit seinen blauen Baiern schon gelandet. Das Erste, was er that, war, daß er dem Perikles den großen Hubertus-Orden umhing. Aristoteles erhielt das Diplom als geheimer Hofrath und die Berufung als Professor der Naturgeschichte nach München an Okens Stelle. Phidias bekam den ehrenvollen Auftrag, die Büste des Herrn Jarke für die Regensburger Walhalla zu verfertigen.

Herr Ober-Baurath von Klenze zeigte dem Kalikrates die Risse seiner schönsten Gebäude in München und dieser fragte: hat Euer Basileus soviele Pferde? Alcibiades bekam den Kammerherrn-Schlüssel und ein baierscher Obrist fragte Epaminondas, wie viele Fourage-Gelder ein hellenischer Obrist bekäme? Professor Thiersch unterhielt sich mit Plato und wurde von den Blumenmädchen wegen seiner schlechten Aussprache verspottet. Herr von Poißl wollte Sophokles gerade sein Festspiel Vergangenheit und Zukunft überreichen, als Trommelwirbel Stille gebot. König Otto tritt majestätisch hervor und hält folgende Rede.

„Hellenen! Schaut über euch. Der Himmel trägt die baierische Nationalfarbe, denn Griechenland gehörte in den ältesten Zeiten zu Baiern. Die Pelasger wohnten im Odenwalde und Imachus war aus Landshut gebürtig. Ich bin gekommen euch glücklich zu machen. Eure Demagogen, Unruhestifter und Zeitungsschreiber haben euer schönes Land ins Verderben gestürzt. Die heillose Preßfrechheit hat Alles in Verwirrung gebracht. Seht wie die Oelbäume aussehen. Ich wäre schon längst zu euch herüber gekommen, ich konnte aber nicht viel früher, denn ich bin noch nicht lange auf der Welt. Jetzt seyd ihr ein Glied des deutschen Bundes. Meine Minister werden euch die neuesten Bundesbeschlüsse mittheilen. Ich werde die Rechte meiner Krone zu wahren wissen, nnd euch nach und nach glücklich machen. Für meine Civilliste gebt ihr mir jährlich sechs Millionen Piaster, und ich erlaube euch, meine Schulden zu bezahlen.“ Die Griechen, als sie diese Rede hörten, erstarrten Alle zu Bildsäulen. Diogenes hielt dem König Otto seine Laterne in's Gesicht, die schöne Lais kicherte, und Aristoteles war in Verzweiflung, daß sein Griffel brach, und er die merkwürdigen Naturbeobachtungen, die er machte, nicht mehr notiren konnte. Hippokrates sah die Sache gleich vom rechten Standpunkte an, schickte eilig einen Diener in die Stadt zurück, und ließ sechs Karren voll Nieswurz holen. Die Baiern setzten sich in Marsch. Vor dem Thore wurden sie von hundert Apothekern aufgehalten, die jedem Baier ein Pulver überreichten. Ein Major schrie: Verrätherei! Gift! und ließ unter das griechische Gesindel schießen. Dann zog König Otto über Leichen in die Stadt. Gleich den andern Tag wurde eine Central-Untersuchungs-Commission gebildet, Hippokrates wurde wegen seines dummen Spaßes als Medicinalrath nach Augsburg versetzt; die geistreiche Aspasia, die griechische Frau von Stael, nach Egypten verbannt und Diogenes wurde auf unbestimmte Zeit zum Zuchthause verurtheilt, und mußte vor dem Bilde des Königs Otto knieend Abbitte thun. Die Schuldigsten waren schon vor der Untersuchung erschossen worden.

Jetzt ging dar Regieren an. Eine Zeit lang ertrugen es die Griechen. Aber eines Morgens brauſ'te das Volk wie ein wogendes Gewäſſer durch die Stadt. Herr Oberbaurath von Klenze hatte in der Nacht anfangen laſſen, durch mehrere hundert baierſche Maurer den Tempel der Minerva abtragen zu laſſen. Das Bild der Göttin von Phidias und andere Kunſtwerke, die der Tempel enthielt, lagen ſchon auf der Straße mit Stroh umwickelt, um eingepackt zu werden. Man fragte Herrn von Klenze, was dieſe Tollheit bedeuten ſolle? Er erwiderte: ſeine Majeſtät der König habe zu beſchließen geruht, den Tempel der Minerva, das Panthenon, das Pompejon, die Phöcide, noch zwanzig andere Tempel und mehrere hundert Statuen, allerhöchſt ihrem königlichen Vater nach Baiern zu ſchicken, zufolge eines mit allerhöchſt Demſelben abgeſchloſſenen geheimen Vertrags, und Hellas, übervölkert mit Tempeln, Statuen und Gemälden, ſolle nach Baiern Kunſtkolonien ſchicken, und dafür von dort Naturkolonien erhalten unter Anführung des Herrn von Halberg, des baieriſchen Cecrops, und das Alles zur Wohlfahrt beider Länder, und ſey überhaupt ſehr charmant. Aber die Athenienſer fanden dieſes gar nicht charmant, ſondern ergriffen einige der ſchönſten antiken Steine mit Bas-Reliefs verziert und warfen ſie dem armen Herrn von Klenze an den Kopf, bis er todt blieb. Dann ſtürzten ſie die Akropolis hinauf, ergriffen den König Otto, der gerade mit ſeinem Frühſtücke beſchäftigt war, und dabei Saphirs deutſchen Horizont las, bei dem Arme, ſetzten ihn in eine Sänfte, und ließen ihn an den Hafen tragen, und übergaben ihn dort dem Admiral Nicias, daß er ihn zu Schiffe nach Corcyra bringe. Die baieriſchen Soldaten blieben zurück und nahmen Dienſte im Scythiſchen Corps. Ihr baieriſch Bier braute ihnen ein von München gekommener Bierbrauer, und ihre baieriſche Treue hatten ſie vergeſſen. So endigte das baieriſch-ruſſiſch-engliſch-franzöſiſche-helleniſche Reich.

Neunzigſter Brief.

Paris, Sonntag den 16. December 1832.

Die Berry iſt krank; aber wie man ſagt, wäre es nicht ihr hoffnungsloſer Zuſtand, der ſie niedergeworfen, ſondern gerade das Gegentheil. Wahrſcheinlich iſt das Verläumdung. Wenn man in Frankfurt etwas davon weiß, warum die Herzogin gefangen ſitzt und warum Carl X. nicht mehr in Paris lebt, ſchreiben Sie mir es doch, ich will es in die Zeitung ſetzen laſſen. Hier kann man ſich die Sache gar nicht erklären. Dieſe Abneigung der Völker gegen gewiſſe Namen und dieſe Vorliebe für andere iſt ganz unbegreiflich. Wenn nicht die Cholera daran Schuld iſt, muß die

Welt ſchwanger ſeyn; ſie hat wunderbare Gelüſte. Sehen Sie, man hat es mir zum Vorwurfe gemacht, daß ich geſagt: ein Volk dürfe ſeinen Fürſten verjagen, wenn ihm ſeine Naſe nicht gefiele. Nun, vielleicht war das zu viel behauptet. Aber man muß mir doch zugeben, daß eine Naſe eine ſehr wichtige Sache iſt. Eine Naſe iſt ein bedeutender Theil des menſchlichen Körpers; eine Naſe kann einen Menſchen entſtellen und zieren; man kann ſeiner Naſe willen einen Menſchen lieben oder haſſen; kurz eine Naſe iſt eine Naſe; aber ein Name? Guter Gott! Was liegt an einem Namen? Die Braunſchweiger wollten keinen Carl und gaben ſich einen Wilhelm; die Belgier wollten keinen Wilhelm und gaben ſich einen Leopold; die Franzoſen wollten auch keinen Carl und gaben ſich einen Philipp. Der Name Carl ſcheint beſonders unbeliebt zu ſeyn. In Spanien handelt ſich's auch um Carl oder nicht Carl; in Portugal iſt der Streit zwiſchen Peter und Michel. Meine Naſe iſt mir tauſendmal lieber. Nun haben ſie zwar vor zwei Jahren behauptet, man habe den König Carl vom Throne geſtürzt, weil er die Charte verletzt habe. Hat das der jetzige König nicht auch gethan? Alſo weil er Philipp heißt und nicht Carl, wäre ihm Alles erlaubt? Ja, er hat tauſendmal ſchlimmer gehandelt, als Carl X. Dieſer that es in der Leidenſchaft, er konnte ſich wenigſtens damit entſchuldigen, er konnte Alles auf ſeine Miniſter wälzen, die Kränkung wieder gut machen, er wollte das wirklich thun. Aber Louis Philipp begnügt ſich nicht blos mit dem Rechte der Leidenſchaft, er will auch die Leidenſchaft zu einem Rechte erheben, er verlangt das Recht, zu jeder Zeit, ſo oft es ihm beliebt, ungerecht ſeyn zu dürfen. Und er begnügt ſich nicht, das Verbrechen allein zu begehen, er ſucht auch die ganze Nation in deren Stellvertretern zu ſeinen Mitſchuldigen zu machen. Nun gibt es zwar hier Leute genug, die nicht ſchlecht ſind, ſondern nur dumm, welche behaupten, der jetzige Fall wäre doch ein anderer. Carl X. habe die Conſtitution aus eigner Machtvollkommenheit verletzt. Louis Philipp thue es in Gemeinſchaft mit den Kammern. Bei jenem ſey die Aufhebung der Charte Willkür geweſen, dieſer wolle ſie geſetzlich machen. Aber was ändert das die Sache? O ja, es ändert die Sache, es macht ſie weit ſchlimmer. Iſt ein Verbrechen weniger ein Verbrechen, weil es zweihundert Menſchen theilen? Iſt die Tyrannei der Geſetze weniger als die der Willkür. Und wenn alle die dreißig Millionen Franzoſen in der Kammer ſäßen, und ſie alle ſtimmten Mann für Mann für ein Geſetz, das der Regierung verſtatte, die perſönliche Freiheit, die Freiheit der Preſſe aufzuheben, das heilige Aſyl des Hauſes zu verletzen — ſie hätten das Recht nicht dazu. Keine Nation hat das Recht der Täuſchung, der Furcht, dem Schrecken, der Selbſtſucht, der Ermüdung des Tages, die

beſſere Einſicht, die Wahrheit, die Beſonnenheit, die Liebe und Kraft der folgenden Tage, die unveräußerlichen Rechte eines kommenden Geſchlechts aufzuopfern. Hier iſt der Jammer, hier iſt die Troſtloſigkeit, das iſt's, was die wahre Freiheit Europens noch um ein Jahrhundert hinausſchiebt. Erſt fehlt die Kraft, dann fehlt der Muth, dann fehlt die Einſicht. Wenn einmal die Völker Europens ſich der Tyrannei ihrer Fürſten werden entledigt haben, werden ſie in die Tyrannei ihrer Geſetzgeber fallen, und ſind ſie dieſe los geworden, gerathen ſie in die Tyrannei der Geſetze. — Dieſe Tyrannei der Geſetze iſt aber gerade die feſte Burg, welche von der Freiheit ſeit fünfzig Jahren belagert wird. Was ſie ſeitdem erobert, das ſind bloß einige Außenwerke, wobei noch nichts weiter gewonnen, als daß die Hoffnung der Einnahme der Feſtung etwas näher gerückt iſt. Es muß Menſchenrechte geben, die von keiner Staatsgewalt, und hätte jedes Bettlerkind im Lande Theil an deren Ausübung, zu keiner Zeit, in keinem Verhältniſſe, um keines Vortheils, um keiner Beſeitigung einer Gefahr willen, vernichtet, geſchmälert oder eingeſtellt werden dürfen. Auf der See, wenn Gefahr des Schiffbruchs eintritt, wirft man die Waaren über Bord, die Menſchen zu retten; man wirft aber nie die Menſchen über Bord, die Waaren zu retten. In politiſchen Stürmen aber opfert man das, was der Menſch iſt, dem auf, was er hat, man wirft den Menſch über Bord, den Bürger zu erhalten — das iſt Wahnſinn. Und wenn es auch alle Staatsbürger zufrieden wären, wenn ſie alle ſo verdorben, das, was ſie haben, dem vorzuziehen, was ſie ſind — es bliebe doch Wahnſinn.

Mit beſſerer Einſicht als Europa ließen die Amerikaner, als ſie ihre Freiheit gründeten, der Verfaſſungsurkunde eine Erklärung der Menſchenrechte, nämlich derjenigen Rechte vorangehen, die weder der Heiligung der Geſetze bedürfen, um Gültigkeit zu haben, noch je durch ein Geſetz eingeſchränkt oder aufgehoben werden dürfen. Die franzöſiſche Nationalverſammlung hat es auch damit verſucht. Aber jetzt denkt keiner mehr daran, und wenn man mit einem Staatsgelehrten von Menſchenrechten ſpricht, lacht er Einen aus, und wenn man in Paris zwiſchen zwei und vier Uhr Nachmittags das Wort Menſchenrechte ausſpricht, werden vor Schrecken alle Wangen bleich und die Renten fallen. Menſchenrechte — das iſt die Guillotine!

— Geſtern Abend ſah ich zum erſten Male Demoiſelle Georges ſpielen; nicht zum erſten Male dieſen Winter, ſondern zum erſten Male im neunzehnten Jahrhunderte. Dieſes Schickſal habe ich ſchon oft in meinem Leben gehabt: daß ich den Sonnenaufgang und den Mittag verſchlafen, und erſt beim Sonnenuntergange munter geworden bin. Demoiſelle Mars

habe ich voriges Jahr zum erſten Male geſehen, Talma kurz vor ſeinem Tode, mich ſelbſt lernte ich erſt nach dem dreißigſten Jahre kennen und ohne Sie hätte ich wahrſcheinlich erſt zehn Jahre ſpäter meine angenehme Bekanntſchaft gemacht. Als ich vor zwei Jahre nach Paris kam, war die Freiheit ſchon im Untergehen, und ich mußte ſogar auf einen hohen Berg der Begeiſterung ſteigen, um noch ihre letzten Strahlen zu erwiſchen; denn im Thale war es ſchon dunkel. So immer zu ſpät. Ein politiſcher Ketzer bin ich geworden, ſeitdem man nicht mehr verbrennt und viertheilt, ſondern blos mit dem Zuchthauſe auf unbeſtimmte Zeit und mit einer Abbitte vor dem Conterfei eines Königs beſtraft. Dieſes Abbitten vor dem Bilde des Königs von Baiern will mir gar nicht aus dem Kopf. Es iſt zu fürchterlich, es iſt zu lächerlich! Da iſt ja ein chriſtlich-türkiſcher Despotismus, ein Despotismus in ſeidenen Strümpfen und den Turban auf dem Kopfe. Nun möchte ich doch wiſſen, wie ſie Einen, den ſie zum Zuchthauſe verurtheilt, zwingen können, Abbitte vor dem Bilde des Königs von Baiern zu thun, wenn dieſer nicht will. Ich thäte es nicht; ich ſpräche wie der Geiger Müller in Cabale und Liebe: da ich doch in's Zuchthaus muß, will ich Euch ſagen, daß Ihr Schurken ſeyd. Der Präſident antwortet, glaube ich, darauf: Vergeß es nicht, daß es auch Staupbeſen und Pranger gibt! O, es kommt auch noch zu Staupbeſen und Pranger; es kommt auch noch dazu, daß Einer baarfuß und eine brennende Kerze in der Hand es vor der Kirchthüre büßen muß, wenn er geſagt, der Leib und das Blut des Herrn ſey nicht in dem Fürſten. Die wahnſinnige Tyrannei hat keine Grenzen, es kömmt nur darauf an, welche Grenze die wahnſinnige Geduld des deutſchen Volkes hat .... Aber wo bin ich? Ich bin weit von Demoiſelle Georges abgekommen. Zurück.

Sie ſieht bei ihren Jahren noch gut genug aus, oder mein Glas müßte trübe geweſen ſeyn. Auch iſt in den Rollen, die ihr anzugehören ſcheinen, ein Alter, das an Ehrwürdigkeit grenzt, gar nicht ſtörend. Sie hat eine ſchöne, volltönende Stimme, ihre Geberden ſind anſtändig und ihr Mienenſpiel iſt ſehr reich; freilich glaubte ich bemerkt zu haben, daß ſie beim Miſchen ihrer Züge die Volte ſchlägt, und jede Farbe der Leidenſchaft, die ſie will, oben auf bringt. Das iſt nun nicht die rechte Art. — Die Leidenſchaft, auch in ihrer entſchiedenſten Richtung, hat keine beſtimmte Farbenleiter und ſie iſt ſehr zufällig gemiſcht. Ich kann aber die Georges durchaus noch nicht beurtheilen, ich muß ſie öfter ſehen. Auch iſt das Stück, in welchem ſie auftrat, halb unbedeutend, halb dumm, das heißt: ſeit einigen Wochen, daß es gegeben wird, iſt das Haus gedrückt voll, jeder will es ſehen. Perinet Le Clerc, ou Paris en 1443, drame historique.

Was die Leute Schönes daran finden, begreife ich nicht. Außer den Decorationen und den weiblichen Kleidungen der damaligen Zeit gefiel mir doch gar nichts. Dieſen Winter iſt das Mittelalter Mode, oder vielmehr das dramatiſche Vieh wurde durch Noth die Alpe hinaufgetrieben, dort zu weiden, weil ſie in den letzten zwei Jahren die untere Region, das Kaiſerreich, die Republik und das Zeitalter Ludwigs XV. ganz abgegraſ't haben. Jedes Theater bringt der Reihe nach ein Pariſer Mittelalter zur Vorſtellung. Geſtern gab die komiſche Oper auch ein ſolches Mittelalterſtück zum erſten Male Les Près aux Clercs, Muſik von Herold. Die heutigen Zeitungen rühmen dieſe neue Oper ſehr. Ich laſſe mir das Alles ſehr gern gefallen, denn ich profitire davon. Seit zwei Jahren leiten die Boulevards-Theater meine hiſtoriſchen Studien. So oft ich ein hiſtoriſches Schauſpiel geſehen, ließ ich mir den folgenden Tag alle die Geſchichtsbücher, Memoiren und Chroniken holen, die von der Zeit und der Geſchichte handeln, die auf der Bühne vorgeſtellt werden, und ich las ſie. Jungen Leuten möchte ich dieſe Art Geſchichte zu ſtudiren freilich nicht empfehlen; aber für Kinder und bequeme Leute iſt das die rechte Art, und ob ich zwar ſchlecht beſtehen würde, wenn mich Schloſſer examinirte, ſo bin ich doch im Ambigu Comique der gründlichſte Hiſtoriker.

Das Stück, von welchem die Rede iſt, ſpielt zur Zeit Carls VI. und die Georges ſpielte die Iſabeau von Baiern. Darüber brauchte ich aber nichts nachzuleſen, denn die Geſchichte war mir aus Schillers Jungfrau von Orleans ſchon längſt bekannt. Leider! Der Menſch weiß immer zu viel; denn daher kam es, daß mir das Drama lächerlich vorkam. Dieſe Iſabeau iſt verliebt, aber nicht wie ein weiblicher Satan, nicht wie eine alte Frau, nicht wie eine Ehrgeizige, nicht wie eine Königin, nicht wie eine Rabenmutter, nicht wie eine ausſchweifende Frau; ſondern wie ein junges, unſchuldiges Bürgermädchen. Und als ihr politiſcher Feind, der Connetable von Armagnac, ihren jungen Geliebten foltern und dann in einen Sack ſtecken und Nachts in die Seine werfen ließ, weinte ſie, als ginge ſie das was an und als gäbe es keine Männer mehr in der Welt. Aber die Georges wußte ſich mit guter Manier aus der Dummheit des Dichters herauszuziehen. Alſo der Sack mit dem Schatze wird in's Waſſer geworfen, aber wieder herausgefiſcht. Der Sack wird geöffnet und der ſterbende junge Menſch im Hemde halb herausgezogen. Das iſt ſeit einigen Tagen das zweite Mal, daß ich einen ſterbenden Menſchen im Hemde aus einem Sacke habe kommen ſehen. Das iſt die hiſtoriſche Treue! Aber die Henkersknechte kehren zurück, werfen den Sack mit Inhalt zum zweiten Male in's Waſſer und drohen mit einer Geiſterſtimme in die Nacht hinaus: laissez passer la justice du Roi Das war die damalige Formel. Es iſt recht ſchauerlich.

Um das Alter der Georges genau zu erfahren, ließ ich mir den Band der Biographie des Contemporains holen, worin ihr Artikel steht. Da las ich etwas was mich stutzig machte. Sie wird dort nicht allein getadelt, sondern auch mit einer gewissen Bitterkeit getadelt, die ich mir nicht erklären konnte. Darauf las ich den Artikel im Conversations-Lexikon, der sie betrifft, und der mich etwas auf die Spur brachte. Der deutsche Berichterstatter bemerkt, die Georges habe sich eine romantische Darstellungsart angeeignet. Das mag es seyn. Die Verfasser der Biographie des Contemporains, waren Arnault, Jouy, Jay, und andere solche gedörrte Classiker, welche der Georges ihr frisches romantisches Wesen nicht verzeihen konnten. Daß ihr dieses eigen sey, nehme ich übrigens bis jetzt nur auf Glauben an. Nicht so ihr Alter. Sie war gestern Abend 47 Jahre, 7 Monate und 13 Tage alt. Wie viel Stunden weiß ich nicht, da die Stunde nicht angegeben, in der sie auf die Welt gekommen.

Aber mein Gott, was ist die Georges hinabgerückt. Früher im Theater Frangais, bis voriges Jahr im Odeon, spielt sie jetzt im Porte-St.-Martin, einem Boulevardtheater. O, hätte ich sie in meiner Kammer! Ich würde mit ihr verfahren, wie einst ein Buchhändler mit Rousseau und Voltaire zu verfahren wünschte. Ich gäbe ihr gut zu essen und zu trinken, aber sie müßte mir arbeiten. Sie müßte mir diktiren, von Paris, von Erfurt, von Wien, von Petersburg, vom Kaiser Napoleon, vom Kaiser Alexander und von hundert andern Dingen und Menschen. Doch es ist merkwürdig! Wenigstens nach mehreren Erfahrungen, die ich gemacht, haben die schönen Schauspielerinnen gar keine Beobachtungsgabe und Menschenkenntniß, und sie verstehen gewöhnlich ihr eignes, oft ein interessantes Leben, nicht kunstreich aufzufassen. Haben Sie, als Sie in Paris waren, die Georges nicht spielen sehen?

Außer dem erwähnten Drama gab man den Abend noch ein Melodrama l'Auberge des Adrets; eine ganz gemeine sentimentale Mörder- und Räubergeschichte. Aber ein Schauspieler, Namens Frederic, führte eine komische Rolle vortrefflich durch. Ich habe lange nicht so sehr gelacht. Das Merkwürdige bei der Sache ist, daß das Komische gar nicht in der Rolle liegt, sondern in dem selbsterfundenen Spiele des Schauspielers und das zu seinem Charakter und den Reden die er führt gar nicht paßt. Es ist ein zerlumpter, niederträchtiger, boshafter, ganz gemeiner Dieb, Räuber und Mörder. Er bringt einen Mann im Stücke selbst um, ihm sein Geld zu nehmen. Und Frederic machte einen gutmüthigen Schelm daraus der höchst ergötzlich ist. Zuletzt freilich werden die Possen, doch wahrscheinlich dem Pöbel und der Kasse zu gefallen, etwas gar zu weit

getrieben. Stellen Sie ſich vor: Am Ende werden beide Räuber von Gensd'armen gepackt, ſie entſpringen aus dem Zimmer, die Gensd'armen ihnen nach. Der Vorhang fällt. Das Stück iſt aus. Auf einmal gewahre ich, daß die Leute nach der Gallerie hinaufſehen und lachen. Ich hebe den Kopf in die Höhe und ſehe in einer Loge des zweiten Ranges die beiden Räuber mit den ſie verfolgenden Gensd'armen ſich herumbalgen. Endlich wird ein Gensd'arme (ein ausgeſtopfter) von einem der Räuber hinab in's Orcheſter geſtürzt. Und auf dieſem Theater ſpielt die Georges, einſt die Königin ſo vieler Königinnen!

Dienstag, den 18. Dezember.

Als ich geſtern Abend nach Hauſe kam fand ich eine ſchwarze Viſitenkarte vor, mit dem Namen weiß darauf. Es war ein Schauer wie ſie da lag auf dem ſchwarzen Marmortiſche im röthlichen Scheine der Lampe; es war wie der Beſuch eines Geiſtes. Es war der Name eines Polen. Ich habe ſolche ſchwarze Karte noch nie geſehen. Sollten ſie vielleicht die Polen als ein Teichen der Trauer angenommen haben? Ich werde es erfahren. Da haben Sie ſie, ich ſchicke ſie Ihnen, bewahren Sie ſie gut. Und haben Sie je eine Thräne für einen König vergoſſen, und ſollte das Glück es wollen, daß Sie ferner eine weinten; dann ſehen Sie dieſe Karte an, daß Ihr Herz zur Wüſte werde und der Sand alle Brunnen der Empfindung verſchütte. Denn wahrlich es iſt edler die ganze Menſchheit haſſen, als nur eine einzige Thräne für einen König weinen.

Ein ſterbendes Volk zu ſehen, das iſt zu ſchrecklich; Gott hat dem Menſchen keine Nerven gegeben ſolches Mitleid zu ertragen. Jahre, ein Jahrhundert lang in den Zuckungen des Todes liegen und doch nicht ſterben! Glied nach Glied unter dem Beile des Henkers verlieren und all' das Blut, alle die Nerven der verſtorbenen Glieder erben, und dem armen und elenden Rumpfe den Schmerz des ganzen aufbürden — o Gott! das iſt zu viel! Denn einem Volk, wenn es leidet, werden nicht wie einem kranken Menſchen Geiſt und Sinne geſchwächt, es verliert das Gedächtniß nicht; ſei es noch ſo bejahrt, wird es im Unglücke wieder zum Jüngling, zum Kinde, und die Jugend mit all' ihrer Kraft und Hoffnung, die Kindheit mit ihrer Luſt und allen ihren Spielen kehren ihm zurück. Als Gott die Tyrannen erſchuf, dieſe Folterknechte der Welt, hätte er wenigſtens die Völker ſollen ſterblich machen.

Man hat jetzt den Deutſchen eiſerne Reife um die Bruſt geſchmiedet, Sie dürfen nicht mehr ſeufzen um die Polen; aber die Franzoſen brauchen noch nicht zu ſchweigen. Es kommt dahin auch noch, aber bis dahin kömmt auch

die Hülfe. Haben Sie in den französischen Blättern von dem neuen Jammer gelesen, den man auf die Polen gehäuft? Aus jeder polnischen Provinz werden fünftausend Edelleute eingefangen und nach dem Caucasus getrieben, um dort unter die Kosaken eingesteckt zu werden. Sie dürfen auf ihre Verbannung nicht vorbereitet werden, sie müssen unvermuthet Nachts aus ihrem Bette geschleppt werden. So befiehlt es ausdrücklich der kaiserliche Befehl. Und dem Belieben des Gouverneurs bleibt es frei gestellt, welche sie zur Verbannung wählen wollen; nur ist ihnen auf das strengste untersagt, die Begnadigung mit dem Caucasus auf die Schuldigsten der Polen fallen zu lassen; diese kommen nach Sibirien oder werden hingerichtet oder werden im Gefängnisse erdrosselt und vergiftet. Was ich gestern gelesen das ist noch ungeheurer. Fünfzig Polen wurden in Kronstadt, im Hafen, wie im Angesichte ganz Europas, auf Tod und Leben gegeiselt, weil sie ihr Vaterland nicht abschwören, weil sie dem Nicolaus nicht Treue schwören wollten. Und während sie die Reihen der Soldaten durchschlichen, durch Bajonnette auf der Brust, am schnellen gehen gehindert, ging ein Geistlichrr zusprechend neben den Verurtheilten, und ermahnte sie zu schwören. Ein Geistlicher, das Cruzifix in der Hand, ermahnte im Namen des Erlösers zum Meineide! Aber wo gab es je einen Kaiser oder König, der nicht einen Pfaffen gefunden hätte, der noch schlechter war als er? Dreitausend andere Polen, standen in einen Haufen zusammengetrieben, auf dem Richtplatze, den Jammer ihrer Brüder mit anzusehen, und hinter ihnen sechstausend Russen, Kanonen vor sich, den Haufen Polen niederzuschmettern, wenn einer von ihnen murren sollte. Die anwesenden russischen Offiziere lachten — o nein, ich erzähle das nicht ihnen zum Vorwurfe, sondern, daß man diese Schlachtopfer der Tyrannei auch beweine. Sie mußten lachen; nicht zu lachen wäre ihnen als Kaisermord angerechnet worden. Und das duldet der Himmel? Das heißt nicht die Menschheit, das heißt Gott selbst in den Koth treten. Aber nicht an Nicolaus allein denke ich; so schuldig er ist, er hat es nicht verdient unsern ganzen Fluch zu tragen. Er ist nur der gefällige Wirth, er gab seinen königlichen Brüdern ein königliches Schauspiel. Denn es ist kein Fürst in Europa, der nicht aus seiner Lage dieses blutige Schauspiel mit Wollust ansähe, und nicht dabei auf sein eignes Volk hinabschielte und ihm den stummen Wunsch zugrinste: nun wohl bekomme euch diese Lehre!

Der Haß und der Ekel steigen mir manchmal bis an den Hals hinauf und da werde ich meiner Wünsche nnd selbst meiner Verwünschungen überdrüßig. Es sind jetzt fünfzig Jahre, daß die europäische Menschheit aus ihrem Fieberschlummer erwachte, und als sie aufstehen wollte, sich an Hän-

den und Füßen gekettet fand. Fesseln trug sie immer, aber sie hatte es nicht gefühlt in ihrer Krankheit. Seitdem kämpften die Völker mit ihren Unterdrückern. Und rechnet man jetzt zusammen all' das edle Blut das vergossen worden, all' den schönen Heldenmuth, all' den Geist, alle die Menschenkraft, die verbraucht worden, alle die Schätze, die Reichthümer, drei kommenden Geschlechtern abgeborgt, die verschlungen worden — und wofür? für das Recht frei zu sein, für das Glück, auf den Punkt zu kommen, wo man aufhört Schulden zu haben und wo erst die Armuth beginnt. Und bedenkt man wie dieses Blut, dieser Heldenmuth, dieser Geist, diese Kraft, diese Reichthümer, wären sie nicht verbraucht worden zur Vertheidigung des Daseyns, zur Veredlung, zur Verschönerung, auf die Freuden des Daseyns hätten verwendet werden können — möchte man da nicht verzweifeln? Alles hinzugeben für die Freiheit, Alles aufzuopfern — nicht für das Glück, sondern für das Recht glücklich sein zu dürfen, für die Möglichkeit glücklich sein zu können! Denn mit der Freiheit ist nichts gewonnen als das nackte Leben, dem Schiffbruche abgekämpft. Und gewönnen nur die Feinde der Menschlichkeit etwas durch ihren Sieg, ja theilten sie nur selbst die Hoffnung des Sieges, es wäre noch ein Trost dabei. Aber nein, der Sieg ist unmöglich. Eine neue Macht, die Widerstand findet, kann im Kampfe den Sieg finden, und im Siege ihre Befestigung; aber eine alte befestigte Macht war schon besiegt an dem Tage, wo der Kampf gegen sie begann. Wäre es nicht toll, wenn Männer, die Zahnschmerzen haben, sich einredeten sie zahnten? Aber so toll sind unsere Tyrannen nicht. Dort die Pfaffen — sie wissen recht gut, daß der Zauber ihrer Gaukelkünste nicht mehr wirkt. Dort die Edelleute — sie wissen recht gut, daß die Zeit ihrer Anmaßung vorüber ist. Dort die Fürsten — sie wissen recht gut, daß ihre Herrschaft zu Ende geht. Ja, alle diese unsere Feinde wissen das besser als wir selbst; denn ihren Untergang sehen sie durch das Glas ihrer Furcht weit näher, als wir es sehen durch das Glas unserer Hoffnung. Aber weil sie es wissen, darum wüthen sie; sie wollen sich nicht retten, sie wollen sich rächen. Es gibt in Europa keinen Fürsten mehr, der so verblendet wäre, daß er noch hoffte, es werde einer seiner Enkel den Thron besteigen. Aber weil ohne Hoffnung, ist er auch ohne Erbarmen und nimmt sich die Tyrannei seines Enkels voraus, sie zu der seinigen gesellend.

— Heute kaufte ich einen schönen Geldbeutel für Sie, von der Farbe des griechischen Himmels und der Königlich baierischen Nation: nämlich hellblau, mit einem goldenen Saume und mit weißer Seide gefüttert. So wonniglich weich anzufühlen, daß es einer zarten Seele schwer fiele, hartes unerbittliches Geld hineinzulegen. Aber Sie werden ihn zu Almosen

bestimmen. Hören Sie, wie Sie dazu gekommen. Noch fünf Minuten vorher dachte ich nicht daran, ihn zu kaufen, ob ich zwar an Sie dachte, denn ich schrieb Ihnen gerade. Ich las die Allgemeine Zeitung und darin von den hannöverischen Ständen und von der Oeffentlichkeit, die man ihnen bewillige, von der Größe eines Nadelstichs; und wie man doch noch Angst gehabt, es möchten Spitzbuben von außen durch diesen Nadelstich in die Kammer steigen, und wie man darum den Nadelstich mit einem eisernen Gitter verwahrte und von außen Läden anbrachte, und innen eine Gardine davor hing. Darüber mußte ich so lachen, daß ich das Pult erschütterte; von der Erschütterung floß mein Stacheltintenfaß über, das eben gefüllt worden war und zu hoch. Jetzt kam ein Tintenbach von der Höhe herab und strömte über die Allgemeine Zeitung gerade durch das Hannoverische. Schnell rettete ich meinen Brief, faßte die Allgemeine Zeitung am trocknen Zipfel und warf sie ins Feuer. Dann holte ich Wasser und wusch das Pult ab. Während dem Trocknen machte ich einige Gänge durch das Zimmer, und kam bei dieser Gelegenheit an das Fenster, und sah die Straße hinab. Da gewahrte ich, daß in das große Haus mir gegenüber viele Menschen gingen und daß viele glänzende Equipagen davor standen. Dann sah ich wieder viele Menschen und Wagen herauskommen und so ging das abwechselnd immer fort. Ich ward neugierig, schickte hinunter, und ließ Erkundigungen einziehen; erhielt aber keine Aufklärung. Da zog ich mich schnell an und ging selbst hinüber. Ich fragte den Portier des Hotels: où est .... weiter wußte ich nicht, was ich fragen sollte. Er antwortete mir: im Hofe, links, im zweiten Stocke über den Entre-Sol. Da stieg ich hinauf und kam durch eine Reihe Zimmer, voll der schönsten Frauen und Waaren; es war ein Bazar und Serail zugleich. Man sah alle möglichen Handarbeiten in Nähereien, Stickereien, Malereien und wie sie sonst heißen. Auch männliche Handarbeiten, Bücher waren zum Verkaufe ausgestellt. An jedem Tische oder Laden stand eine Dame die verkaufte; an jedem Artikel war der Preis geschrieben. Eine Bekannte, die ich dort fand, erklärte mir: das wäre der Bazar eines Frauenvereins, der jeden Winter zum Besten der Armen diese Waare verfertigte und verkaufte. Stifterin dieses Vereins ist eine Madame Lutteroth, Schwiegertochter des reichen Kaufmanns, der früher in Frankfurt wohnte. Die wohlthätige Neigung dieser Dame wurde durch die Religionssekte, zu welcher sich ihr Mann bekennt, (ich glaube zu den Mennoniten) noch verstärkt und angetrieben. Auch ist es ihre Wohnung, in welcher die Waaren ausgestellt sind. Es war recht artig zu sehen, wie die Damen alle ihre Sachen priesen und anboten, mit einem Eifer, einer Zuthulichkeit, als verkauften sie zu ihrem eignen Gewinne.

Auf dieſe Art ſind Sie zu dem blauen Geldbeutel gekommen. Jetzt aber bleiben Sie nicht länger eine verſtockte Ariſtokratin, und lernen Sie endlich begreifen, wozu die Oeffentlichkeit gut iſt. Ich bringe ihn mit, wenn die Lerchen und die Veilchen kommen und unter Otto's Strahlen die verdorrten Oelbäume wieder blühen.

Mittwoch, den 19. December.

Bei den hieſigen Civilgerichten kam neulich ein Prozeß zwiſchen dem Kaiſer Don Pedro und einem Pariſer Bürger vor. Als der Huiſſier die Tagesordnung ausrief: Dumoulin contre Don Pedro! ſchrie einer der Zuhörer: à Oporto, und Gelächter im ganzen Saale. Nämlich dieſer Dumoulin verlangt von dem Kaiſer einige und dreißigtauſend Franken für die Mühen, Reiſen und Koſten, die es ihm verurſacht, als er ihm ſeine jetzige Frau, die Beauharnais, verſchaffen half. Don Pedro will nicht bezahlen. Den Kuppel-Pelz nach den Flitterwochen einfordern — eine ſolche Dummheit hätte ich keinem Pariſer zugetraut; die eigentlichen Prozeßverhandlungen haben noch nicht angefangen; die Sache muß hübſch werden. Dem guten Don Pedro geht es ſehr ſchlecht in Oporto, er rückt nicht vor und iſt wie feſtgenagelt. Das iſt der böſe Zauber des Juſte-Milieu, den ſein Freund und Beſchützer Louis Philipp über ihn ausgeſprochen. Dieſer hat ihm geſagt: laſſen Sie ſich mich zur Warnung dienen; beſſer keine Krone, als eine aus den Händen des Volkes; lieber gar nicht regieren, als mit einer Conſtitution; bleiben Sie nur ruhig ſtehen, gehen Sie weder rechts noch links, halten Sie ſich gerade und die Krone wird Ihnen ſchon einmal auf den Kopf fallen. Das hat ſich Don Pedro gemerkt und er war ſo ehrlich, den conſtitutionellen Portugieſen nicht einmal etwas zu verſprechen, außer, daß er ſie wahrſcheinlich nicht werde hängen laſſen, wenn er wieder zur Regierung käme. Dieſen aber genügt die Galgenfreiheit nicht, und ſie leiſten ihm darum in ſeinem Kampf keinen Beiſtand. Louis Philipp wird ihm auch geſagt haben, er ſolle die heilige Allianz nicht ärgern, und ſich darum nicht anſtellen, als wäre ihm an dem Glücke ſeines Volkes gelegen, ſondern aufrichtig geſtehen, es liege ihm blos an ſeiner Herrſchaft, und dann würde ſie nichts gegen ihn haben. So iſt er auf ſeine Lohnſoldaten beſchränkt, und wie will er mit dieſen gegen ein von Glaubenswuth fanatiſirtes Volk, gegen ſeinen von den mächtigſten Fürſten der Welt gut berathenen, gut unterſtützten Nebenbuhler kämpfen?

Die Komödie, die jetzt in Spanien geſpielt wird, iſt auch merkwürdig. Ich nenne es Komödie, weil ich mich heute nicht ärgern will, denn es iſt Mittwoch, ich erwarte Ihren Brief und nichts ſoll meine Freude ſtören. Aber an jedem der fünf andern Tage der Woche hätte ich der Sache einen

andern Namen gegeben. Es empört mich viel stärker wenn Fürsten ihre Unterthanen wie Kinder behandeln, und sie mit Mährchen amusiren und sie mit groben Lügen täuschen, als wenn sie sie wie Männer und Sclaven züchtigen. Die spanische Königin hat ein Töchterchen, dem sie eine Krone verschaffen möchte. Aber ihrem Wunsche steht eine mächtige Partei entgegen, und, um diese Partei zu bekämpfen, wirft sie sich in die Arme der Liberalen, und verspricht ihnen Freiheit, daß es eine Lust ist. Hat sie einmal ihren Zweck erreicht, oder ein anderes Mittel gefunden, ihren Zweck zu erreichen, wird sie die constitutionellen Spanier, die so thöricht waren, ihr zu trauen und in ihre Falle zu gehen, eben so behandeln wie es Ferdinand gethan. Aber trotz der Maske, trotz der feinen List, in welcher alle Fürsten so geübt sind, bricht in den Reden und Handlungen der Königin Christine die angeborne Natur oft komisch genug vor. Ein Fürst, der von Freiheit spricht, macht dann ein Gesicht wie Robespierre — von dem einst Mirabeau sagte: er sieht aus wie eine Katze, die Essig getrunken hat. Neulich machte die Königin eine Proklamation an die Spanier bekannt, voll Honigworte, voll Freiheit, voll Glück, voll Ruhm, voll Versöhnlichkeit, kurz, voll Glaube Liebe und Hoffnung — wie der Hofrath Rousseau in der Postzeitung am ersten Januar wahrscheinlich singen wird. Plötzlich wendet sie sich an die verstockten Gegner ihrer himmlischen Absichten, kratzt sie und spricht wie folgt: „Wer meinen mütterlichen Ermahnungen nicht Gehör gibt, auf den wird das Beil niederfallen, das schon über seinem Kopfe hängt." Schöne, gute, liebe Mama! Die in Frankreich sich aufhaltenden Spanier, die nach erhaltener Bewilligung jetzt zurückkehren, müssen an der Grenze, angeblich wegen der Cholera, dreißig Tage Quarantaine halten. Nun kann das Lazareth nur sechszig Personen fassen, und man hat berechnet, daß es drei Jahre dauern werde, bis alle Spanier in ihr Vaterland kommen. Drei Jahre! Das ist ein Glück für wenigstens zwei Drittheile dieser Unglücklichen, die noch nach zwei Jahren Zeit haben, umzukehren, und sich so vom Henkertode zu retten. Euer Journal de Francfort neulich eiferte mit edlem Unwillen gegen die Reformen, welche die Königin von Spanien und der türkische Kaiser in ihren Staaten vornehmen wollten, obzwar ihre Völker solchen Reformen entgegen sind. Welche schöne Theilnahme, welche Zärtlichkeit für das Glück und die Wünsche der Völker! Was hat denn die hohe Bundesversammlung auf einmal so weich gemacht? Ist etwa Rothschild's Koch krank geworden? Wie konnte aber . . . . . daß ich ein Narr wäre — da ist Ihr Brief.

— Fragen Sie mich doch einmal, was die Doktrinairs eigentlich bedeuten. Ich weiß es selbst nicht recht, möchte mich darnach erkundigen und Ihnen davon schreiben.

— Der **** iſt nicht ohne Geiſt und Witz, aber er ſchreibt etwas rauh. Er iſt ein arger Hypochondriſt und ſeine Satyre hat etwas Menſchenfeindliches, das ſie ſauer macht.

— Ja wohl, ich habe es damals ſchon von mehreren Vornehmen gehört, daß ihnen meine Poſtſchnecke ſehr gefallen. Die erſchien ihnen als eine Oaſe in meinen wüſten Schriften. Es war, weil ich mich darin über einen Demagogen und ſeinen langen Bart und über die Turnkunſt luſtig gemacht. Welche Menſchen!

Ein und neunzigſter Brief.

Paris, Donnerstag den 20. December 1832.

Geſtern kam Victor Hugo's Klage gegen den Miniſter bei dem Gerichte vor. Das Handelsgericht, dem dieſe Sache zufiel, hat im Börſengebäude ſeinen Sitz, und da es gerade die Stunde war, in der ich dort täglich vorbeigehe, bekam ich Luſt, die Verhandlungen mit anzuhören. Als ich die Treppe hinaufging — mir pochte, wie immer, das Herz vor Zorn und Scham. Es iſt eines der herrlichſten Gebäude der Welt; das Alterthum kannte kaum ein ſchöneres; unter dieſem Säulendache ſollte Phidias Jupiter thronen und ſtrahlen und ſeine Menſchenkinder mit hohem Stolz erfüllen auf ſolch einen Vater! Aber drinnen ſitzt Merkur in einem gepolſterten Lehnſtuhle, mit gekrümmtem Rücken, den Geldbeutel in der Hand und klingelt. Merkur der alte Wucherer, der Phönizier, der Jude, der Mäkler, der Betrüger, der mit falſchen Renten würfelt. Merkur der Schelm, der Meineidige, der Gott der Kaufleute und der Diebe, der am Tage ſeiner Geburt ſich aus der Wiege ſchlich, hinauskroch auf das Landgut ſeines Stiefbruders Apollo, ihm die ſchönſten Ochſen ſtahl und dann, entdeckt, bei dem Haupte ſeines Vaters ſchwur, er wiſſe von gar nichts. Merkur Feind des Schönen, der Liebesläugner, der ſchon als Kind den holden Amor durchgeprügelt und ſeiner Mutter, die ihn auf den Schoos genommen, ihren Gürtel ſtahl ... Alſo da ich die Treppe hinaufging, kam eine junge, ſchöne, blaſſe Frau, an dem Arme eines Herrn die Treppe herunter, und ich hörte, wie ſie einem ihr begegnenden Bekannten ſagte: on étouffe! Ich kehrte wieder um. Mein Leben daran zu ſetzen, um einen halben Tag früher zu erfahren, ob Victor Hugo's König ſich ferner amüſiren werde oder nicht, ſchien mir Verſchwendung. Abends bei Tiſche ſprach ich Einen, der dabei war und es ausgehalten. Es war ein junger Menſch von achtzehn Jahren mit überflüſſigem rothem Blute, dem etwas zu erſticken eher geſund als ſchädlich war. Es ſoll fürchterlich geweſen ſeyn. Ueber dem Lärm,

dem Gedränge, dem Angstgeschrei: hinaus, Fenster auf, wir ersticken, konnte man kein Wort von den Verhandlungen hören. Einer hat seine Hand verloren, die ihm zwischen Thüre und Angel zerquetscht wurde. Der Angstruf: Fenster auf, wir ersticken, wurde immer stärker und allgemeiner. Der Präsident erklärte, er könne die Fenster nicht öffnen lassen; man höre schon jetzt wenig, bei offnen Fenstern würde man gar nichts hören. Da rief Einer: Herr Präsident, ich rufe Sie zum Zeugen auf, daß ich ersticke! Endlich wurden die Fenster geöffnet, man trieb den überflüssigen Theil des Publikums zum Saale hinaus, und die Verhandlungen wurden ruhiger fortgesetzt. Aus dem, was ich davon in der Gazette des Tribunaux gelesen, will ich Ihnen einiges mittheilen. Dieses Blatt wird von Advokaten des Juste-Milieu redigirt. Nun kann man ihnen zwar nicht vorwerfen, daß sie die gerichtlichen Verhandlungen mit Parteilichkeit darstellten; keineswegs. Ihre Nemesis legt in beide Wagschalen gleiches Gewicht. Sie hält aber die Wage nicht mit der Hand, sondern sie hängt ihr von der Nasenspitze herab, als der rechten Mitte zwischen rechter und linker Hand, welches zur Folge hat, daß so oft Nemesis die Nase rümpft, die Wage etwas schwankt. Doch werde ich das schon in Abzug bringen.

Es war ein Rechtsstreit zwischen der romantischen und der klassischen Schule, es war wörtlich nichts anderes als das, wie wir später aus Victor Hugo's Rede sehen werden — und diesen Streit sollte ein Handelsgericht entscheiden! Ist das nicht merkwürdig? Die Anhänger der romantischen Schule hatten sich in großer Menge frühzeitig im Saale eingefunden und sollen sich sehr unanständig und ungebührlich betragen haben. Als ihr König und Feldherr Victor Hugo eintrat, wurde er von seinem treuen Heere mit rauschendem Beifallklatschen empfangen; aber es schien, daß ihn diese kleine Huldigung mehr in Verlegenheit gesetzt, als geschmeichelt habe. Odilon-Barrot, der Advokat des Klägers, nahm das Wort. „Die Berühmtheit meines Clienten überhebt mich der Pflicht, Sie mit ihm bekannt zu machen. Seine Sendung, die ihm von seinem Talente, seinem Genie angewiesen, war, unsere Literatur zur Wahrheit zurückzuführen; nicht zu jener Wahrheit, die nur ein Werk zur Uebereinkunft ist, zu einer gemachten Wahrheit; sondern zu der Wahrheit, die aus der Tiefe unserer Natur, unserer Sitten und Gewohnheiten geschöpft wird. Diese Sendung, er hat sie mit Muth übernommen, mit Ausdauer und Talent durchgeführt." Nun bitte ich Sie, was das für Menschen sind! Da ist Victor Hugo, der Fürst der Romantiker, der sein Land und Volk vertheidigt; da ist Odilon-Barrot, der erste Advokat Frankreichs, der ihm beisteht, und beide wissen

nicht einmal, worin das Weſen der Romantik, worin ihr gutes Recht beſteht. Es beſteht nicht in der Wahrheit, wie ſie ſagen, ſondern in der Freiheit. Freiheit und Wahrheit ſind aber zwei ganz verſchiedene Dinge ... Dieſe goldenen Worte, die ich da ausſprach, werden dem Herrn von *** ſehr gut gefallen, und er wird ſie rühmen wie meine Poſtſchnecke und meinen Freunden ſagen, da hätte ich wieder einmal ſehr ſchön geſchrieben und Sie ſollten mich aufmuntern, auf dieſem Wege zu bleiben.

Odilon-Barrot forderte für ſeinen Clienten, daß die Comödie-Française entweder Le Roi s'amuse aufführe, oder dem Dichter eine Entſchädigung von 25,000 Franken zahle. Dann geht er zur Rechtsfrage über. Wir wollen uns aber damit nicht aufhalten, uns kümmert blos der kleine, liebe, gute Scandal. Nachdem er gezeigt, daß kein Geſetz vorhanden wäre, das einem Miniſter das Recht gäbe, die Aufführung eines Stückes zu verhindern, ſetzt er hinzu: und gebe es auch ein ſolches Recht, ſo gehört es nicht zu den Amtsbefugniſſen des Miniſters der öffentlichen Arbeiten, und Herr von Argout, indem er es in Anwendung brachte, hat ſich alſo eine Gewalt angemaßt, die ihm nicht gebührt. — „Aber in der That, der Herr Miniſter des Handels greift ſehr um ſich; er hat ſich die Verwaltung der Nationalgarde genommen; die Präfekturen ſind ihm untergeordnet, und jetzt maßt er ſich noch die Direktion der Theater an, die durch ein Geſetz der hohen Staatspolizei vorbehalten wurde. Wenn das ſo iſt, was wird dann dem armen Miniſter des Innern noch übrig bleiben." Großer Beifall und allgemeines Gelächter. Es iſt nämlich zu wiſſen, daß unſer guter Monarch Louis Philipp von den republikaniſchen Inſtitutionen, die ihn umgaben, ſich ſo geängſtigt fühlte, daß er beſchloß, ſich gleich Napoleon einen Polizei-Miniſter zu geben, der auf dieſe republikaniſche Inſtitutionen Acht haben ſollte. Aber es war noch um einige Monate zu frühe. Die Berry war noch nicht gefangen, Antwerpen noch nicht eingenommen und die Adreſſe der Kammer noch nicht erlangt. Darum begnügte er ſich einſtweilen, Thiers insgeheim zum Polizei-Miniſter zu ernennen, und ihm öffentlich den Titel eines Miniſters des Innern beizulegen. Alle Geſchäfte aber, die ſonſt dem Miniſter des Innern oblagen, wurden ihm entzogen und dem Miniſter des Handels zuertheilt, und Thiers behielt nur die Polizei und einige Aemter, die mit ihr verwandt ſind.

Jetzt nahm Victor Hugo das Wort und ſprach wie ein Poet und zwar wie ein romantiſcher Poet. Ein Dutzend ſolcher Reden vor einem deutſchen Handelsgerichte gehalten, würden es verlernen machen, welch' ein Unterſchied zwiſchen einer Schuldverſchreibung und einem Wechſel ſey. Es war ein Corpus Juris oder eine Frankfurter Stadtreformation in Almanachs-

format gedruckt und in Seide eingebunden. Er ſagte, er hielt es für ſeine Pflicht, die kecke und ſtrafbare Handlung, welche in ſeiner Perſon die Rechte Aller gekränkt, ohne ſtrengen und feierlichen Widerſpruch nicht vorübergehen zu laſſen. Dieſe Sache ſey keine gewöhnliche, nicht eine bloße Handelsangelegenheit, eine perſönliche. „Nein, meine Herren, es iſt mehr als das, es iſt der Prozeß eines Bürgers gegen die Regierung.“ ..... „Ich hoffe, Sie werden was ich Ihnen zu ſagen habe, mit Theilnahme anhören, Sie werden durch Ihren Richterſpruch die Regierung belehren, daß ſie auf böſem Wege iſt, und daß ſie Unrecht hat, die Kunſt und die Wiſſenſchaft mit ſolcher Ungeſchliffenheit zu behandeln; Sie werden mir mein Recht und mein Eigenthum wieder geben; Sie werden die Polizei und die Cenſur, die nächtlicher Weiſe zu mir gekommen ſind, und, nach Erbrechung der Charte, mir meine Freiheit und mein Geld geſtohlen, auf der Stirne brandmarken.“ Eine Polizei und eine Cenſur brandmarken — es iſt doch gar zu ſchauderhaft! — Die Beweggründe, welche die Geſellen der Polizei einige Tage lang gemurmelt haben, um das Verbot dieſes Stückes zu erklären, ſind dreierlei Art: es iſt der moraliſche Grund, der politiſche Grund, und, es muß geſagt werden, ſo lächerlich es auch iſt, der literariſche Grund. Virgil erzählt, daß zu den Blitzen, welche Vulkan für Jupiter verfertigt, drei verſchiedene Stoffe genommen wurden. Der kleine miniſterielle Blitz, welcher mein Drama getroffen, und den die Cenſur für die Polizei geſchmiedet hatte, iſt aus drei ſchlechten Gründen zuſammengedreht, gemengt und gemiſcht.“ Der Dichter unterſucht nun dieſe drei Gründe. Ueber den Vorwurf der Unmoralität bemerkt er: „Alle vorgefaßte Meinungen, welche gegen die Moralität meines Werkes zu verbreiten der Polizei auf einen Augenblick gelungen war, ſind in dieſer Stunde, wo ich da ſpreche, verſchwunden. Drei tauſend Exemplare des Buches in der Stadt verbreitet, als ſo viele Advokaten, haben meinen Prozeß geführt und gewonnen.“ Betreffend den politiſchen Grund des Verbots beruft ſich Victor Hugo auf die Vorrede ſeines Dramas und führt die dort befindliche Stelle an, die ich Ihnen früher mitgetheilt. Nach dieſer Anführung bemerkt er: „Dieſe Schonung, zu welcher ich mich verbindlich gemacht, ich werde ſie halten. Die hohen Perſonen, welchen daran liegt, daß dieſer Streit würdig und anſtändig bleibe, haben nichts von mir zu fürchten; ich bin ohne Groll und ohne Haß. Nur daß die Polizei einem meiner Verſe einen Sinn gegeben, den er nicht hat, das, erkläre ich, iſt unverſchämt und gleich unverſchämt gegen den König wie gegen den Dichter. Die Polizei wiſſe es ein für alle Male, daß ich keine Stücke mit Anſpielungen mache. Sie laſſe ſich das geſagt ſeyn. — — Nach dem moraliſchen und dem politiſchen Grunde kommt der literariſche.

Daß eine Regierung aus literariſchen Beweggründen ein Stück verbietet, das iſt ſeltſam, aber es iſt wirklich ſo. Erinnern Sie ſich, wenn es ſich ja der Mühe lohnte, ſich einer ſolchen Sache zu erinnern, daß im Jahr 1829, als die erſten ſogenannten romantiſchen Werke auf dem Theater erſchienen, zur Zeit, wo die franzöſiſche Comödie Marion de Lorme annahm, eine von ſieben Perſonen unterzeichnete Bittſchrift dem Könige Karl X. überreicht wurde, worin man verlangte, daß das Theater Français ohne Weiteres, und von wegen des Königs, allen Werken, die man die neue Schule nannte, verſchloſſen werden möge. Karl X. lachte und antwortete mit Geiſt, daß in literariſchen Angelegenheiten, er, wie wir Alle, nur ſeinen Platz im Parterre habe. Die Bittſchrift ſtarb an ihrer Lächerlichkeit. Nun wohl, meine Herren, heute ſind mehrere von den Unterzeichnern jener Bittſchrift, Deputirte, einflußreiche Deputirte der Majorität, die Theil an der Macht haben und über das Budget ſtimmen. Um was ſie 1829 ängſtlich baten, das haben ſie, mächtig wie ſie ſind, 1832 thun können. Das öffentliche Gerücht erzählt wirklich, daß ſie es waren, die den Tag nach der erſten Aufführung in der Deputirtenkammer den Miniſter angegangen und von ihm erlangt haben, daß unter allen möglichen und moraliſchen und politiſchen Vorwänden Le Roi s'amuse unterdrückt werden ſolle. Der Miniſter, ein ſchlichter, unſchuldiger, gutmüthiger Menſch, ging in die Falle . . . Es iſt merkwürdig! Die Regierung leihet 1832 der Akademie ihre bewaffnete Macht! Ariſtoteles ein Staats-Grundgeſetz geworden! Deputirte, welche Karl X. abgeſetzt haben, arbeiten in einem Winkel an der Reſtauration Boileau's! Wie armſelig!"

Jetzt erinnert ſich Victor Hugo, daß er der Regierung gedroht, ihr Feind zu werden, und fängt gleich an zu zeigen, daß es ihm mit der Drohung Ernſt geweſen. „Doch verhehle ich mir es nicht, daß die Zeit, in der wir ſind, nicht mehr jenen letzten Jahren der Reſtauration gleicht, wo der Widerſtand gegen die Anmaßungen der Regierung ſo geprieſen, ſo aufgemuntert, ſo volksthümlich war. Die Ideen von Ruhe und Macht genießen in dieſem Augenblick größere Gunſt, als die von Fortſchreiten und Freiheit. Es iſt das eine natürliche Rückwirkung der Revolution von 1830, wo wir Alle unſere Freiheiten im Sturmſchritte zum zweitenmal genommen haben. Aber dieſe Rückwirkung wird nicht lange dauern. Unſere Miniſter werden eines Tags über das unverſöhnliche Gedächtniß erſtaunen, mit welchem ſelbſt diejenigen Menſchen, die jetzt ihre Majorität bilden, ihnen alle die Ungerechtigkeiten zurückrufen werden, die man heute ſo ſchnell zu vergeſſen ſich den Anſchein gibt . . . Ich muß es hier ſagen, ich habe ſtarke Gründe zu glauben, daß die Regierung dieſen Schlaf des öffentlichen Geiſtes benutzen

wird, um die Cenſur in aller Form einzuführen, und daß meine Sache nur ein Vorſpiel, eine Vorbereitung, eine Bahn zur allgemeinen Achtserklärung aller Theater-Freiheiten iſt. Indem ſie kein Repreſſiv-Geſetz gab, indem ſie gefliſſentlich ſeit zwei Jahren die Ausſchweifungen der Bühne alle Dämme überſchreiten ließ, glaubte die Regierung in der Meinung aller geſitteten Menſchen, welche jene Ausſchweifungen empören mußten, ein günſtiges Vorurtheil für die dramatiſche Cenſur geſchaffen zu haben. Meine Meinung iſt, daß ſie ſich betrügt, und daß in Frankreich die Cenſur nur eine verhaßte Geſetzwidrigkeit bleiben wird."

„Und bemerken Sie, daß in dieſer Reihe willkürlicher Handlungen, die ſeit einiger Zeit aufeinander folgen, die Regierung aller Größe, aller Offenheit, alles Muthes ermangelt. Dieſes ſchöne, obzwar noch unvollendete Gebäude, welches die Juli-Revolution entworfen hat, die Regierung untergräbt es langſam, unter der Erde leiſe, auf krummen Schleichwegen. Sie faßt uns verrätheriſch von hinten, in einem Augenblicke, wo wir uns deſſen nicht verſehen. Sie wagt mein Stück vor der Aufführung nicht zu cenſiren, ſie legt den andern Tag die Hand darauf. Sie macht uns unſere weſentlichen Freiheiten ſtreitig; ſie chikanirt uns in unſern beſterworbenen Gerechtſamen; ſie ſetzt das Gerüſte ihrer Willkür auf einen Haufen alter, wurmſtichiger, abgekommener Geſetze; ſie ſtellt ſich, uns unſere Freiheiten zu rauben, in einen Hinterhalt, in den Speſſart kaiſerlicher Dekrete, durch welchen die Freiheit nie kömmt, ohne ausgeplündert zu werden." (Victor Hugo ſagte: Foret de Bondi; aber ich habe Speſſart daraus gemacht, denn ich bin ein guter Patriot. Ich ſchreibe vaterländiſche Briefe wie Herr v. Gagern in der Allgemeinen Zeitung, und bei mir hat Alles eine deutſche Tendenz.)

. . . . . „Ich ſage unſere Regierung nimmt uns ſtückweiſe alle die Rechte und Freiheiten, die wir in den vierzig Jahren unſerer Revolution erworben haben. Ich ſage, es kömmt der Rechtlichkeit der Gerichtshöfe zu, ſie auf dieſem Wege, der ſo verderblich für ſie ſelbſt als für uns iſt, einzuhalten . . . . Bonaparte, als er Conſul und Kaiſer wurde, wollte auch den Despotismus; aber er machte es anders. Gerade zu und mit einem Schritte trat er hinein. Er gebrauchte keine jener erbärmlichen, kleinlichen Pfiffe, mit welchen man uns heute, eine nach der andern, alle unſere Freiheiten aus der Taſche ſpielt, die alten wie die neuen, die von 1830 wie die von 1789. Napoleon war kein Duckmäuſer und kein Heuchler. Napoleon ſtahl uns nicht im Schlafe unſere Rechte, eines nach dem andern, wie man es jetzt thut. Napoleon nahm Alles auf einmal, mit einem einzigen Griffe und mit einer einzigen Hand. Der Löwe hat nicht die Art des Fuchſes."

„Damals, meine Herren, war es groß! Reich, Regierung, Verwaltung — ganz gewiß war es eine Zeit unerträglicher Tyrannei; aber erinnern wir uns, daß wir unſere Freiheit in Ruhm reichlich bezahlt erhielten. Das Frankreich von damals hatte, wie Rom unter Cäſar, eine zugleich unterwürfige und ſtolze Stellung. Es war nicht das Frankreich, wie wir es wollen, das freie ſich ſelbſt beherrſchende Frankreich; es war Frankreich: Sclave eines Mannes und Gebieter der Welt."

„Damals, das iſt wahr, nahm man uns die Freiheit, aber man gab uns ein erhabenes Schauſpiel dafür. Man ſagte: an dieſem Tage, zu dieſer Stunde werden wir in dieſe Hauptſtadt einziehen, und am beſtimmten Tage, zur beſtimmten Stunde zog man dort ein. Man entthronte eine Königsfamilie mit einem Dekrete des Moniteurs. Man ließ ſich alle Arten Könige in ſeinem Vorzimmer herumtreiben. Hatte man den Einfall, eine Säule aufzurichten, ließ man vom Kaiſer von Oeſtreich das Metall dazu liefern. Man regelte, ich geſtehe es, etwas eigenmächtig die Verhältniſſe der franzöſiſchen Schauſpieler; aber die Verordnung war von Moskau datirt. Man nahm uns alle unſere Freiheiten, ſage ich; man hatte ein Cenſur-Bureau, man zerſtampfte unſere Bücher, man ſtrich unſere Stücke von dem Anſchlagezettel; aber auf alle unſere Klagen konnte man uns mit einem einzigen Worte prächtige Antworten geben, man konnte uns antworten: Marengo! Jena! Auſterlitz!"

„Damals, ich wiederhole es, war es groß; heute iſt es klein. Wie damals gehen wir der Willkür entgegen, aber wir ſind keine Koloſſe mehr. Unſere Regierung iſt keine ſolche, die uns über den Verluſt unſerer Freiheit zu tröſten verſteht. Betrifft es die Kunſt — wir entſtellen die Tuilerien; betrifft es den Ruhm — wir laſſen Polen untergehen. Doch hindert das unſere kleinen Staatsmänner nicht, die Freiheit zu behandeln, als wenn ſie wie Despoten gewachſen wären; Frankreich unter ihre Füße zu ſtellen, als hätten ſie Schultern, die Welt zu tragen. Wenn das noch wenige Zeit ſo fortgeht, wenn die vorgeſchlagenen Geſetze angenommen werden, wird der Raub aller unſerer Freiheiten vollendet werden. Heute läßt man mir von einem Cenſor die Freiheit des Dichters nehmen, morgen wird man mir durch Gensd'armen die Freiheit des Bürgers nehmen laſſen. Heute verbannt man mich vom Theater, morgen wird man mich aus dem Lande verbannen. Heute knebelt man mich, morgen wird man mich deportiren; heute der Belagerungszuſtand in der Literatur, morgen in der Stadt. Von Freiheit, Garantien, Charte, öffentlichem Rechte kein Wort mehr; nichts da. Wenn nicht die Regierung, von ihrem eignen Intereſſe beſſer berathen, auf dieſem Abhange einhält, während es noch Zeit iſt, werden wir ſehr bald

allen Despotismus von 1807 haben, und ohne den Ruhm. Wir werden das Kaiserreich haben ohne Kaiser."

„Noch zwei Worte, meine Herren, und möchten sie Ihnen, wenn sie berathschlagen, gegenwärtig seyn. In diesem Jahrhunderte gab es nur einen großen Menschen, Napoleon, und eine große Sache, die Freiheit. Wir haben den großen Menschen nicht mehr, suchen wir wenigstens die große Sache zu behalten."

Sprach's! wie Voß im Homer zu sagen pflegt. Das Urtheil wird erst in vierzehn Tagen gesprochen . . . Da fällt mir ein, daß ich etwas vergessen, das schön ist. Das Gesetz, aus welchem der Minister sein Recht, ein Stück zu verbieten, herleitet, stammt aus der Schreckenszeit der Republik und wurde im Jahr 1793 gegeben. Darin heißt es wörtlich: Die Theater sollten wöchentlich dreimal Brutus, Wilhelm Tell, Timoleon, und überhaupt nur republikanische Stücke aufführen, aber jedes Drama von der Bühne entfernt halten, das geeignet ist, den öffentlichen Geist zu verderben und den schmählichen Aberglauben des Königthums wieder aufzuwecken. Wozu sich doch der Teufel nicht alles brauchen läßt — sogar zum Engel! Merkwürdig!

Zwei und neunzigster Brief.

Paris, Montag den 24. December 1832.

— — — Heute Nachmittag verkündete der Donner der Kanonen die Uebergabe von Antwerpen. Ich sage: der Donner, weil das so üblich ist; gehört habe ich nichts davon. Auf der Straße wurde der Sieg für zwei Sous ausgerufen; aber ich kaufte ihn nicht, sondern ging nach Hause, um mit Ihnen zu überlegen, ob die Einnahme von Antwerpen zwei Sous werth sey. Wer weiß! Was mag der König Philipp froh seyn, daß der Theater-Vorhang endlich gefallen ist, was mag er Furcht vor seinem eignen Muthe gehabt haben! Welche artige, höfliche Briefe mag er heute an alle Tyrannen Europens geschrieben und sie um Verzeihung gebeten haben für die sehr große Freiheit, die er sich genommen, eine Citadelle zu erobern! Das war wieder ein ächt monarchischer Krieg, eine Schachpartie, wo sich Bauern für den König schlugen. Zu vertheidigen war Antwerpen gar nicht, nicht mit aller Tapferkeit; der König von Holland wollte seine Ehre retten. Die Ehre eines Königs erhält sich nur im Blute — das ist bekannt. Es ist mir als wenn ich dabei wäre: der Marschall Gerard wird den General Chassé zu Tische bitten und da werden sie sich wechselseitig die artigsten, schönsten Dinge von der Welt sagen; dem Einen für seine heldenmüthige

Vertheidigung, dem Andern für seinen heldenmüthigen Angriff. Es wird viel gelacht und Champagner getrunken und vor der Thüre spielt die Regimentsmusik. Unterdessen jammern die holländischen und französischen Verwundeten in den Spitälern, unterdessen jammern ihre Mütter, Weiber und Bräute. Der Herzog von Orleans zieht triumphirend in Paris ein, Marschall Gerard wird belohnt und die Gebliebenen bekommen den Orden des heiligen Grabes. Warum? Lesen Sie in den Spaziergängen eines Wiener Poeten das herrliche Gedicht. Warum? „Von dem poßierlich kleinen Männlein, das sich auf der Sprache garbenreichem, unermeßnem Erntefeld ein einziges goldenes Körnlein liebend auserwählt; das Männerwort: Warum?" Ich bin selbst solch ein poßierlich kleines Männlein: wenn man mir den Kopf herunterschlüge, er murmelte immer fort: warum? — Doch wer weiß! die heilige Allianz hat den französischen Löwen wieder einmal brüllen hören, und ist er auch noch in ihrem Käfig, so erinnert sie das doch, daß es ein Löwe sey und keine Katze. Vielleicht erschrickt sie darüber, vielleicht bekömmt sie größere Furcht vor Frankreich als vor Hambach und fängt Krieg an und dann ist uns geholfen. Ich bin so hoffnungslos, daß Alles mir Hoffnung gibt. Ich habe manchmal Mitleid mit mir selber und komme mir vor wie jener schwedische Soldat, der das Rauchen so leidenschaftlich liebte, daß, als ihm einst im Kriege der Taback mangelte, er an einem angezündeten Strohhalm dampfte. Ein Bischen Strohrauch wird mir zur Wolke, jede Wolke zum Himmel, und von jedem Himmel hole ich die Freiheit herab. Und welche Freiheit! Es ist so wenig was ich fordere. Ich verlange nichts als Hosen für mich und meine deutschen Kameraden, und daß uns nicht jedes alte Weib von Regierung soll immerfort dutzen dürfen. Mein einziger Ehrgeiz ist Deutschlands Oedip zu werden, der es von der Augsburger Sphynx befreit, die mich noch zu Tode ärgert. Sie ist schuld an meinen Zahnschmerzen. Täglich bringt der Berliner Correspondent eine diplomatische Nuß zum Aufknacken; ich nehme sie in den Mund, beiße zu mit allen Kräften der Zähne — und die Nuß ist hohl, zerbricht wie Eierschalen, meine Zähne knirschen unvermuthet aufeinander und meine erschrokkenen Nerven zittern von den Zehen bis zu den Haaren. Und das muß man sich gefallen lassen, muß schweigend zusehen, wie dieser Berliner Affe die Zunge gegen die französische Regierung und das deutsche Volk herausstreckt, und darf ihm nicht auf das Maul schlagen!

Drei und neunzigster Brief.

Paris, Sonntag den 30. December 1832.

Louis Philipp, der gute Friedensrichter, hat seine Gerichtsdiener, nachdem sie jetzt den König von Holland ausgepfändet, gleich wieder aus Belgien zurückgerufen. Ich fange an zu glauben, der Mann sey ein Philister. Es wäre merkwürdig! Ist er kein Bösewicht, oder ist er nicht wahnsinnig, ist er ein Philister. Seine königlichen Vorfahren, durch viele Jahrhunderte, waren der Reihe nach einige groß, die meisten klein; manchmal gut, öfter schlecht; viele leer, die meisten unmäßig. Aber so glatt gestrichen, wie ein Scheffel Hafer, gleich diesem Louis Philipp, war noch kein französischer König. Die Andern hatten ihre Leidenschaften, sie hatten ihre Krankheiten; aber diese Leidenschaft der Ruhe, dieses Ordnungsfieber hatte keiner von ihnen. O Gott! mußte ich das noch erleben, daß die Könige Hofräthe werden! Und seine Tintenlecker, seine besoldeten Redner und Zeitungsschreiber, was sie ihm Hymnen singen! So wurde nicht Achilles und Hektor, nicht Alexander, nicht Cäsar, nicht Napoleon besungen. Sie sagen: vor Antwerpen sey ein Krieg geführt worden, wie noch keiner. Die Franzosen hätten nicht für die Freiheit gekämpft, wie unter der Republik, nicht für den Ruhm, wie unter Napoleon, sondern für die Gesetze hätten sie gekämpft, es sey ein legaler Heroismus gewesen. Für die Gesetze wären Frankreichs Heldensöhne drei Wochen lang zwei Fuß tief im Wasser gestanden und hätten sich beregnen und niederschmettern lassen, und hätten dabei ihren fröhlichen Muth behalten; nicht aber die Marseillaise gesungen, wie die revolutionären Blätter gelogen, sondern die guten Kinder hätten gerufen: vive le roi, vive le roi! . . . . Und darum jene drei heißen Juli-Tage, und darum kam uns die Sonne um drei Erdfernen näher, um zwei armselige Könige, einen Regenten und einen Herzog auszubrüten! Einen Braunschweiger Herzog, der kürzlich auf jeden falschen Zahn seiner Unterthanen seine Abgabe von zwei Thaler gelegt hat, vierundsechszig Thaler für einen ganz falschen Mund! (Wenn dieser gute Herzog viele Beamte und Höflinge hat, muß er ein reicher Fürst werden.) Und darum dieses dreitägige Fest, welches die Götter selbst mit ihrer Gegenwart beehrten, um den Namenswechsel einiger Tyrannen zu feiern! Und darum verschleuderte Jupiter in drei Tagen alle seine Blitze, um ein frommer Jurist zu werden, und Götter und Menschen ferner durch Conferenzen und Protokolle zu beherrschen! Was ist da zu machen? Ich will mir einen Haarbeutel anhängen und mich von dem Fürsten von Sigmaringen zum Legationsrath ernennen lassen.

Ein deutſcher Eſel in London hat in einem engliſchen Journale b meinen Briefen geſprochen; ein deutſcher Eſel in Leipzig hat das im literariſchen Converſationsblatt überſetzt und ein deutſcher Eſel in Paris hat mir den Artikel zu leſen gegeben und darauf geſchworen, ein Engländer habe das gemacht. Ein Engländer ſoll geſagt haben: „Wir lieben eine vernünftige Preßfreiheit!“ Ein Engländer ſoll durch vier Seiten von „Jude“ geſprochen und geſagt haben: ich ſey „eingeſtandenermaßen“ ein Jude! Eingeſtandenermaßen — wie gefällt Ihnen das? Ein Engländer habe geſagt: das Ganze habe eine Satyre ſeyn ſollen auf das Reden und Treiben der Liberalen! Ein Engländer: ich ſey ein kalter Menſch, ohne allen Enthuſiasmus, und man höre es mir an, daß mir Alles gleich wäre, ſo oder ſo! Dieſes Lumpengeſindel iſt nur zu Löſchpapier zu gebrauchen; aber ſie drucken ihr Beſtes darauf und nennen es gutes weißes Druckpapier. Sie verſtehen das nicht, Sie haben nicht den Witz davon; aber wüßten Sie, was das heißt: gutes weißes Druckpapier, das gäbe Ihnen ein lebhafteres Bild von unſerm öffentlichen Leben. O das Vieh — eingeſtandenermaßen!

Vorigen Sommer unternahmen einige Deutſche in London ein freiſinniges Blatt in deutſcher Sprache. Als dort der öſterreichiſche und preußiſche Geſandte das erfuhren, ließen ſie von einem ihrer vertrauten Geſellen ein ähnliches Blatt ankündigen, das ſie verſchenkten oder wohlfeil weggaben, um das andere zu unterdrücken. Ihre Abſicht gelang ihnen auch. Wenn man Patriotismus, Muth und Beharrlichkeit genug hätte, mich hier in Paris bei ſolch einem wohlthätigen Unternehmen zu unterſtützen, nicht dem ganzen diplomatiſchen Korps, den Nunzius an der Spitze, ſollte es gelingen, mich niederzudrücken, zu ſchrecken oder zu beſtechen. Aber .... aber ... gutes weißes Druckpapier!

Montag, den 31. December.

Ein neues Journal auf das kommende Jahr, das heißt auf Morgen angekündigt. L'Europe littéraire, Journal de la Littérature nationale et étrangère. Das einzige Intereſſante bei der Sache iſt, daß Heine die Redaction der deutſchen Literatur übernommen, alles Uebrige, fürchte ich, iſt Wind und wird zu Waſſer werden wie jeder Wind. Die Natur mag es mir verzeihen, wenn ich ihr Unrecht thue, ich weiß wahrhaftig nicht gewiß, ob jeder Wind zu Waſſer wird; aber es ſteht einmal da. Die Ankündigung des Journals liegt vor mir. Prospectus confidentiel inprimé pour MM. les fondateurs et les redacteurs de l'Europe littéraire. Ich habe keine Geheimniſſe vor Ihnen, und Sie ſollen Alles erfahren.

„Pour nous faire l'écho fidèle des littératures et des arts de tous les peuples, et arriver ainsi à cette universalité qui sera le but constant des nos efforts, nous avons dû nouer d'immenses relations, non seulement avec les académies et les corps savants des nos provinces et des diverses capitales de l'Europe, qui représentent les centres d'autant de cercles partiels, mais encore nous mettre en rapport direct avec tous les comités littéraires et artistes du monde civilisé. Nous devons dire qu'en France, comme à l'étranger, tous les noms célèbres dans la littératare, la philosophie et les diverses branches de l'art, ont accueilli notre projet avec le même enthousiasme, et qu'ils ont promis de contribuer de leurs travaux et de leurs noms au succès de cette grande et utile entreprise.“ Das iſt Alles Wind! Was wenigſtens die berühmten deutſchen Literatoren betrifft, ſo iſt nicht möglich, daß ſie verſprochen haben, an dem neuen Journale mitzuarbeiten, oder der Hofrath Rouſſeau in Frankfurt müßte ein Lügner ſeyn, was auch nicht möglich iſt. Dieſer hat ja kürzlich erſt bekannt gemacht, „daß die vorzüglichſten Schriftſteller Deutſchlands“ ſich verpflichtet hätten, in ſein Frankfurter Converſations-Blatt zu ſchreiben; und um ein Journal, das der Hofrath Rouſſeau redigirt, intereſſant zu machen, das allein könnte ſchon alle Kraft und Zeit einiger Dutzend Voltaires beſchäftigen. Was bliebe ihnen für Paris übrig? Alſo gelogen. Weil ich gerade von ihm ſpreche — neulich erzählte mir jemand: in einem neuen Bande liri-liri-lirili-lyriſcher Gedichte von Rouſſeau ſtehe auch eine Ode an den berühmten Pfeilſchifter, worin dieſem geſungen wird, er habe wie ein mächtiger Sturmwind alle Demagogen gleich welken Blättern vor ſich hergetrieben. Wenn Sie mich lieb haben, wenn Sie mich erquicken wollen, ſchicken Sie mir das Gedicht. Jetzt das Waſſer.

„La politique sera complètement exclue de l'Europe littéraire. — Notre feuille, ainsi concentrée dans le domaine de l'art, restera toujours placée en dehors des passions du moment: elle formera, pour ainsi dire, un territoire neutre, où pourroit demeurer et vivre en paix tous les partis et toutes les opinions. Le premier avantage, qui résultera pour notre recueil de cette exclusion totale de la politique, c'est qu'il pourra franchir toutes les frontières, et trouver auprès de tous les gouvernemens la protection et l'appui nécessaires au succès universel qu'il a l'ambition d'obtenir. Déja dos hauts patronages sont assurés à l'Europe littéraire. Nous avons l'espoir de recontrer partout cette même bienveillance qui ne manqua jamais aux publications dont l'art et le progrès furent le but unique et special“ . . . . . Ich muß in der Mitte aufhören um zu horchen; es iſt zehn Minuten vor Mitternacht.

Hoch! Hoch! Hoch!

Dienstag, den 1. Januar 1833.

Ich kehre zum französisch-europäisch-literarischen Winde zurück. Der Herausgeber des neuen Journals schrieb früher den Figaro mit viel Geist und Witz. Unter der Regierung Casimir Perriers zog er sich mit seinem Witze, seinem Gelde und seiner Tugend zurück, und hing, wie man zu sagen pflegt, die Politik an den Nagel, das haben schon Viele gethan; es ist eine gefahrlose Inokulation des Galgens. Seitdem lebt er von seinen Renten. Die Moral eines Schriftstellers hat in Frankreich große Fortschritte gemacht. Der ärgste Schelm, wenn er sein Gewerbe versteht, kann mit dem Code moral in der Hand sich vor die himmlischen Assisen stellen, und Gott und seine Engel keck herausfordern, ihm den Paragraphen zu nennen, den er übertreten. Ein deutscher Journalist verkauft sein Gewissen, ein französischer verkauft seine Aktien. So kömmt das Journal in andere Hände und man braucht die eignen nicht zu beschmutzen. Ein deutscher Journalist stellt sich an den Pranger, ein französischer begnügt sich ihn zu verdienen. Der Unternehmer der Europe littéraire, der die Gefahren der Tugend einmal kennen gelernt, meidet sie ängstlich, und, um nicht zum zweiten Male in Versuchung zu kommen, seine Aktien zu verkaufen, nahm er sich lieber vor, das neue Journal von aller Politik rein zu halten. Daher hat er auch hauts patronages gefunden, nämlich eine große Menge Aristokraten und Juste-Milianer, die das Unternehmen mit Geld unterstützen. Sie sind hier wie bei uns, es ist gar kein Unterschied. Sie glauben auch, es sey möglich, dem Geiste der Zeit eine andere Richtung zu geben, und wenn man die Aesthetik gut bezahlt, werde die ungereimte Politik zu Grunde gehen. Sie sehen nicht ein, daß es ihnen an Verstand mangelt, sie glauben nur, es mangle ihnen an Geld. Sie begreifen nicht, daß es ihnen an Kopf fehlt, sie meinen es fehlen ihnen nur die Köpfe Anderer — zum Abschlagen. Käme ich morgen zu dem ersten Minister jedes Staates auf dem europäischen Festlande und brächte ihm tausend Million Dukaten und einen ausführbaren Plan, hundert Tausend unruhiger Köpfe nach beliebiger Auswahl herunterzuschlagen — er bestellte mich auf übermorgen wieder, und verspräche mir, bis dahin die gute alte Zeit wiederherzustellen. Ich glaube ihr Irren kömmt daher, daß sie die Geschichte nicht kennen oder verstanden haben; die Welt wurde immer von einer Idee beherrscht, und Völker wie ihre Regierungen mußten sich ihr unterwerfen. Zwischen einer und der andern Idee kam aber immer ein Jahrhundert des Stillstandes; da schlief die Menschheit. Diese Zeit des Schlafes benutzten die Machthaber, um die Völker zu unterjochen. Diese erwachten und da gab es Revolutionen — da war erst das Christenthum, dann die Völkerwanderung, dann kamen

die Kreuzzüge, darauf die Rückkehr der Künste und Wissenschaften nach Europa, dann folgte die Reformation, endlich die Idee der Freiheit. Zwischen dem Frieden, der die Religionsstreitigkeiten endigte und der französischen Revolution war ein Jahrhundert des Schlafes, und während dieser Zeit bildete sich das ministerielle Regieren aus, das früher gar nicht stattfand. Die Menschheit erwachte endlich und ihr neues Tagewerk war die Idee der Freiheit, für die Machthaber die gefährlichste unter allen; denn die Freiheit ist eigentlich keine Idee, sondern nur die Möglichkeit, jede beliebige Idee zu fassen, zu verfolgen und festzuhalten. Man kann eine Idee durch eine andere verdrängen, nur die der Freiheit nicht. Wenn die Fürsten ihren Völkern sagen: wir geben euch Friede, Ordnung, Religion, Kunst, Wissenschaft, Handel, Gewerbe, Reichthum für die Freiheit — antworten die Völker: Freiheit ist das Alles zugleich; wozu sie wechseln lassen, wozu uns mit der Scheidemünze unseres Glücks beschleppen? Es ist also da gar nichts zu machen und die Europe littéraire wird die Welt nicht ändern. Uebrigens erscheint sie viermal wöchentlich in groß Folio „sur papier grand-raisin vélin, satiné.“ Das würde man bei uns ein Prachtwerk nennen, ein deutsches Nationalwerk. Davon würden nur 36 Exemplare abgezogen für unsere 36 Fürsten, die andern aber bekämen das Journal auf gutem weißem Druckpapier.

Heute Vormittag habe ich im magnetischen Schlafe die Postzeitung von diesem Morgen gelesen. Auf der ersten Seite steht ein Neujahrsgedicht von Glaube, Liebe und Hoffnung. — Glaube ist Friedrich Wilhelm, Liebe ist Franz und Hoffnung ist Nicolas. Habe ich recht gelesen? Später ward es mir etwas dunkel und ich konnte nicht unterscheiden, ob „Jakob hatte sieben Söhne“ darin steht.

Mittwoch, den 2. Januar.

Sie sind klug. Sie geben mir auf Neujahr ein Trinkgeld und ziehen mir es dann an meinem Lohne wieder ab. Warum habe ich heute keinen Brief von Ihnen? Ist das Recht? Ist das schön?

Vier und neunzigster Brief.

Paris, Mittwoch den 2. Januar 1833.

Ihr Päckchen wurde mir gestern gebracht: Die Didaskalia, die Xenien, der Taback, das Büchlein von Goethe und der falsche Liberalismus. Den letztern habe ich jetzt zweimal. Es entgeht keiner seinem Schicksale: ich und der Krug, wir waren bestimmt: er, von mir gelesen zu werden, ich, ihn zu lesen. Erst vor wenigen Tagen kaufte ich ihn für dreißig Sous, weil

man mir gesagt, daß ich darin stünde. Ich las die Stelle, die mich betrifft, welche mich meine Neugierde leicht finden ließ, und dann wollte ich die Schrift von vorn lesen. Aber beim Aufschneiden der Blätter fand ich: „Die Servilen wollen sehr viel, aber die Liberalen wollen lieber Alles" — und das sey das Witzigste, was je aus einem deutschen Munde gekommen und könne sich mit dem besten französischen Calembour messen. Dann kam unter meinem Messer hervor: „ebendeshalb." Da verlor ich die Geduld. Was soll ich mit so einer alten Köchin machen? Was kann ich mit einem Hofrathe anfangen, der Ebendeshalb schreibt? Ebendeshalb warf ich das Buch in meinen Papierkorb. Da Sie mir es aber auch geschickt, erkenne ich darin den Finger Gottes. Ich werde es lesen und Ihnen dann meine Meinung darüber sagen. Dieser Krug ist Professor in Leipzig und hat nach der polnischen Revolution, weil er gegen die Polen geschrieben — ich weiß nicht, ob Prügel bekommen, oder Prügel verdient, oder Prügel gefürchtet. Aber eins von diesen drei Dingen hat sich ereignet. Er ist einer der breitesten Köpfe Deutschlands. Die schöne Welt hält ihn für einen großen Philosophen, weil er so langweilig ist, und die Philosophen halten ihn für einen schönen Geist, weil er so seicht ist. Ich aber halte ihn weder für das eine, noch das andere, sondern für einen Lump. Er schreibt über Alles, was geschieht, ganz jämmerlich, und wenn ich die Geschichte wäre, wollte ich lieber gar keine Geschäfte machen, als solch einen Buchhalter haben. Er ist ein literarischer armer Teufel, der sich jeden Tag vor der Thüre des Welttheaters hinstellt und so oft ein Stück aus ist, die Hand aufhält und bettelt. Kurz, er ist ein Ebendeshalb und ein Hofrath.

Wozu Sie mir die fünf Blätter Didaskalia geschickt, begreife ich auch nicht recht. Ich glaube, Sie wollen mich ärgern. Da ist zuerst: Lionell und Arabella, (Fortsetzung) „Arabella schauderte bei diesen Worten in sich zusammen und drängte sich näher an den Mann ihrer Liebe, als suche sie Schutz bei ihm vor unsichtbarer Gefahr. Er schloß sie fest an sich, legte ihr niedergesunkenes Haupt an seine Brust und sprach feierlich: Weib meines Herzens!" Weib meines Herzens! — um auch feierlich zu sprechen — was kommen Sie mir mit solchen Sachen? . . . Ferner: Predigt über einen Rosenstock. (Schluß) „Wie viele Küsse würde man z. B. um so manche meiner schönen Zuhörerinnen finden?" Davon verstehe ich nicht einmal die Grammatik . . . Weiter: Sitzung des Assisenhofs in Mainz. (Schluß) „Am 29. März steckt er ein Messer in seine Hosentasche" . . . Unterhaltungen auf dem Marktschiffe zwischen Frankfurt und Mainz. (Fortsetzung.) „Hinter mir saß ein Mägdlein" . . . Dresden den 25. Novbr. „Die erfreuliche Nachricht von

der Vermählung unseres Mitregenten mit einer Prinzessin aus dem Hause Wittelsbach ist nun hier für Niemanden ein Geheimniß mehr. Es ist zu hoffen, daß diese neue Verbindung zwischen zwei bereits verschwägerten Familien auch segensreich für die beiden Länder wirken werde." Ich gratulire und hoffe auch.

Bitte sehr um Verzeihung. Da finde ich endlich den Artikel, den Sie mit einem Kreuzchen bezeichnet, den „Aufruf an die Germanier" des Herrn von Hallberg. Sie hätten aber ein großes Kreuz davor setzen sollen. Danke für den guten Willen; doch ich habe den Artikel schon vor drei Wochen gelesen, ihn gerupft und gebraten wie eine Gans und ihn ganz allein verzehrt, ohne Sie zu Gaste zu bitten. Es thut mir leid, aber es ist nichts mehr davon übrig, als ein Stückchen Erinnerung. Dieser Freiherr von Hallberg auf der Birkeneck bei Freising, auch unter dem Namen „Eremit von Gauding" bekannt, mag ein ehrlicher Mann seyn, der es gut meint; aber irgend ein Hof-Federfuchser, der vielleicht an dem Tage gerade bei ihm schmarotzt, hat ihm wohl den Aufruf in die Feder diktirt. Griechenland solle das Baierische Algier werden! Dahin kann es freilich noch kommen. Die Geschichte der Deutschen „blieb leer seit siebzehn Jahren, bis ein großer hochherziger König das alte unterdrückte Volk der Griechen in Schutz nahm, und ihm seinen Sohn als König gab." Schön gesagt! (Ich bin schläfrig — 11 Uhr.) Die Deutschen sollen nicht nach Amerika gehen, dort Knechte zu werden; sondern nach Griechenland, um dort unter Baierisch-Russischer Regentschaft freie Männer zu seyn. Da wären die besten Früchte, Wein, schöne Mädchen. „Da könnt Ihr Eueren Muth zeigen." Gute Nacht.

Freitag, den 4. Januar.

Ich habe die Xenien gelesen und habe mich sehr daran ergötzt. Die Hauptsache ist jetzt, die schläfrigen Deutschen wach zu erhalten, sey es durch Kaffee oder Schnupftaback, sey es durch Singen oder Schreien — gleichviel; nur daß sie nicht einschlafen. Schlafend durch die Pomtinischen Sümpfe zu reisen, soll lebensgefährlich seyn. Viele Xenien haben mir ungemein gut gefallen, besonders die über mich — versteht sich. Grob sind sie freilich alle, grobianißimo. Aber was liegt daran, wie eine Katze die Mäuse abthut, wenn wir sie dadurch los werden? Auch hat ja der Dichter sehr gut erklärt, warum die Grazien ausgeblieben. Aber seine hebräischen Späße sind entsetzlich einfältig. Das war wohl die Vermögenssteuer des Frankfurter Bürgers, und der Mann hat sich aus Eitelkeit für dümmer angegeben, als er ist. Er mag sich hüten, daß Heine nicht über ihn kömmt, er mag seine Nachtmütze nur recht tief über die Augen ziehen. Erinnern Sie sich:

Gefährlicher Bund?

Schmul und Heyum ſie ſchreiben als deutſche Männer für Freiheit.
Kommt noch der Itzig dazu, ſtürzen die Fürſten vom Thron.

Nun, warum nicht? Wenn ein Jude ſtark genug iſt, die wankenden Fürſten auf ihren wankenden Thronen zu halten, warum ſollten drei Juden nicht Macht genug haben, ſie herunter zu ſtürzen? Auch Chriſtus war ein Jude, und er hat die Götter aus dem Olymp geſtürzt, und das war doch eine ganz andere Fürſtenſchaft, als die der heiligen Allianz und des hohen deutſchen Bundes! Wo iſt jetzt Jupiter mit ſeinen Blitzen? Vor unſerm Spotte ſchützt ihn nur unſer Vergeſſen — und das hat ein Jude gethan! — Ich glaubte, der Schmul bin ich, und der Heyum wird wohl Heine ſeyn; aber wo bleibt der Itzig? Itzig! Itzig! Itzig! Itzig! Es gibt aber doch nichts Dümmeres als ſo ein deutſcher Philiſter, beſonders wenn er ein Gelehrter iſt. Sie kennen mich, ich kenne die Andern — nicht Einer unter uns dachte je an den Juden; nie, ſo oft wir die Dummköpfe und Philiſter züchtigten kam es uns in den Sinn, daß es die nämliche Peitſche ſey, mit der ſie ſelbſt uns einſt geſchlagen! Und jetzt kommen ſie und erinnern daran, und bringen uns täglich die ſchönſten Schadenfreuden in das Haus! So dumm zu ſeyn — ich verliere mich darin.

Samstag, 5. Januar.

Am Neujahrstage — o! Man könnte den Verſtand darüber verlieren. Die Juli-Revolution, ein Zorn-Vulkan von dem Himmel ſelbſt geladen, damit die Könige zu ſchrecken und zu ſtrafen, iſt ein waſſerſpeiender Berg geworden, den Völkern zum Verdruße und den Fürſten zum Geſpötte! Ich fürchte, daß ich aus Verzweiflung noch ein Dichter werde und mich blamire. Am Neujahrstage, dieſem monarchiſchen Erndteſeſte überall wo Land und Gut des Volks, das Landgut des Fürſten bilden, haben Philipps Knechte, die ſchweren Garben Frankreichs, ſein Glück und ſeinen Ruhm, ſeine Tugend und ſeine Ehre, ſeine Roſen und ſeine Lorbeeren — haben das duftende Heu der dürren Rednerblumen ihm auf Wagen jauchzend in den Hof gefahren. Feld und Wieſe, Alles dem Könige; wer nicht ſein Kind iſt, iſt ſein Knecht. Man ſchämt ſich ein Menſch zu ſein. Wer weiß, ob nicht das Pferd in edlem Zorne ſeinem Reiter flucht; nur verſtehen wir ſein Wiehern nicht. Aber das gezähmte Menſchenvolk küßt die Sporen ſeines Reiters. Sie haben den König Vater des Vaterlandes genannt: dies Findelkind vom Greve-Platze! Das franzöſiſche Heer in Belgien wurde glücklich geprieſen, von zwei königlichen Prinzen Beiſpiele der Tapferkeit zur Nachahmung zu erhalten. Die grauen Helden von Marengo wurden in die Kriegsſchule zweier Milchſuppen-Geſichter ge-

geben! Sie haben dem König gesagt: er hätte die Cholera besiegt, vor seiner Barmherzigkeit hätte sich die unbarmherzige Vorsehung geflüchtet — Sie haben ihn vergöttert, daß er im Juni seine Feinde niedergeschlagen, und mehr als jede andere Schmeichelei, hat König Louis Philipp diese mit Wollust eingeschlürft. Er hat geprahlt und gespottet: Die Republik wäre erbleicht vor seinem Sterne. Es war ein Bürgerkrieg, Bürgerblut war geflossen; ein König sollte das vergessen, oder kann er es nicht vor Schmerz, einen Trauerflor über seine Erinnerung hängen. Aber dieser König rühmt sich seines Sieges und jubelt darüber wie ein Schneider, der einmal Muth gehabt aus Furcht. Der Schmerz und die Verachtung der edelsten Franzosen kümmert ihn nicht, ihm lächelt der Beifall seiner Brüder in Wien, Berlin und Petersburg. Und in der Mitte, nicht, wie seine Schmeichler sagten, an der Spitze von vierzigtausend Soldaten, ist er gegen dreihundert Republikaner gezogen, die sich wie Helden vertheidigt.

Frankreich hat das Scharlachfieber; Blutigel rund am Halse, Purpur über den ganzen Leib und zum Königsmantel muß es sich die Haut abziehen. Der alte Riese mit einer Kinderkrankheit! Schamrother Purpur! Herr Hofrath Frankreich! Herr, deine Hand liegt schwer auf deinem Knechte; aber ich will es für meine Sünden in Demuth tragen.

Fünf und neunzigster Brief.

Paris, Sonntag den 6. Januar 1833.

Ueber Frankfurt habe ich merkwürdige Dinge erfahren, theils aus guten gedruckten Quellen, theils aus den mündlichen Berichten eines sehr glaubwürdigen Reisenden. Von meiner theuren Gesandtschaft dort erfahre ich nie das Geringste; wenn diese dinirt hat, denkt sie, sie habe auch genug repräsentirt und eine geheime Schublade ist ihr heilig. Das soll aber anders werden. Erstens, habe ich aus dem Theater-Repertoire für den Monat December, das in der Didaskalia steht, ersehen, wie in Zeit von wenigen Tagen, vier verschiedene Stücke von Shakspeare aufgeführt worden sind; und nicht etwa der alte Hamlet mit seinem ewigen Sein und Nichtsein, sondern die zwei Heinriche, Richard, Lear. Das ist ja zum Erstaunen, das hat sich ja sehr zum Guten geändert. Waren sie denn nie bei einer solchen Aufführung? wie wird gespielt? wie der junge Heinrich, wie Falstaff? In der That, ich freue mich darüber um Frankfurts willen. Ich bin der Meinung, daß man durch das Schauspiel auf den öffentlichen Geist einwirken könne, so abgestumpft man auch gegen solche Reizmittel sein

mag. Ein guter Bürger, der aus einem Stücke von Shakspeare kömmt, kann noch den nämlichen Abend seinen besten Freund todtstechen, aber ihn todtlangweilen, das kann er nicht.

Ferner wurde mir erzählt, man habe mehrere ausgezeichnete Juden als Mitglieder des Museums aufgenommen und allen ohne Unterschied erlaubt, Aecker zu kaufen und Landwirthschaft zu treiben. Sehen Sie, mein eignes Feld, das ich seit fünfzehn Jahren im Schweiße meines Angesichts bebaue, fängt an grün zu werden. Man muß nur die Geduld nicht verlieren; die geistige Erdkugel dreht sich alle Jahrhundert nur einmal um die Sonne. Aber Geduld! Ich habe schon oft daran gedacht, ob nicht möglich wäre, wie Geldanleihen, Geduldanleihen zu machen, und so wie die Fürsten durch Rothschild sich die Abgaben der Urenkel ihrer Unterthanen ein Jahrhundert vorausbezahlen lassen, uns auch die Geduld, die unsern Urenkeln zufallen wird, vorauszunehmen. Das letztere wäre unschädlicher als das erstere ist; denn unsere Urenkel werden keine Geduld brauchen. Im Gegentheile, alsdann werden die sie brauchen, gegen die wir sie jetzt brauchen. Uebrigens bleibt es immer schön, was die Direktoren des Museums und der gesetzgebende Körper gethan haben. Zugleich hoffe ich aber auch, daß sie bei ihren Reformen mit weiser Vorsicht zu Werke gehen werden. Sie haben wegen der Juden schöne Beschlüsse gefaßt; das möge aber hinreichen für gegenwärtiges Jahrhundert, die Ausführung bleibe dem kommenden vorbehalten. Sie mögen beherzigen was der Kaiser von Oesterreich kürzlich in der Rede gesagt, mit welcher er den Ungarischen Landtag eröffnete. Er sagte nämlich: „Schwierig sind die Geschäfte zu deren Verhandlungen wir euch diesmal berufen haben; sie übertreffen weit alle die Gegenstände, worüber während der vierzigjährigen Dauer meiner Regierung auf Reichstagen zu berathen war .... Unsere Väter haben durch das, was sie im 91sten Jahre des vorigen Jahrhunderts beschlossen ihre Sorgfalt bereits auf diesen Gegenstand gewendet, die Art und Weise der Ausführung aber, welche reichlichen Stoff sich um das Vaterland verdient zu machen darbietet, uns ganz überlassen." Und jetzt fordert der Kaiser seine getreuen Stände auf, bei diesen Verhandlungen langsam und vorsichtig zu Werke zu gehen, und den gefährlichen Reizen der Neuerungen zu widerstehen. Wenn nun der Kaiser von Oesterreich sogar einen reichlichen Stoff sich um das Vaterland verdient zu machen, vierzig Jahre geschont hat, wie viel nöthiger ist es, daß die Regierung des kleinen Frankfurts einen so ärmlichen Stoff wie die Verbesserung des Zustandes der Juden ist, nicht zu früh angreife,

sondern durch Aufhäufung der Zinsen das Kapital wachsen lasse, damit der Stoff sich um das Vaterland verdient zu machen, nach vierzig Jahren auch reich werde.

Ihnen aber gebe ich jetzt drei Aufträge und einen zwar freundschaftlichen aber ernst gemeinten Rath. Erstens, gehen Sie in das Theater und sehen Sie wie Richard hinkt. Zweitens gehen Sie in das Museum und geben Acht, ob nicht die g Moll-Symphonie von Mozart, aus Verdruß, daß sie Juden mit anhören, in das Dur überspringt. Drittens, lassen Sie auf dem Römer Erkundigungen einziehen, ob man die Aecker der Juden in dem Grund-Lagerbuche unter der Rubrik Aecker jüdischer Nation einschreibe. Mein Rath ist: berichten Sie mir künftig besser, sonst werden Sie zurückberufen; dann giebt es Kriegsfurcht, die Papiere fallen und die Handels-Kammerdiener erheben ein Jammergeschrei, daß alle Milch davon gerinnt.

Haben Sie „die Thronrede" des Großherzogs von Darmstadt gelesen? Schlafen Sie recht wohl.

Montag, 7. Januar.

Von Chateaubriend ist eine neue Schrift erschienen: Mémoire sur la Captivité de Madame la Duchesse de Berry. Sie sollen sich aus Freundschaft für mich etwas freuen; denn dieser gute Mann nimmt mir jeden Winter die Hälfte meines Zornes ab. So oft er erscheint, gehe ich in mein Zelt und lasse ihn kämpfen. Freilich muß ich diese Hülfe mit melancholischen Gedanken bezahlen. Wenn ich sehe, wie ein so geistreicher und edler Mensch von der Legitimität faselt, greife ich nach meinem Kopfe und rufe betrübt aus: Auch Chateaubriand hat den Verstand verloren und war doch mehr als du! Die Legitimität, diese Hoffnungslosigkeit des Unglücks, diese Erblichkeit der tiefsten menschlichen Erniedrigung — das vertheidigen, das preisen! O Wahnsinn!

Als Chateaubriand von der Gefangenschaft der Herzogin erfuhr, eilte er aus der Schweiz nach Paris, und bot sich ihr in einem Schreiben zu ihrem Sachverwalter an. Aber die Minister erlaubten weder ihm noch seinen Briefen den Einlaß in Blaye. Schon dreimal seit der Revolution hat Chateaubriand von der Welt Abschied genommen und sich in die Einsamkeit begeben, und dreimal schon kehrte er zurück. Er sagte: Ich habe Hunger und Durst nach Ruhe; es kann mir keiner lästiger sein als ich es mir selbst bin; aber ich suche mich mit meiner eigenen Achtung von der Welt zurückzuziehen: man sehe sich vor, welche Gesellschaft man in der Einsamkeit wähle." Nun, warum hat er nicht gleich das erste Mal, als er

Paris verließ, ſeine Selbſtachtung mitgenommen? Wie vergißt man dreimal ſein Packet zu machen? Ja, die Berry iſt unterdeſſen gefangen worden! Nun was geht ihn die Herzogin an? Man höre: „meine Denkſchrift über das Leben und den Tod des Herzogs von Berry, in die Haare der Wittwe gewickelt, die jetzt im Kerker ſchmachtet, liegt bei dem Herzen, das Louvel dem Herzen Heinrichs IV. noch ähnlicher machte. Ich habe dieſe ausgezeichnete Ehre (insigne honneur) nicht vergeſſen, die im gegenwärtigen Augenblicke die Bezahlung fordert; ich fühle lebhaft meine Schuld.“ Das iſt artig. Ich ließe es mir ſelbſt gut gefallen, wenn eine ſchöne Wittwe ihr langes ſeidenes Haar um meine Schriften flöchte; aber ſie hineinlegen in die Todesurne, zu dem Herzen ihres Mannes — nichts da! Man kann nicht wiſſen, ob ſie eine Wittwe von Epheſus iſt, die nach vier Wochen die Haare wieder herausnimmt, ſie ihrem neuen Liebhaber zu ſchenken, und dann meine Schriften allein verfaulen läßt bei dem Herzen des geliebten Todten.' Nichts da, und habe ich nicht recht, daß ich nach meinem Kopf fühle? Notre-Dame de Blaye, nennt Chateaubriand die Herzogin und erzählt von den Wallfahrten, die fromme Gläubige in großen Schaaren dahin machten. Er ſagt: „man wirft mir vor, daß ich eine Familie dem Vaterlande vorziehe. Nein; ich ziehe die Treue des Eides, dem Meineide, die moraliſche Welt der materiellen Geſellſchaft vor. Das iſt's.“ Freilich iſt es das, nach der Lehre der Monarchiſten. Der Räuber, nachdem er ſein Handgeld empfangen und dem Hauptmanne Treue geſchworen, darf plündern und morden; denn Treue iſt heiliger denn das körperliche Wohlbehagen der Wanderer!

Chateaubriand meint: nur die Legitimität gäbe einer Regierung und der bürgerlichen Ordnung Dauerhaftigkeit. Aber wäre dies auch, wie es nicht iſt, was würde das beweiſen? Nicht die Dauerhaftigkeit, der Vollgenuß iſt die Beſtimmung jedes Daſeyns. Es kömmt nicht darauf an lange, ſondern viel zu leben. Nichts iſt dauerhafter als ein Stein, aber die Pflanze, das Thier vergehen ſchnell. Wenn die Oeſterreichiſche Monarchie noch zehn Tauſend Jahre lebte und der Nordamerikaniſche Freiſtaat endigte morgen, in ſeinem fünfzigſten Jahre, wäre darum Oeſterreich ein beſſerer, ein glücklicherer Staat als Nordamerika geweſen? Napoleon ſagte auf St. Helena: „Daß meine Dynaſtie nicht älter war, das hat mich zu Grunde gerichtet. Noch vom Fuße der Pyrenäen hätte ich mich wieder emporgehoben, wäre ich mein Enkel geweſen.“ Und daraus will Chateaubriand die Herrlichkeit der Legitimität beweiſen! Guter Gott! Das beweist ja eben ihr Fluchwürdiges, ihre Verderblichkeit. Das große Glück, wenn Napoleon noch zwanzig Jahre länger die Völker Europas auf dem Altar ſeines

Ehrgeizes hätte schlachten dürfen! Das schöne Loos der Franzosen, wenn Napoleon, als legitimer Fürst mit seinen gekrönten Vettern befreundet, der Freiheit und Gleichheit, die er im Kriege als Waffen gegen sie gebrauchte, dann gar nicht mehr bedürftig, Frankreich völlig zur Galeere hätte machen können!

Was ist es aber, was einer legitimen Monarchie größere Dauerhaftigkeit gewährt, als einer usurpirten oder einer Republik? Etwa weil erstere in den Herzen der Völker Wurzeln schlägt? O nein. Es ist nichts, als daß alle Fürsten die Sache eines legitimen Monarchen als eine Famlienangelegenheit, als ihre eigne betrachten, und ihm darum in Gefahren Beistand leisten. Es ist nichts, als weil die legitimen Fürsten alle Usurpatoren und Republiken als Broddiebe hassen und sie offen oder heimlich, mit Gewalt oder mit List zu Grunde zu richten suchen. Redet von der Macht der legitimen Fürsten, redet aber nicht von ihrem Rechte. Sagt, daß die Völker einen legitimen Fürsten fürchten, sagt aber nicht, daß sie ihn lieben. Die Franzosen haben dreimal die Bourbons verjagt, so legitim sie waren, und haben für den Usurpator Napoleon mehr gethan als je für einen ihrer Könige; denn sie liebten ihn. Die Schweizerische Republik lebt schon ein halbes Jahrtausend in Glück und Frieden, weil sie ihre Berge gegen die Fürsten schützte oder diese über die Theilung des Raubes nicht einig werden konnten. Nordamerika genießt seit sechszig Jahren Freiheit und Ordnung, weil es die Könige nicht erreichen können. Don Pedro ist ein legitimer Fürst, warum gelingt es ihm nicht? Weil er seinem Volke die Freiheit zu geben gedenkt und ihn darum seine gekrönten Brüder als unwürdiges Glied aus der Familie gestoßen, und ihm schaden so viel sie können. Dom Miguel ist ein Usurpator, warum erhält er sich? Weil er die Tyrannei meisterhaft handhabt, und die entzückten Fürsten ihm darum heimlich Beistand leisten. Das ist der Segen der Legitimität, das ist die Ruhe und Ordnung in Monarchien: man findet sich mit den Räubern ab, und gegen den Beutel lassen sie uns das Leben. Und will Einer sein Leben und seinen Beutel behalten, schlägt man ihn todt und dann heißt es: Seht! das sind die blutigen Folgen der Revolutionen. Vor einigen Jahren machte Vidocq der Regierung den Vorschlag: er wolle jede gestohlene Sache gegen dreißig Prozente ihres Werthes zurückschaffen. Nun, wer sich mit zwei Drittheilen seines Glückes begnügen will, wer nicht den Verstand und den Muth hat, Diebe und Räuber von seinem Eigenthume abzuhalten, der hat Recht, die Monarchien zu lieben.

Chateaubriand, als Sachverwalter der Berry, spricht von ihrem Rechte nach Frankreich zu kommen, um die Krone ihres Sohnes zu fordern. Sie

iſt Mutter; er berufe ſich auf das Herz jeder Mutter. Das iſt ſtark! Ich ſehe ganz deutlich, was Alles in einem mütterlichen Herzen liegt, aber eine Krone ſehe ich nicht darin. Eine Mutter mag für ihr Kind ein Schaukelpferd, eine Puppe kaufen; aber dreißig Millionen Franzoſen zum Spielwaaren Lager! Aber ein Land wie Frankreich zur Schachtel! O, Herr Vicomte! Es iſt Ihr Ernſt nicht. Nein, was wir armen Menſchen jetzt geplagt ſind, die Steine könnten ſich darüber erbarmen! Früher hatte man es doch nur mit erwachſenen, mit regierenden Fürſten zu thun, jetzt quälen uns die fürſtlichen Kinder ſchon während dem Leben ihrer Eltern! Da iſt der Herzog von Bordeaux, da iſt die Donna Maria, da iſt die Tochter der Königin von Spanien, die erſt einige Monate alt iſt. Als gäbe es kein anderes Mittel, die Schmerzen eines zahnenden Kindes zu ſtillen, als ihm einen Scepter in den Mund zu ſtecken!

Was Chateaubriand noch ferner von den Rechten der Berry ſagt, das kümmert mich nicht; nicht darum habe ich ſeine Schrift geleſen, nicht darum ſchreibe ich Ihnen davon. Ich will mich nur an das halten, was er gegen unſern gemeinſchaftlichen Feind hervorgebracht, daran will ich mich erquicken. Sie erkennen an Chateaubriand und mir, daß wirklich ein Bündniß zwiſchen den Carliſten und Republikanern beſteht. Es iſt die Sympathie des Haſſes gegen die beſtehende Ordnung der Dinge. Ob aber die Republikaner und die Carliſten ſich auf der Gaſſe und in geheimen Clubs zu Thaten vereinigt, bezweifle ich. Es wäre dumm von den Republikanern und toll von den Carliſten. Erſtere könnten leicht überliſtet werden, denn die Carliſten haben das Geld, alſo auch den Verſtand; dieſe aber würden, ſobald die jetzige Regierung geſtürzt wäre, ehe ihnen Hülfe von Außen käme, und würden ihnen die Armeen auf Dampfwagen zugeführt, alle todt geſchlagen werden, ſo daß keiner von ihnen übrig bliebe, ſich des Sieges der Legitimität zu erfreuen.

Sehen wir jetzt, wie der neue Jeremias ſiedendes Oel auf die Köpfe der Sünder herabgießt. „Wenn in dieſer Wüſte ohne Spur von Geiſt und Herz ſich am Horizont ein großes einſames Denkmal zeigt, wenden ſich plötzlich alle Blicke dahin. Die Frau Herzogin von Berry erſcheint um ſo erhabener, als Alles rund um ſie her flach iſt. Ja, ſie hätte zu fürchten, verkannt zu werden, denn ſie iſt dieſſeits oder jenſeits eines Jahrhunderts das ihres Gleichen hervorzubringen vermochte. Um zu bewundern, muß man faſſen; der Muth bleibt der Furcht ſtets ein Geheimniß; die Mittelmäßigkeit knurrt den Genius an. Die Gefangene von Blaye iſt nicht von ihrer Zeit, ihr Ruhm iſt ein Anachronismus.“ Larifari! Doch ſind es reſpektable goldene Lügen und ich ziehe meinen Hut vor ihnen ab. Es ſind

noch keine vierzehn Tage, daß Chateaubriand's Schrift erschienen und schon sind dreißig Tausend Exemplare davon verkauft, die dem edlen Verfasser fünfzig Tausend Franken eingebracht haben. Die Legitimisten nämlich haben auf diese delikate Weise seine Treue belohnen wollen. Jetzt kann doch Chateaubriand mit seiner eigenen Achtung nach Genf zurückkehren und in seiner Einsamkeit die sehr angenehme Gesellschaft von hundert Bankzetteln genießen. Fünfzig Tausend Franken für sieben Bogen, die Arbeit einiger Tage! So viel hat mir mein dicker Liberalismus in meinem ganzen Leben nicht eingebracht. Der Mund wässert Einem darnach, ein Royalist zu werden. Zum Glücke bezahlen sie Einen in Deutschland schlecht. Um fünfzig Tausend Franken zu verdienen, müßte ich die Schweiz, ganz Nordamerika, Buenos-Ayres, Mexico todtschlagen und fünf oder sechs Preßfreiheiten, eben so viele Constitutionen, die Reformbill, den Dr. Wirth, den ganzen Hambacher Berg, Rotteck, Welcker, und zum Dessert mich selbst verschlingen. Das wäre ein saurer Verdienst.

Dienstag, den 8. Januar.

Ich will Ihnen wieder einen Beweis geben, daß die Tugend belohnt wird, was Sie mir so oft nicht glauben wollten. Verflossenen Samstag wollte ich auf den Operuball gehen. Einige Tage vorher hörte ich, daß auf dem Theater (im le Mari et l'Amant) eine Cousine in der Provinz ihrem Vetter, der zum ersten Male nach Paris reis'te, die Lehre gab: sourtout Charles, n'allez pas au bal de l'opéra; on s'y perd. Trotz dieser Warnung aber gedachte er doch hinzugehen, so mächtig wirkt das Laster auf das junge Blut. Auf dem Wege aber fing mir an, das Gewissen zu zittern, oder was es sonst war; es war sehr kalt. An der Ecke des Boulevard stand ich am Scheidewege des Herkules. Da ging ich nach Hause zurück und schlief, wie man nach einer edlen Handlung zu schlafen pflegt. Am andern Morgen erfuhr ich, daß auf dem Balle ein gräulicher Lärm gewesen. Die neue moralische Polizei des Juste-Milieu wollte, ich weiß nicht welchen bacchantischen Tanz verbieten. Darüber gab es Streit, die Gensd'armerie drang ein, mishandelte Viele, und nahm mehrere gefangen. Das Lustigste bei der Sache aber war, daß die Polizei diesmal die Witterung verloren, und gerade die edelste Jugend des Juste-Milieu, königliche Beamte, Banquiersöhne und andere solche Heilige angetastet hatte. Sie mußte den andern Tag sehr um Verzeihung bitten. Wäre ich nun dabei gewesen, ich hätte sehr leicht in die Bacchanalien, die Schläge und das Gefängniß mit hineingezogen werden können. Meine Tugend bewahrte mich davor.

Ich kehre zu Chateaubriand zurück. Ich gestehe es Ihnen aufrichtig, die fünfzigtausend Franken wollen mir gar nicht aus dem Kopfe. Was

meinen Sie, würde es wohl meiner Seligkeit viel ſchaden, wenn ich einmal ſieben Bogen gegen meine Geſinnung ſchriebe? Ach! Wäre ich doch ein Katholik und könnte an die Wirkſamkeit der Abſolution glauben! Chateaubriand fährt fort: man entgegnet mir: Die Herzogin von Berry ſey in keiner ſo großen Gefahr, man werde ſie zur gelegenen Zeit wieder frei geben. „Aber die Miniſter des Königs ſind nicht unabſetzbar. Ihr ſeyd gutmüthige Seelen, ich will es glauben; allein kennt Ihr Eure Nachfolger! Fand nicht Eliſabeth, daß Maria Stuart nach neunzehn Jahren Gefangenſchaft in der Verborgenheit ihres Kerkers nach Außen Unruhen erregt und Einverſtändniſſe mit dem Auslande und den Feinden des Staates halte? Dann, hat man bei Volksunruhen nie in den Gefängniſſen gemordet? Endlich, wenn ich Kerkermeiſter wäre, würde ein Gedanke mich ſchaudern machen. Ich würde bei mir ſagen: es wäre möglich, daß Gott in ſeiner Barmherzigkeit Diejenigen, welche auf Erden nur Trübſale gefunden, zu den Freuden des Himmels abriefe; ich würde mir ſagen: man hat das Loos der Waiſe im Tempel noch nicht vergeſſen. Wenn ein ſo großes perſönliches Intereſſe an dem Leben einer Fürſtin hängt (!), wenn aus einer Gefangenſchaft, die einen undankbaren Ehrgeiz (!!) laut anklagt, eine Scham und ein tiefer Groll ſo natürlich fließen müſſen: Da kann aus dem Zuſammenfluß von Umſtänden die Verläumdung ſchrecklich hervorgehen. Die Verläumdung aber kann in der Geſchichte den Charakter der Wahrheit (!!!) annehmen. Seht euch vor . . . Die Wohlthaten der Willkür die man der Herzogin angedeihen läßt, rühren mich wenig; ich könnte fürchten, daß dieſe Wohlthaten zu einer Quelle neuen Jammers würden. Schwer würde mir es fallen, in Erinnerung zu bringen, was ich neulich von gewiſſen Geſpenſtern (!!!!) ſagte, die in einem gewiſſen Schloſſe (!!!!!) hauſen. Ich hoffe um der Ruhe der Nächte, der Macht ſelbſt willen, die ich bekämpfe (!!!!!!) — ich hoffe nie gezwungen zu ſeyn, jenen nächtlichen Erſcheinungen, die einer halbverbrannten Frau, ihr nacktes Kind in den Armen und Ketten nach ſich ſchleppend (!!!!!!!) zuzugeſellen, eine Deputation von Schatten, die käme, einem Schatten-Könige (!!!!!!!!) ihr Kompliment zu machen." — — —

† † † Gelobt ſey Gott und ſeine guten Geiſter; ich bin glücklich durch den Hexen-Wald. Ich habe, gleich einem guten Zeitungsſchreiber, fromme Ausrufungszeichen geſchlagen, und, wie Sie bemerkt haben werden, in ſteigender Angſt und arithmethiſcher Progreſſion. Früher habe ich mich oft über ſolche abergläubiſche Furcht luſtig gemacht; aber Noth kennt kein Gebot, ich konnte mir nicht anders helfen. Ich bin ein Patriot; ich zitterte in deutſcher Sprache zu denken, was Chateaubriand in franzöſiſcher hat drucken

laſſen. Mündlich das Weitere. Verbrennen Sie dieſen Brief oder noch ſicherer: legen Sie ihn in einen Band von Carnové's Werken.

„Pas mal pour un Allemand.“ Wie gefällt Ihnen das? Wüthend war ich darüber. Wartet nur! Wenn wir einmal das Elſaß wieder haben, Lothringen, Burgund und Euren König zum Grafen von Paris gemacht — da werden wir Euch zeigen, daß wir witziger ſind, als Ihr. Da hatte einmal ein Deutſcher in Paris bei Tiſche etwas geſagt, was ſeiner Meinung nach ſicher nicht witzig ſein ſollte, und da rief ein Franzoſe, der dabei geweſen und dieſes erzählt, gnädigſt aus: Pas mal pour un Allemand! Brazier heißt die Canaille. Ich las ſo eben im Livre des Cent-et-un, im Artikel La chanson et les sociétés chantantes. Da iſt von den Vaudevillediners die Rede, welche man in Deutſchland fromme und romantiſche Liedertafeln nennt. Zu einem ſolchen Sing-Eſſen war einmal „le fameux Docteur Gall“ eingeladen. „Le jour où nous reçumes la visite de ce dernier, on lui servit un plat de friture composé seulement de têtes de gibiers, de poissons et de volailles. On lui demanda s'il voulait tâter les crânes de ces messieurs ou de ces dames? Le savant se dérida, et répondit en riant: qu'il fallait qu'il tâtât les corps auparavant, vu qu'à table son système ne s'isolait point. Pas mal pour un Allemand.“ Aber nur Geduld bis zum Frühlinge!

Mittwoch, den 9. Januar.

. . . . . Es iſt recht unartig von Ihnen, daß Sie mir ſo lange nicht geſchrieben. Ich habe Ihnen ſchon oft geſagt, daß Sie mir außerordentlich ſchreiben mögen, ſo oft Sie wollen; aber die gewöhnlichen Brieftage müſſen Sie darum nicht verſäumen. Ich bin gewöhnt daran und wenn ich an ſolchen Tagen nichts erhalte, verdaue ich ſchlecht. Seit vorigen Freitag habe ich keinen Brief bekommen und es ſcheint mir ein Jahr zu ſeyn. Sie hätten ſich doch vorſtellen können, daß ich vor Begierde brenne, etwas Näheres von meinem Buche zu erfahren. Die Eigenliebe hat ewige Flitterwochen und ich liebe meine verblühten Schriften wie in den Tagen ihrer Jugend. Ich gehe voller Angſt umher, gleich einem Ehemanne, deſſen Frau zum Erſten-Male in Kindesnöthen liegt. Wird es ein Sohn? Wird es eine Tochter? „Es iſt weder ein Sohn, noch eine Tochter geworden, ſondern eine Misgeburt.“ Dieſe kleine ſchöne Satyre ſchenke ich dem erſten Rezenſenten meiner Briefe aus Freundſchaft und Hochachtung. Er kann damit machen, was er will. Der Leithammel meiner Rezenſenten hat ſich auch ſchon hören laſſen. In der Leipziger Zeitung iſt in einem Berichte aus Wien von den Pariſer Briefen die Rede; „deren dritten Band Börne

eben jetzt druckt.“ Zum Unglücke kann man ſich gar nicht auf den Styl dieſer guten Leute verlaſſen. Was heißt das: eben jetzt druckt? Auf jeden Fall ſoll das bedeuten: drucken läßt; aber ſind ſie ſchon gedruckt? oder werden ſie erſt gedruckt? Und wenn das letztere — woher will denn ein Wiener wiſſen, was darin ſteht? Werden die Briefe etwa in Wien gedruckt? Das wäre ein Meiſterſtreich von dem Verleger. Als der ſchlaue Caſanova aus dem Gefängniſſe der Staats-Inquiſition von Venedig entſprang, flüchtete er ſich in das Haus des Sbirrenhauptmanns; dort hielt er ſich am ſicherſten. In dem Berichte heißt es: ich hätte mich gerühmt, daß meine Schreibereien am meiſten von den Wienern geleſen würden; das möchte aber wohl eine Aufſchneiderei ſeyn. Der Himmel wolle meine Demuth vor größeren Gefahren bewahren!

Jetzt bitte ich Sie aber auch, fleißiger als es vorigen Winter geſchehen, auf die erſcheinenden Rezenſionen Acht zu haben, ſie für mich zu ſammeln und mir mit Gelegenheit zu ſchicken. Nicht die Hälfte von dem, was über mich geſchrieben worden, habe ich damals zu leſen bekommen. Einige der intereſſanteſten Rezenſionen kamen mir erſt nach meiner Rückkehr in Deutſchland unter die Augen, wie die von Görres und Carové und eine in der Abendzeitung, worin es heißt: „Börne ſteht jetzt auf dem Punkte, „wo der Menſch in den Tiger übergeht.“ Es wäre zwar damals noch Zeit geweſen, darüber zu ſchreiben und es in meine Briefe einzuſchieben; aber es wäre ein Anachronismus meiner Gefühle geworden und ich lüge nicht gern. Alſo thun Sie, was ich verlange und vergeſſen Sie nicht, daß ich auf dem Punkte ſtehe, wo der Menſch in den Tiger übergeht und daß es gefährlich iſt, mich zu reizen.

Sechs und neunzigſter Brief.

Paris, Donnerstag den 10. Januar 1833.

. . . . . Ich wollte ich wäre bei Ihnen, ich habe etwas Wichtiges mit Ihnen zu überlegen, etwas Gelehrtes, einen Punkt aus dem Staats- und Hausrechte. Ich kann aber ohne Sie nicht fertig werden. Hören Sie, was es betrifft. Im Jahre 1817 machte die franzöſiſche Regierung den Entwurf zu einem Wahlgeſetze für die Deputirtenkammer. Solche Wahlordnungen wurden natürlich im Intereſſe der Macht eingerichtet. Da nun die Freiheit, ſtatt, gleich der Geſundheit, etwas Angebornes, Unbemerktes, Ungefühltes zu ſeyn, ſtets etwas Erworbenes, Beſtrittenes, kurz, ein ewiger Kampf iſt, und man dieſes wie jedes Kampfes in den reifern Jahren, theils müder, theils unkräftiger wird — ſieht die Regierung überall darauf, daß

die Bürger erſt im höhern Alter zu Volksvertretern gewählt werden können. In jenem franzöſiſchen Wahlgeſetze war alſo beſtimmt, daß ein unverheiratheter Menſch erſt mit dem vierzigſten Jahre, ein verheiratheter mit dem fünf und dreißigſten, und ein Wittwer ſchon mit dem dreißigſten wählbar ſey. Daß ein Ehemann früher erſchöpft wird, als ein lediger Menſch, begreift ſich leicht: Der Kampf für ſeine perſönliche Freiheit läßt ihm wenig Tapferkeit zum Kriege für die öffentliche übrig. Warum aber ein Wittwer ſchon im dreißigſten Jahre matt iſt, und fünf Jahre früher als ein Verheiratheter, verſtehe ich nicht, und darüber möchte ich Ihre Weisheit vernehmen. Wenn ich ein Wahlgeſetz zu machen hätte — ich verfaßte es im Intereſſe der Freiheit — würde ich feſtſetzen: daß ein lediger Menſch nicht mehr nach dem dreißigſten und ein Verheiratheter nicht mehr nach dem fünf und zwanzigſten Jahre Deputirter werden könnte. Doch was die Wittwer beträfe, ließe ich ſie lebenslänglich wählbar ſeyn; denn ich würde annehmen: ein Wittwer müſſe das Herrliche und Köſtliche der Freiheit ſo lebhaft fühlen, daß er noch im ſiebenzigſten Jahre ein Spartacus werden könnte. Was denken Sie davon?

Samſtag, den 12. Januar.

. . . . . Spricht man denn in Frankfurt auch von einem Congreſſe, der nächſten Frühling dort gehalten werden ſoll, und wozu beide Kaiſer kommen? Es wäre ſchön. Das würde ja der deutſchen Revolution eine Eiſenbahn eröffnen.

Sieben und neunzigſter Brief.

Paris, Samstag den 12. Januar 1833.

Ich komme auf Chateaubriand zurück, den edlen Narren, der mir aber lieber als die ſieben Weiſen jeder Schule; auch der Liberalen, das dürfen Sie mir glauben. Die Treue iſt ſeine geliebte und verehrte Dulcinea. Nicht den Bourbons, nicht der Legitimität, ſich iſt er treu. Wäre das nur Jeder in ſeinem Glauben, in ſeiner Geſinnung, wie weit beſſer wäre dann Alles! Wollte nur Jeder was er will, ganz und immer, wie viel milder wäre der Widerſpruch, wie viel menſchlicher der Streit! Denn wahrlich, nicht das eigenſinnige Feſthalten auf jeder Meinung, wie die guten Leute glauben, ſondern das furchtſame oder heuchleriſche Nachgeben macht die Parteien ſo unverſöhnlich. Gäbe es keine Royaliſten, die Liebe zur Freiheit heuchelten, freilich, zur wahren, wie ſie ſagen — gäbe es keine Freiſinnigen, die Anhänglichkeit für den Fürſten heuchelten — beide aus Liſt, Trug oder Schwäche — man könnte ſich beſſer verſtändigen, denn man verſtünde ſich beſſer.

Es ist gut, daß Sie wissen, was Chateaubriand von der gegenwärtigen Lage Frankreichs, von seinen äußern Verhältnissen, was er von der Erbärmlichkeit der Regierung und der Ermüdung der Nation spricht, auf welche die Tyrannei die Hoffnung ihres Gelingens gründet. Chateaubriand ist kein Zimmerspekulant, wie ich, der die Welt durch das Fenster ansieht, er hat nichts zu errathen und zu vermuthen, er braucht keinen Argwohn und keine Hoffnung; er ist ein vornehmer Mann, steht an der Spitze einer reichen und mächtigen Partei, die Alles weiß, Alles erfährt und Vieles selbst thut oder stört. Er ist selbst ein Staatsmann, der die Mittel und Wege, die Stärke und Schwäche aller Regierungen kennt. Ihn konnte nicht, wie mich, die Liebe zur Freiheit verblenden; denn er ist ein guter Royalist der reinsten Art, ein Legitimist. Es könnte sich freilich finden, daß was er Louis Philipp vorwirft, nur das Verderbniß jedes Fürsten sey; aber dann, desto schlimmer für Chateaubriand und desto besser für uns. Darum noch einiges aus seiner Schrift.

„Die Revolution der Juli-Tage, aus dem Volke hervorgegangen, hat, abtrünnig von ihrem Ursprunge, sich von dem Ruhme geschieden und um die Schande gebuhlt, als gäbe der eine ihr den Tod, als wäre die andere ihre Lebensquelle. Das Juste-Milieu hat sich einer ausschweifenden Macht ergeben, an welche die Regierung Carls X. nie gedacht, und die man nie von ihr geduldet hätte. Verächter der Gesetze, zum Spotte der Charte von 1830, hat es den Belagerungszustand eingeführt; zehn wichtige Artikel des neuen Vertrags sind von ihm gebrochen worden. Es trieb seinen Spott mit der persönlichen Freiheit; es hat die Gefängnisse angefüllt, die Haussuchungen, die Militär-Kommissionen, die Preßprocesse vermehrt und einen Schriftsteller wegen eines Wortspiels zum Tode verurtheilt . . . Der Fetfa, welchen die Minister der Pairskammer vorgelegt haben, verwandelt dem Geiste nach die constitutionelle Monarchie in einen orientalischen Despotismus. Es ist Constantinopel mit den Eunuchen der Doktrine als Janitscharen; nur tragen sie, wie Mahmud, Chalwaris auf englische Art als Zeichen der Fortschritte der Civilisation. Aber wenn die Franzosen nicht bis zur letzten Staffel der Völkerleiter herabgekommen sind, wenn man noch ohne zu erröthen oder zu lachen von Freiheit reden darf, werde ich mit meinen Betrachtungen fortfahren."

„Es ist augenscheinlich, daß das Prinzip der Juli-Revolution und das Prinzip der Continental-Monarchien sich feindlich entgegenstehen, daß diese beiden unvereinbaren Prinzipien nicht lange nebeneinander fortdauern können; daß das eine nothwendig das andere zerstören muß. Wenn die überraschten Fürsten im ersten Augenblick das Königthum der Barrikaden

anerkannt haben, werden sie früher oder später ohnfehlbar davon zurückkommen; denn Keinem von ihnen wird sonderlich viel daran liegen, von einem Pflastersteine umgeworfen oder von einem Vetter verdrängt zu werden. Ja, jemehr sich in Frankreich ein Anschein von Ordnung und Wohlstand zeigte, destomehr würden sich die absoluten Regierungen entsetzen, denn die Versuchung für ihre Völker wäre dann um so größer. Wie wäre auch möglich eine freie Tribüne, freie Journale, die Gleichheit der Stände, die Theilung aller Aemter und jedes Glückes zu haben, ohne daß die Revolution, minder bedächtig als ihre schwachen Führer, über den Rhein ginge? . . . Daß Souveraine, von einem dreißigjährigen Kriege ermüdet, schlafen wollen; daß Gesandte lieber in Paris bedeutende Personagen sind, als bei sich zu Hause hintangesetzt und vergessen; daß sie darum in Angelegenheiten, von welchem sie sich selbst Rechenschaft geben oder nicht, sie ihrem Hofe die Wahrheit verbergen — das begreift sich. Lasset aber einen gewissen Tag kommen und einen gewissen Menschen gehen und ihr werdet es erfahren:" Die letzte Aeußerung bezieht sich auf den russischen Gesandten, Grafen Pozzo di Borgo, von welchem gesagt wird, er liebe so sehr den Aufenthalt in Paris, daß er darum seit der Revolution sich die größte Mühe gebe, seinen Kaiser in friedlicher Stimmung gegen Frankreich zu erhalten. Dieses erregte in der letzten Zeit endlich den Argwohn des russischen Hofes und Pozzo di Borgo wurde nach Petersburg berufen, um Rechenschaft abzulegen. Aber durch Aufopferung einer bedeutenden Geldsumme an eine einflußreiche Person soll ihm gelungen sein, seine Unschuld darzuthun, und er durfte nach Paris zurückkehren.

„Die gesellige Ordnung löst sich auf; die Anarchie, die in die Köpfe eingedrungen, bedroht die materielle Gesellschaft. Man versteht sich über nichts mehr, die Verwirrung der Ideen ist unglaublich. Wenn der Nachbar nicht seinen Nachbarn erwürgt, so unterbleibt es, nicht weil ihn die Staatsgewalt hindert, sondern weil die Fortschritte der sittlichen Bildung ihm den Gedanken an Gewaltthätigkeit genommen haben. Keine Partei, kein Mensch glaubt innerlich an den Bestand der gegenwärtigen Ordnung der Dinge — für eine Regierung die allergefährlichste Stimmung. Die Quasi-Legitimität, sich für stark, entschlossen, unerschrocken ausgebend, Willkür für Kraft, den unverschämtesten Gesetzesbruch für Gesetzlichkeit haltend, gibt über die Prinzipien nach und verträgt sich mit Allem, was ihr Furcht macht. Sie erhält sich nur durch das vorgehaltene Schreckbild einer noch schlimmern Zukunft, als sie selbst ist; sie stellt sich als eine traurige Nothwendigkeit dar und sagt: (sonderbarer Anspruch auf das öffentliche Vertrauen!) ich bin immer noch besser, als das, was kommen wird. Das ist so ausgemacht nicht."

„Vierzigjährige Stürme haben die stärksten Seelen niedergeworfen; die Gefühllosigkeit ist groß, der Egoismus fast allgemein; man duckt sich, um unbemerkt zu bleiben und sich in Frieden durchzubringen. Wie nach einer Schlacht die Leichen die Luft verderben, so bleiben nach jeder Revolution angefressene Menschen übrig, die Alles mit ihrem Eiter beschmutzen."

„Die Freiheit ist nirgends mehr, als in den Herzen einiger Wenigen, die würdig sind, ihr eine Zuflucht zu eröffnen. Ein Gegenstand der Spötter, aller jener Elenden, die einst ihr Feldgeschrei daraus gemacht, wird diese verkaufte, geschändete, an allen Straßenecken ausgebotene und verschacherte Freiheit — diese Freiheit, welche die Possenreißer des Juste-Milieu sich mit Fußstößen einander zuwerfen — diese gebrandmarkte und mit der Haspel der Ausnahmsgesetze erwürgte Freiheit, wird durch ihre Vernichtung der Revolution von 1830 in eine große Schmach und eine hündische Schurkerei verwandelt."

„Die Gleichheit, diese Leidenschaft der Franzosen, scheint allen Bedürfnissen genug zu thun. Der Bürger, der glaubt, einen König gewählt zu haben, der an dem Tische dieses Königs zu Mittag ißt, und mit seinen Töchtern tanzt, weiß sich in seiner Pfauen-Eitelkeit mit Freiheit und Ruhm wohlfeil abzufinden. Wenn man ihn festhält und ihm Handschellen anlegt, denkt er, er habe sie sich selbst angeschnallt; denn er ist die Quelle der Macht, er klirrt aus Prahlerei mit seinen eignen Ketten, als Zeichen seiner starken Unabhängigkeit. In seinen Augen ist die Monarchie eine Haushaltung und das Diadem das Band einer Nachtmütze."

„Die Frau Herzogin von Berry sah einen Theil dieser Dinge vom fremden Strande aus ... Man sagte der edlen Tochter Heinrich IV., daß es in Frankreich eine Partei gäbe, die mit Hundegeduld Alles ertrage (!); Freiheit heuchelnd, schamlos ihre Reden durch ihre Handlungen Lügen strafend (!!); die Verachtung der Nation und die Fußtritte des Auslandes (!!!) unterwürfig hinnähme; sich gegen künftige Mißfälle in ihrer Filzigkeit (!!!!) Rettung sichere und in der Hoffnung zu leben krieche, krieche, krieche, weil es schwer ist, zu zertreten, was sich so platt macht unter den Füßen (!!!!!). Die wohlwollende Prinzessin ..." — Doch genug von der Prinzessin; gute Nacht, Prinzessin!

Montag, den 14. Januar.

Jetzt nur noch, was Chateaubriand über den belgischen Krieg gesagt. Mir, seinem Sancho Pansa, ziemt es, wie jedem treuen Diener, die edlen Reden seines Herrn zu verkündigen. „Aus dem, was heute unsere mit der Klugheit der Quasi-Legitimität umwundelten Soldaten gethan, kann man sich überzeugen, was die ächten Juli-Männer hätten thun können. Man

hat vor Antwerpen das Heldengeschlecht von Marengo, Friedland, Navarin und Algier erkannt; nur sah man mit Schmerz, daß das Juste-Milieu so viel Tapferkeit verschwendete, so viele Menschen aufopferte, um das Feuer der Linken zum Schweigen zu bringen, um sich eine Kammermajorität zu schaffen, und mit einer dummen Naivität eine Festung zum Vortheil unserer Nachbarn zu erobern. Wir, uns beeilend über die Grenzen zurückzugehen, und nachdem jeder unserer Soldaten auf den Apell des englischen Controleurs geantwortet haben wird, wir werden die Kosten eines glänzenden Kriegszugs übernehmen, der aber nichts endet, weder für Frankreich, noch für Holland, noch für Belgien — ein mörderisches Turnier, dessen mittelbare Folge früher oder später ein Krieg, dessen unmittelbare Folge sein wird, die Schelde dem Handel Großbritaniens zu öffnen. Dieses, das in dem blutigen Spiele keinen Schiffsjungen gewagt, hat nur einige Guineen auf hohe Zinsen angelegt. Fünf bis sechs tausend von dem Geschütze oder der Krankheit hingeraffte Soldaten, mehrere tapfere und geschickte Offiziere getödtet oder verwundet, einige und vierzig Millionen aus der Tasche der Steuerpflichtigen genommen, bilden die Mitgift, welche wir das Glück und die Ehre haben werden, der Eheliebsten des englischen Präfekten von Belgien anzubieten."

Dienstag, den 15. Januar.

Ein preußischer Naturforscher wollte eine wissenschaftliche Reise nach Nordamerika machen und bat seinen König um Unterstützung. Dieser antwortete: Amerika sey schon genug ausgeforscht, aber in Sibirien wären noch die schönsten Entdeckungen zu machen. Als sich nun ein anderer Naturforscher fand, der sich bereitwillig für Sibirien erklärte, bekam er achthundert Thaler Reisegeld. Ist das nicht artig? Ja, dieses Amerika thut ihnen wehe wie ein hohler Zahn und stört sie im Schlafe. Wenn es nur zu plombiren wäre! Eine Republik ohne Guillotine — und sie sagen uns doch seit vierzig Jahren: Republik und Guillotine, das wäre Alles eins! Freiheit ohne Blut — und sie lehren doch der Hofraths-Jugend in allen Schulen: die Freiheit sey so eine Art Fisch, der nur im rothen Meere lebe! Aber sie hoffen sehr auf eine bessere Zukunft, auf Blut und Königthum auch in der neuen Welt. Sie haben es längst vorher gesagt, das Band, welches die verschiedenen Länder Amerikas aneinander knüpfe, würde bald zerrissen und dann würden die vereinigten Staaten aus der gottlosen Liste der Republiken gestrichen und in die heilige Civilliste gesetzt werden. Und in diesen Tagen hat sich wirklich ereignet, daß eine Provinz der Vereinigten Staaten, aus Unzufriedenheit mit einem Douanengesetze, das ihrem Handel schadet, sich von der Union gewaltsam loszutrennen droht. Schon fangen die

Aristokraten zu jubeln an: „Das Werk Washingtons und Frankreichs stürzt zusammen“; schon halten die europäischen Fürsten im Stillen eine Familien-Musterung und vertheilen Amerika zwischen ihre Ottos, Carls, Wilhelms und Friedrichs; schon erkundigt sich Herr von Gagern vertraulich bei Herrn Rothschild, welcher Fürst am meisten Credit habe, und arbeitet an einer schönen Rede für die hessendarmstädtische Kammer, worin er von der Brüderschaft des Mississippi und des Rheins spricht. Unvergleichlich ist die dumme Naivität, mit welcher die Royalisten die Naturnothwendigkeit der monarchischen Regierungen darthun und ihre feste Hoffnung ausdrücken, daß Gott in seiner Barmherzigkeit auch bald den amerikanischen Völkern Könige verleihen werde. Sie sagen: ein Staat in seiner Kindheit und in seinem Greisenalter könne der Monarchie nicht entbehren. O! zugegeben mit tausend Freuden. Aber was folgt daraus? daß eine Monarchie nichts als eine Laufbank oder eine Krücke ist, und daß wenn man der Laufbank nicht mehr und der Krücke noch nicht bedarf, man keine Könige brauche. Ich gebe ihnen mehr zu, als sie verlangen, und bekenne, daß die Staaten nicht blos in ihren Kinderjahren und im hohen Alter, sondern auch zu jeder Zeit ihres Lebens einer fürstlichen Regierung bedürfen — sobald sie krank werden. Dann ist die Monarchie das Heilmittel und der Fürst der Arzt. Aber sobald die Gesundheit zurückkehrt, wirft man das Arznei-Glas zum Fenster hinaus und verabschiedet die Aerzte. In diesem Zustande der Wiedergenesung ist jetzt der größte Theil der europäischen Welt. Wozu also noch länger Doktor und Apotheker? wozu so vieles Geld für Arznei-Mittel ausgeben, das wir für unsere Nahrung nützlicher und angenehmer verwenden könnten? Aber da gibt es Völker, die von Gesundheit strotzen und in der Einbildung krank sind, nur da sehen wir die ganze lächerliche und traurige Geschichte von Molières Malade imaginaire. Lesen Sie gleich vorn die Apotheker-Rechnungen: es ist eine Satyre auf die monarchischen Budgets. Da sind die Volks-Doktoren Duifarius, Vater und Sohn; da ist der Volks-Apotheker Pargo, die den unglücklichen Argan anführen und abführen, daß es ein Erbarmen ist. Wohlmeinende Freunde belehren ihn, daß er gesund sey, und er möge doch Doktor und Apotheker zur Thüre hinauswerfen; aber da tritt jedesmal Madame Belise, der nach dem Gelde des armen Tropfes gelüstet, zur rechten Zeit hinzu und spricht zärtlich mon petit fils, mon ami, mon pauvre mouton! und man erstickt ihn unter Federbetten. Endlich aber, ich hoffe es, wird wie Argan auch das Volk klug werden, sich selbst zum Doktor kreiren und das erhabene und geheimnißvolle clysterium donare, postea segnare, ensuita purgare — was man regieren nennt — selbst lernen und ausüben.

Haben Sie aber, wenn Sie Thee getrunken, je daran gedacht, daß es der Thee iſt, dem wir die amerikaniſche Freiheit zu verdanken und alle die herrlichen Folgen, die ſie für Europa gehabt? Ein Zoll, den das engliſche Parlament auf den Thee gelegt, veranlaßte den Abfall der amerikaniſchen Colonien. Ich rede da freilich im Geiſte der Monarchiſten, die jede Revolution einem unglücklichen Zufalle zuſchreiben; wäre es nicht der Thee geweſen, wäre eine andere Veranlaſſung dazu gekommen; nicht die Freiheit, die Tyrannei bedarf einer Erklärung. Doch iſt es immer ſchön, daß es der Thee war, und daß er ſo wieder gut machte, was er verdarb. Nämlich der Thee, der Kaffee und andere indiſchen Gewürze haben erſtaunlich viel dazu beigetragen, die Despotie in Europa zu begründen — einerſeits, indem ſie die Völker durch den Genuß körperlich, durch Gewöhnung an Ueppigkeit geiſtig entnervt haben, und andererſeits, indem das Emporblühen des Handels die Fürſten bereichert hat, ſo daß ſie ſich ſtehende Heere halten konnten, mit welchen ſie die Freiheit niederſchlugen. Trinken Sie die nächſte Taſſe Thee auf die Geſundheit Carolinens, nämlich jener amerikaniſchen Provinz, die durch ihren Widerſpruch das Land zu entzweien droht; trinken Sie auf das Wohl der Freiheit überhaupt; es geht dem armen Mädchen gar zu ſchlecht.

Weil wir gerade vom Thee ſprechen, muß ich Sie doch über etwas fragen, das mich ſeit einigen Tagen ſehr beunruhigt. Ich kaufte mir Thee, grünen und ſchwarzen, von beiden gleich viel an Gewicht. Ich habe für jede Sorte eine beſondere Büchſe. Als ich nun zu Hauſe die Büchſe füllte, machte der ſchwarze Thee die Büchſe ganz voll, der grüne aber nur zur Hälfte. Es iſt nun die Frage: bin ich betrogen oder nimmt der grüne Thee weniger Raum ein, als der ſchwarze? Es wäre merkwürdig, wenn ein Betrug ſtattgefunden, es war doch ein maison de confiance, in dem ich den Thee kaufte. Ein maison de confiance nennt man hier einen Kaufladen, worin man geprellt wird wie in jedem; aber man darf kein Wort dagegen ſagen. Beklagt man ſich im mindeſten, antworten ſie ſtolz: c'est une maison de confiance!

Mittwoch, den 15. Januar.

Da iſt Ihr Brief, ich kann aber heute nicht mehr auf Alles antworten, ich bin geſtört worden, es iſt zu ſpät. Ein Spanier hat mich beſucht, einſt beim Corps des Marquis Romana. Ich erzähle Ihnen noch von ihm.

— Eine gemiſchte Schulkommiſſion heißt eine Schulkommiſſion, die aus Dummheit und Pedanterie gemiſcht iſt. Adieu.

Acht und neunzigster Brief.

Paris, Freitag den 18. Januar 1833.

Ich glaube es war mein vorletzter Brief, deſſen Kürze ich durch ſtörende Beſuche erklärte. Kein wahres Wort daran. Es war wieder ein ſchönes Buch, in dem ich herumkroch wie eine Fliege in der Zuckerdoſe, und ich konnte nicht heraus. Wenn Sie mir auf das Heiligſte verſprechen wollen, es gar nicht in die Hand zu nehmen an den Tagen, an welchen Sie mir zu ſchreiben haben, will ich es Ihnen verrathen. Es heißt: Mémoires d'un Cadet de Famille, aus dem Engliſchen überſetzt, bis jetzt zwei Bände. Der Name des Verfaſſers ſteht auf dem Titel, aber ich habe ihn vergeſſen und das Buch ſchon weggegeben. Er nennt ſich Freund des Lord Byron. Der Held dieſer Denkwürdigkeiten war ein Seeräuber und hat dem Lord Byron den Stoff zu ſeinem Corſar und den Giour gegeben. Freilich können dieſe Denkwürdigkeiten für eine Frau nicht ſo anziehend ſein, als für einen Mann, . . . Für einen Mann? O! Es iſt mein Spott. Ich meine: für Männer wie wir ſind; ich meine: für einen Mann wie ich bin, der glaubt etwas zu ſein, weil er ſich ſchämt nichts zu ſein. Ich ſchwöre es Ihnen, als ich in dem Buche las, hob ich meinen Arm hoch empor und redete ihn an: Schlingel, alter Schlingel! ſage mir doch, was haſt du denn gethan in deinem halben Jahrhunderte? Ich ſaß am Kamine und ſtarrte in die lodernde Glut. Brennen — leben! Von dieſem Holze bleibt ein wenig Aſche übrig, das Andere geht Alles als Rauch in die Luft. Aber dieſer Rauch ſammelt ſich zu Wolken, dieſe Wolken ſtürzen als Regen herab, der die Erde befruchtet, und ſo ernährt der Tod das Leben. Auch von den Menſchen bleibt nur ein wenig Aſche übrig, auch ſein ganzes Daſein geht in Rauch auf; aber dieſer Rauch wird nicht zur Wolke, er kehrt nicht zurück, er befruchtet nichts. Wo kommen nun die zahlloſen, unbenutzten, ungenoſſenen Kräfte aller der Millionen Menſchen hin, die nichts waren, die nichts werden durften? Die Erziehung ſchlägt ſie todt. Gut, ich weiß das; aber was wird aus ihnen nach dem Tode? Wehe, die Erziehung! Sobald ein Menſch geboren wird — gleich umſtellen und umlauern ihn die Mutter, die Amme, der Vater, die Wärterin; ſpäter kommt der Lehrer, ſpäter der Polizeimann dazu. Die Mutter bringt ein Stückchen Zucker, die Amme ein Mährchen, die Wärterin eine Ruthe, der Vater den Vorwurf, der Lehrer den Stock, der Staat ſeine Ketten, ſein Henkerbeil. Und zeigt ſich eine Kraft, rührt ſich, ſtammelt nur eine Kraft — gleich wird ſie fortgeſchmeichelt, fortgepredigt oder fortgezüchtigt. So werden wir wohlerzogene Menſchen, ſo bekommen wir ſchöne Talente.

Wiſſen Sie was ein großes Talent heißt? Ein Talent iſt eine große fette Gansleber. Es iſt eine Krankheit; der Leber wird das ganze arme Thier aufgeopfert. Wir werden in einen engen Stall geſperrt, dürfen uns nicht bewegen, daß wir fett werden; werden geſtopft mit moraliſchem Welſchkorn und gelehrten Nudeln, und dann ſchnaufen wir und erſticken faſt vor Moral, Gelehrſamkeit und Polizeifurcht, und dann kömmt eine alte Köchin von Regierung, betaſtet uns, lebt uns, ſchlachtet uns, rupft uns und benutzt unſere ſchönen Talente. Was nur an uns ſtirbt, möchte ich wiſſen; ich möchte wiſſen, was nur der Tod an uns zu holen findet! Aber der Tod iſt ein armer Hund; nichts als Knochen ſein ganzes Leben lang, ſelten daß ihm ein voller Menſch herabfällt.

Dieſer Corſar — man kann es aus den Epochen ſeines Lebens berechnen, er war ein Knabe, als die Seeſchlacht von Trafalgar vorfiel — iſt jetzt erſt vierzig Jahre alt und lebt wahrſcheinlich ſchon längſt wieder in ſeinem Vaterlande und baut ſein Feld. Ein Jahrtauſend an Leben hat er ſchon zurückgelegt, und die dreißig Jahre, die er noch leben mag, ſind ihm ein Deſert, eine Sieſte. Thaten, von welchen eine einzige ſchon das ganze arme Leben eines Menſchen bereichern könnte, hat er vergeſſen, und jetzt in ſeiner Einſamkeit, da er ſeine Denkwürdigkeiten ſchrieb, war es oft eine ſeltene Waffe, die er erbeutet und noch beſitzt, oder ein anderes Zeichen, was ihn an eine blutige Schlacht, an eine furchtbare Gefahr erinnert. Der indiſche Ocean, mit ſeinen liebeswarmen, ſeligen Inſeln war ſein Spielplatz. Dort iſt die kriegeriſche Sonne, deren Pfeile Niobe's Töchter getödtet; dort iſt das ächte Urbild der Sonne, die wir nur aus Kupferſtichen kennen. Da wachſen Ananas wie bei uns die Rüben. Der Tiger heult die Nacht, wie bei uns die Nachtigall ſie beſingt. Der Pfeil eines Wilden iſt Morgengruß, der vergiftete Dolch eines Malayen iſt Abendgruß.

Er hatte eine Liebe, ein arabiſches Mädchen, Zela, die Tochter eines Scheikhs. Einmal in der Nacht überfiel er einen malayiſchen Ort und metzelte die Einwohner nieder, ſie für verübte Gewaltthätigkeiten zu züchtigen. Die Gefangenen der Malayen befreite er. Unter dieſen war ein Araber zum Tode verwundet, der ehe er verſchied, die Hand ſeiner vierzehnjährigen Tochter in die ihres Erretters legte. Der Corſar trug ſie auf ſeinen Schultern in ſein Schiff. Sie ward ſein Weib, die Mutter ſeiner Kinder, ſie begleitete ihn auf allen ſeinen Seezügen, theilte alle ſeine Gefahren, ward ſein Schutzgeiſt. Könnte ich Ihnen die arabiſche Zela ſchildern! Sie iſt der holde Genius des Kaffees, der heiße dunkle Blick des Morgenlandes, ein Brennſpiegel der Seligkeit. Zela iſt für den Geiſt des Corſaren, was der Kaffee für ſein Fleiſch. Denn ich muß Ihnen ſagen, er

trinkt Kaffee, wie ich auch, nur unter andern Umständen, und das hat mich am meisten geärgert und darüber bin ich roth geworden. Ich trinke Kaffee — nicht einmal des Morgens, da kann ich ihn nicht vertragen; sondern Mittags nach dem Essen, nachdem ich etwas geschlummert, um neue Kraft zu neuer Schwäche zu sammeln, ehe ich mich wieder an den Schreibtisch setze und federfuchse und schimpfe wie ein altes Weib gegen Buben, die mit Steinen nach mir werfen. Er — wenn ihn eine tolle Meereswoge in die See schleudert und die Wellen mit ihm spielen und ihn sich einander zurollen; sein Muth und seine Stärke helfen ihm wieder empor, er wird halbtodt an Bord gebracht — er trinkt Kaffee und Alles ist wieder gut. Wenn er aus sechs Wunden blutend ohnmächtig niedersinkt: der dumme Schiffs-Chirurg kömmt mit Kübeln von Arzneitränken, mit seinen Messern ihm Arme und Beine abzuschneiden — der Held schlägt die Augen auf, fordert eine Tasse Kaffee, trinkt sie und ist geheilt. Wenn — doch genug. — — O, Schlingel! — ich. O, Schlingels! — Ihr.

Samstag, 19. Januar.

. . . . . Auf das was *** sagt, lassen Sie Acht geben. Er steht zwar ganz unten in der vornehmen Welt, aber unter der aristokratischen Sippschaft herrscht eine merkwürdige Sympathie, und wenn man aufmerksam ist, kann man oft unten hören, was oben gesprochen wird, und so erfahren, was sie vorhaben. Es kann recht leicht sein, daß sie diesmal meine Briefe nicht verbieten, planmäßig nicht; denn aus der Polizeilumperei kommen sie nie heraus. Sie halten immer für leicht und möglich, die öffentliche Meinung zu unterdrücken oder zu beherrschen, und wenn es ihnen mislingt, denken sie, sie hätten nur das rechte Mittel nicht gewählt. Das Verbot der Briefe hat nichts geholfen, jetzt denken sie die Duldung werde wirksamer sein, aber ihre Verachtung wird mir so wenig schaden, als ihr Haß.

Ich habe den Artikel in der Nürnberger Zeitung gelesen. Er ist gut gemeint; aber ich finde mich noch schwerer in diese Menschen, als sie sich in mich finden. Da heißt es wieder: es sey doch jammerschade, daß ein so geistreicher Mann, wie ich sey, und der so unendlich viel Gutes wirken könnte, so unmäßig wäre! Guter Gott! Auf wen soll ich denn wirken? Auf die Regierungen etwa? Auf den Fürsten von Wallerstein, den Herrn von Blittersdorf, den Herrn von Nagler? Oder wohl gar auf die regierenden Fürsten, auf den Großherzog von Baden etwa, den ein Fluß, über welchen eine bequeme Brücke führt, von der Weltschule trennt und der nichts gelernt. Auf einen Fürsten, der sein Wort gebrochen, und für die Klagen und Schmähungen seines Volkes reichlichen Ersatz in einem preußischen Generals-Titel findet, und in einem artigen Briefe, den ihm sein

König geschrieben? Ich soll Gehör bei Menschen suchen, die vierzig Jahre lang den Donner des Himmels überhört? Und das noch mit freundlichen Worten, mit Höflichkeit und Bescheidenheit! Meine Hofmeister sehen eine deutsche Regierung für eine alte gute Großmutter an. Sie meinen: die Großmutter hat ihre Launen, denn sie ist alt und kränklich; aber sie ist doch unsere Großmutter, wir müssen Nachsicht mit ihr haben. Nein, nein, nein, zum Teufel! nein. Nicht Großmütter, Furien sind unsere Regierungen. Ist es großmütterlich, was Baiern thut, das jeden Mann von Gefühl auf die Folter einer peinlichen Untersuchung spannt, bis er bekenne, wer seine Mitfühlenden gewesen? Ist es großmütterlich, wenn die Nassauer Regierung einen Greis von siebenzig Jahren in einer Winternacht aus seiner einsamen Landwohnung reißt und ihn auf drei Jahre zu Dieben und Räubern ins Zuchthaus sperrt, weil er in einer ausländischen Zeitung freimüthig über die Finanzen des Landes gesprochen? Ist es großmütterlich, wenn die preußische Regierung, wie sie selbst bekannt macht, Spione in Paris hält, die ihr jedes Wort der Klagen eines ihrer Unterthanen berichten? Mit des Teufels Großmutter will ich höflich sein, aber mit keiner Rabenmutter von deutscher Regierung.

Ich habe mir das oben besprochene Buch aus der Leihbibliothek noch einmal holen lassen. Der Verfasser heißt Trelawney und nennt sich „Compagnon et ami de Lord Byron.“

Ich habe nicht Zeit mehr das Blatt herunterzuschreiben; ich bin wieder durch Besuche gestört worden. Adieu.

Neun und neunzigster Brief.

Paris, Sonntag den 20. Januar 1833.

Meine deutsche Eselshaut ist schon wieder voll und ich muß sie aufräumen, um für die neue Woche Platz zu bekommen. Deutsche Eselshaut nenne ich die Pergamentblätter in meiner Schreibtafel, die dazu bestimmt sind, beim Zeitungslesen die deutschen Angelegenheiten zu merken. Wollte ich sie, wie ich es mit dem übrigen Europa mache, auf Papier zeichnen, müßte ich mir jeden Monat ein neues Taschenbuch kaufen. Sie sollten nur einmal das kleine gelbe Ding sehen, man glaubt es nicht, wie viel Aerger hineingeht. Wenn ich das nachher in Briefen ausbreite, ist es nichts mehr; es ist dann Scham, Zorn, Wuth, Schrecken in vieler Tinte aufgelöst. Aber auf dem Pergament ist es die reine natürliche Leidenschaft, wie sie aus dem Herzen kömmt. Oft nur ein Wort, ein Zeichen, ein Schrei; aber beredtsamer als die schönste lange Rede. Wenn Worte, wenn ein Ach, ein O,

ein Weh zünden könnten, ſchleuderte ich einmal mein Taſchenbuch in das verfluchte taxiſche Haus, daß das ganze Sünden-Regiſter mit allen Sünden-Regiſtratoren in Rauch und Feuer aufginge. Dort iſt die Büchſe der Pandora, nur ohne die Hoffnung. Doch nein, nicht ohne Hoffnung! die Hoffnung iſt da, aber nicht in der Büchſe; ich hoffe mehr als je. Es kann nicht lange mehr ſo bleiben, ſie machen es zu arg. Ein Volk erträgt lange den Haß, den Zorn, den Druck, wohl auch den Spott ſeiner Tyrannen: aber die Verachtung — nein. Was! die Milch, das ſanfte, harmloſe Ding, wird ſauer und gerinnt, ſteift ſich und widerſteht, wenn man ſie etwas tückiſch anhaucht, wenn ſie einer ſchlägt — und das ſtolze Blut, der edle Sohn des Körpers und der Seele ſollte ſich nicht rühren, wenn freche Edelbuben in ihm herumplätſchern? Es kann nicht ſein, das iſt nicht möglich, das ertragen ſie nicht lange mehr — es iſt Eiſen im Blute.

Die Volkskammer in Weimar hatte die Oeffentlichkeit ihrer Sitzungen beſchloſſen; denn was wäre ſelbſt die Wahrheit im Verborgenen? Nur eine gefährliche Waffe mehr in den Händen der Lüge. Aber die Edelleute in der andern Kammer haben die Oeffentlichkeit verworfen, denn ſie meinten in ihrer Weisheit, damit hätten noch alle Revolutionen und Republiken angefangen und alle Monarchien geendet — worin ſie auch ganz Recht haben. Der Hauptmann der Edelleute, der Landesfürſt, hat den Antrag der Kammer auch verworfen, mit all dem lächerlichen Hochmuthe, deſſen ein kleiner deutſcher Fürſt nur fähig iſt, mit dem ganzen Trotze, den der Schwager eines Koſaken-Kaiſers ſich glaubt erlauben zu dürfen. Man muß die Epiſtel leſen, die der Großherzog ſeinen getreuen Ständen vor die Füße geworfen hat! Er ſagt ihnen: ſie möchten ihm ja mit ſolchem Zeuge nicht mehr kommen, und das Volk ſolle ja nie in Menge etwas fordern, mit zahlreichen Bittſchriften nahen; *denn wenn er noch ſo geneigt wäre, etwas zu bewilligen, und wenn es das Billigſte wäre — nie würde er thun, was Viele, was Alle von ihm verlangten!* Die Epiſtel ſchließt mit den Worten: „Wir beſtätigen übrigens ſämmtlichen Abgeordneten und durch ſolche ſämmtlichen geliebten Unterthanen noch wörtlich die Fortdauer unſerer feſtbegründeten Huld und Gnade.“ Bedanke dich, glückliches Volk! Sehen Sie, ſo ſpricht Göthes würdiger Zögling. Aber ich hoffe, die Zeit wird bald kommen, daß wir dieſen deutſchen Fürſtchen *unſere* Huld und Gnade bezeigen und bei Gott! ich hoffe, das nicht blos wörtlich.

In Hannover iſt ganz das Nämliche geſchehen; auch dort hat die Adelskammer den Antrag der Volks-Deputirten auf Oeffentlichkeit verworfen. Die armen Hannoveraner ſind am ſchlimmſten daran unter allen deutſchen

Völkerſchaften. Sie müſſen ihrem Könige vergüten, was er an zwölf Millionen freier britiſcher Bürger verliert; auf jeden Hannoveraner kömmt die Tyrannei von dreizehn Seelen. So iſt der deutſche Adel! Nach der Juli-Revolution mußte er gezwungen ein ganzes Jahr faſten, und jetzt holt er heißhungrig die 365 verſäumten Mahlzeiten nach. Wohl bekomme es ihnen! Nur daß ſie ſich hüten, ſich den Magen zu verderben, daß ſie ſich wohl hüten; denn wahrlich, laſſen ſie es zum Brechen kommen, möchte es ihnen ſchlimm ergehen. So iſt der Adel aller Länder und Zeiten, ſo wird er bleiben, ſo lange man ihn duldet. Er iſt immer ſo geweſen, er iſt im Livius, was in der Mannheimer Zeitung. Sie erkennen keinen Gott der Menſchen, ſie erkennen nur einen Gott der Edelleute; ſie erkennen keinen Volks-Fürſten, ſie erkennen im Fürſten nur ihren Hauptmann; ſie erkennen kein Vaterland, der Hof iſt ihr Wald, das Land eine Stätte ihrer Räuberei, das Volk ihre Leute. Im Jahr 1816 hielt der Vicomte von Caſtelbajac, ein reſtaurirter Emigrant, in der franzöſiſchen Deputirtenkammer eine feurige Rede über die Wiederherſtellung der Religion, durch Vermehrung der Macht und des Reichthums der Geiſtlichkeit. Da, im heiligen Eifer, entwiſchte ihm der Ausdruck: „das Wohl des Vaterlandes" . . . Vaterland! Er erſchrack ſeines unwillkürlichen Verbrechens und ſich entſchuldigend ſagte er der Kammer: „Du reste, en employant le mot patrie, je n'entends point le mot dont on a tant abusé, qui a servi de prétexte à tous les interêts, à toutes les passions, et d'excuse à tous les crimes; j'entends par patrie, non le sol où je suis attaché sous les honteuses lois de l'usurpation, mais le pays de mes pères avec le gouvernement légitime."

Die Freiburger Bürger hatten den Herrn von Rotteck zu ihrem Bürgermeiſter gewählt, aber die Badiſche Regierung hat dieſe Wahl verworfen. Nun darüber läßt ſich nichts ſagen, das iſt etwas Bundestägliches. Die Miniſter hatten ihre ganze Macht gebraucht, all ihren Einfluß geübt, alle ihre Ränke ſpielen laſſen, dieſe Wahl zu verhindern; ſie hatten dem Herrn von Rotteck ihren eignen Candidaten entgegengeſetzt, und er bekam achthundert Stimmen, und der Regierungs-Candidat nur zweihundert. Sehen ſie, was die höchſt- und allerhöchſt weiſen Bundestagsbeſchlüſſe für ganz unterthänigſte Folgen haben. Freiburg, in dem größten Theile ſeiner Bevölkerung, war gar nicht liberal. Viele waren aus alten Zeiten noch öſtreichiſch geſtimmt, die meiſten waren Gegner von Rotteck und Welcker, denn die guten Bürger hatten ſich von ihren Regierungs-Pfaffen weiß machen laſſen, Welcker und Rotteck wären Schuld an der Sündflut. Als ich verfloſſenen Sommer dort war, wohnte ich einem Abendeſſen von

dreißig bis vierzig Personen bei. Darunter waren etwa zehn Bürger, alle übrigen waren aus dem gelehrten Stande. Man versicherte mich, ich sehe da Alles beisammen was in Freiburg an Liberalismus aufzutreiben gewesen. Und wie hat sich das jetzt geändert! Das haben die Bundestags-Gesandten bewirkt, das sind die wahren Revolutionärs, die guten echten Hambacher. Der Großherzog von Baden hätte tausendmal eher den Herrn von Blittersdorf pensioniren sollen als Rotteck und Welcker. Aber sie sind mit Blindheit geschlagen, mit einer Blindheit, gegen welche die Aegyptische Finsterniß blendendes Tageslicht ist. Ich bitte Sie, thun Sie mir doch den Gefallen und fragen Sie mich in ihrem nächsten Briefe: ob ich denn gar nichts über die Bundestagsbeschlüsse schreiben werde? Ich möchte Sie gern auslachen, das wird mich erheitern. Den vielen Narren, die seit vorigem Sommer diese Frage an mich gethan, wollte ich aus Höflichkeit nicht in das Gesicht lachen: aber mit Ihnen als meiner lieben Freundin brauche ich keine Umstände zu machen. Ich soll von den Bundestags-Beschlüssen sprechen! Als hätte ich mich darüber gewundert, als wäre ich einer jener Thoren die das überrascht. Ich hatte die Bundestags-Beschlüsse schon ein Jahr früher gelesen, ehe sie gedruckt, ja ehe sie geschrieben waren. Habe ich denn in den Pariser Briefen von vorigem Winter nicht davon gesprochen? Doch vielleicht das nicht einmal; es schien mir so etwas Natürliches, so etwas zu seyn, was sich ganz von selbst versteht.

Einhundertster Brief.

Paris, Montag den 21. Januar 1833.

Heute ist der Jahrestag der Hinrichtung Ludwig XVI. Es sind gerade vierzig Jahre. Um diesen jour funeste et à jamais déplorable, wie vorgestern die Pairskammer beschlossen, religiös würdig zu feiern, mit Gebet, Reue, Buße und Thränen, um zu zeigen wie jede Republik eine Tiger-Essenz ist, und jede Monarchie ein See von Mandelmilch und Rosenwasser — will ich Ihnen folgende lustige und herzbrechende Geschichte mittheilen. Ich habe sie aus einer französischen Schweizer Zeitung übersetzt. Vorher aber will ich Sie daran erinnern, was ich Ihnen kürzlich einmal von den Wasserkäcken der Welt geschrieben, und wie das Fürstenthum Neufchatel, von dem Könige von Preußen beherrscht, der Wassersack der Schweiz sey. Jetzt lesen Sie.

Die Patrioten in den Gefängnissen von Neufchatel.

„Am 8. December des vorigen Jahres, begab sich Herr von Perrot, Maire von Neufchatel und Präsident des Criminalgerichts in die Gefäng-

niſſe, um den wegen politiſchen Vergehen Eingekerkerten, die ſogenannte Amneſtie zu verkündigen, mit welcher der König von Preußen, in ſeiner unerſchöpflichen Güte, ſie zu begnadigen geruhte. Dieſe Magiſtratsperſon legte den Unglücklichen einen Eid auf, nach welchem ſie auf den königlichen Scepter zu ſchwören hatten: „daß ſie an der Perſon ihrer Richter ſich nicht zu rächen ſuchen; daß ſie keinen Groll, gegen wen es auch ſei, bewahren; ihrem Gefängniſſe Treue hüten, und während der ganzen Zeit ihrer Gefangenſchaft kein Mittel zur Flucht verſuchen wollen.“ Alle Gefangenen ſprachen die Eidesformel aus: nur Dubois der zum Tode verurtheilt, deſſen Strafe aber in lebenslängliche Gefangenſchaft mit beſtändiger Zwangsarbeit verwandelt worden war, weigerte ſich zu ſchwören; dieſer unglückliche Patriot, als man ihm den Scepter vorhielt, erklärte, daß er ſich ein ſolches Gelöbniß nicht auflegen könnte. Auf eine zweite Aufforderung wiederholte Weigerung, worauf der Maire befahl Dubois in das Gefängniß zurückzuführen.“

„Fünf Minuten ſpäter, fielen auf einen Befehl des Maires, zwei Gensd'armen über Dubois her, knebelten ihn, legten ihm Handſchellen an, ſchleppten ihn die Treppe herunter, zerrten ihn über den Gefängnißhof, und warfen ihn in ein Loch, das man den Käfig nennt, um vierzehn Tage, bei Waſſer und Brod darin zu ſchmachten. Dieſes Folter-Inſtrument, ganz genau nach dem Modelle desjenigen verfertigt, das der Cardinal de la Balue, auf Befehl Ludwig XI. erſonnen, iſt ein Käfig von ungefähr fünf und einem halben Fuß in's Gevierte, in dem man weder ſitzen noch ſtehen kann, und in einem alten Thurme des Gefängniſſes angebracht. Der Unglückliche, den man hineingeſperrt, muß ſich auf dem Stroh, das man ihm unterlegt niederkrümmen. Der Käfig iſt aus ſtarken Eichenbohlen gezimmert, empfängt nur ein wenig Licht durch die Fenſteröffnung einer innern Thüre, und das blos wenn eine äußere Thüre von Eiſen, die den Eingang des Thurmes ſchließet, geöffnet wird. Im Sommer kann der Unglückliche, den man in dieſes Loch ſperrt, es noch aushalten! aber im ſtrengen Winter wird es unerträglich, da die Luft von allen Seiten eindringt. Auch wurde der unglückliche Dubois, nachdem er die Folter des Winterfroſtes acht und vierzig Stunden ausgehalten, von dem Gefängnißwärter in dem erſchrecklichen Zuſtande eines erfrorenen Menſchen gefunden. Er hatte keinen Puls mehr und war ſteif wie eine Leiche. Der Kerkermeiſter entſetzte ſich über die Folgen dieſer kannibaliſchen Grauſamkeit, eilte fort, Decken und warme Speiſen zu holen, und bemühte ſich mit Hülfe ſeines Sohnes, das unglückliche Schlachtopfer in das Leben zurückzurufen. Gleich darauf ſetzte er den Maire von den Folgen ſeines barbari-

schen Befehls in Kenntniß. Dieser ließ Dubois in sein altes Gefängniß zurückbringen und forderte ihn von neuem auf den verlangten Eid zu leisten. Der Gefangene mußte sich in sein schmachvolles Schicksal finden, doch bei sich wohl begreifend, daß ein solcher abgefolteter Eid nur Wort und Wind sei."

„Dieses ist die genaue Darstellung von der Lage des unglücklichen Dubois, die uns einer seiner Leidensgenossen, der, glücklicher als er, nach Verlauf seiner Strafzeit, das Gefängniß verlassen durfte, mitgetheilt hat. Eidgenossen! Nach solchen Schandthaten dürfen wir nicht mehr allein die Henker von Modena und Lissabon verwünschen. Die Preußisch-Neufchateller Zwerg-Tyrannen, haben sich zur Höhe jener zu erheben gewußt. Das sind die Qualen, welche unsere Brüder in den Gefängnissen von Neufchatel, und alle die, welche die würdige Regierung dort noch hineinführen kann, täglich zu erdulden haben! Berner! das ist das Schicksal, welches jeden Augenblick Meuren bedroht. Und im Herzen der Schweiz mit seinen milden und patriarchalischen Sitten, und im Herzen der republikanischen Schweiz werden solche monarchisch-aristokratische Schandthaten geduldet!"

Und warum sie nicht dulden, wenn sie aus so guten lieben Händen kommen? Der preußische Staat ist der glücklichste der Welt, er hat die allerbesten Schulen. Dort wird das Volk gründlich zum constitutionellen Leben erzogen; in den Schulen muß die Freiheit von der Pike auf, vom A b c an dienen. Sie halten jetzt schon am a, b ab; im zwanzigsten Jahrhundert kommen sie an das b, a ba und nach eben so viel Jahrhunderten als das Alphabet Buchstaben hat, werden die Reichsstände zusammengerufen. Was mich aber an dieser schönen Geschichte von dem Menschenkäfig am meisten ergötzte, war der Scepter, dieses heilige Kreuz worauf man schwören ließ. Das ist ein Seitenstück zur Buße vor dem Bilde des Königs von Baiern. Die Despotie in Deutschland wird täglich orientalischer, romantischer, sie funkelt wie Smaragden und Rubinen. Man glaubt den Calderon, oder ein Mährchen aus Tausend und eine Nacht zu lesen. Es kömmt noch dahin, daß man die Angeschuldigten kleiner Ketzereien in ein Krystall-Gefängniß sperren wird, oder sie zur Buße mit nackten Füßen auf Perlen wird gehen lassen — und daß man die Angeschuldigten großer Hetzereien, an einen Galgen von Sandelholz hängen wird.

— Schwamm herbei! Die erste Seite der deutschen Eselshaut ist sauber; jetzt zur zweiten. Ein Eßwaarenhändler in München "a l'honneur de prévenir la haute noblesse et le respectable public," daß er frische Trüffeln bekomme. Es ist das erste Mal, daß ich so etwas in französischer Sprache lese und es nimmt sich ganz gut aus. Aber nicht gut

nimmt es sich aus, daß das verehrungswürdige Publikum so entsetzlich einfältig ist, so etwas zu dulden. Das verehrungswürdige Publikum sollte sich vereinigen, bei keinem Handelsmanne etwas zu kaufen, der die Frechheit hat in seinen Ankündigungen besonders von dem hohen Adel zu sprechen. Möchten sie doch endlich begreifen lernen, daß die Sitten mächtiger sind als die Gesetze, und daß nur die Gesetze in den Ständen des Adels sind, die Sitten aber in den Ständen des Volkes! Wären die Sitten nicht mächtiger als die Gesetze, es stünde heute schlimm in Frankreich mit Freiheit und Gleichheit. Es giebt kein Schlachtfeld, keinen großen Sieg der Freiheit. Ist eine Seite der Geschichte herabgeschrieben, werden die Zahlen addirt, und diese Summe nennt man eine Revolution. Fällt das Buch wieder in die Hand des Feindes, glaubt er die Revolution vernichtet zu haben, wenn ihr nicht täglich aufschreibt, Brüche zu Brüchen, Zahlen zu Zahlen gestellt. Es giebt nur Minuten, nur kleine Händel, kleine Zänkereien der Freiheit, Spottreden, Epigramme, Prügel, Ohrfeigen, Thüre hinaus, Treppe hinunter werfen. Aber jeder Tag hat vier und zwanzig Stunden, jede Familie hat fünf Seelen, und Ihr glaubt es nicht was fünf Seelen in vier und zwanzig Stunden verrichten können, wenn sie ernstlich und immer wollen . . . . . Du verehrungswürdiges Frankfurter Publikum — warum bist du denn so gar einfältig, dich in deinem Concertsaale auf die Hinterstühle zu setzen, und dem hohen Adel die vordern zu überlassen? Thut das nicht, setzt euch selbst mit euren Weibern und Töchtern vorn hin. Zwar weiß ich wie viel es einem bescheidenen Manne kostet, sich in einen öffentlichen Kampf mit der Eitelkeit einzulassen; aber es soll auch nicht Einer allein, alle Bürger sollen sich zugleich hervorstellen. Und werdet ihr auch verbannt, bringt der guten Sache das Opfer. Seid nicht demüthig, seid nicht blöde, seid nicht schwach. Eure Demuth ist ihr Hochmuth, eure Blödigkeit ist ihre Frechheit, eure Schwäche ist ihre Stärke. Geht jede Stunde einen Schritt, aber geht diesen Schritt jede Stunde und ihr werdet bald an das Ziel gelangen.

„Göttliche Gerechtigkeit wie — lange noch wirst du deine Blitze schlafen lassen?“ Sie glauben vielleicht ich hätte das gesagt? O nein, es steht im frankfurter französischen Journale und wird bei einer, ich weiß nicht mehr welcher, Gelegenheit ausgerufen, wo die Fürstenschaft oder der Adel irgend eine Schlappe bekommen. Das Wort ist schön, aber die ganze hohe deutsche Bundesversammlung, mit allen ihren Excellenzen, Grafen und Baronen, mit allen ihren Legationsräthen und Gesandtschafts-Sekretären, mit dem großen Heere ihrer besoldeten Zeitungsschreiber, hätte so etwas Schönes nicht sagen können, sie mußte sich erst

einen Franzoſen dazu kommen laſſen. Der verſteht's! Er ſpricht wie wir, er macht unſere Stimme nach, er meint Gott wäre blind und harthörig wie der Patriarch Iſaac, werde ſeinen ſpitzbübiſchen Sohn Jakob für ſeinen Erſtgebornen halten und ihm ſeinen Segen geben. Wahrhaftig, es gefällt mir, daß ſie ſelbſt die ſchlafenden Blitze der Gerechtigkeit aufwecken!

Dritte Seite. Noch einmal Preußen. Prussia for ever. Die Preußiſche Regierung, wie jede germaniſchen Urſprungs — es iſt des Tacitus wegen — beſoldet Spione in Paris, um dort auf ihre geliebte treue Unterthanen etwas Acht zu geben. Dagegen läßt ſich nichts ſagen, keine Monarchie kann der Spione entbehren, man lebt ſo lange man kann. Warum haben Republiken, warum haben Nordamerika, die Schweiz, die freien deutſchen Städte keine Spione? Weil dort die Regierungen nicht zu befürchten brauchen, daß ihre Bürger einmal den Verſtand verlieren und ihre freie Verfaſſung gegen einen Fürſten vertauſchen möchten. Die Bewohner einer Monarchie aber wünſchen ſich einen Freiſtaat, ſobald ſie zu Verſtande kommen; je vernünftiger ſie alſo werden, je mehr Spione braucht ein Fürſt. Das iſt alſo ganz in der Ordnung. Außerordentlich iſt es aber, eine ſehr außerordentliche Naivität, daß eine Regierung es eingeſteht und es drucken läßt, ſie treibe Spionerie, wie es die Preußiſche gethan.

Da iſt ein gewiſſer Traxler in Cöln, ein königlich Preußiſcher Paradiesvogel, ich meine: einer der Seligen im Preußiſchen Paradieſe, das ſo herrliche Rüben und Schulen hat — der ließ etwas in einem Pariſer Blatte von der Seligkeit aller Rheinpreußen drucken und von ihrer Anbetung gegen die Mark Brandenburg. Die preußiſchen Behörden entdecken den Namen des Spaßvogels und ſperrten den Traxler in einen Käfig. Ein Gefängniß iſt die beſte Widerlegung aller Sophismen, es iſt die wahre Schule der Logik. Der Temps (darin ſtanden die Artikel) fragte: wie denn die Preußiſche Regierung ohne Verletzung des Briefgeheimniſſes ihren Correſpondenten habe entdecken können? Der Preußiſche Advokat antwortete: Briefe öffnen! Pfui! ſo etwas erlaubt ſich ſeine Herrſchaft nicht; aber „den klugen Maßregeln unſeres Gouvernements iſt es zuzuſchreiben, daß man endlich durch Vermittlung eines Agenten der Pariſer Polizei die Originalbriefe des Traxler und mehrere von andern ähnlichen unnützen Geſellen, für Pariſer ultraliberale Blätter beſtimmt, erhielt .... Der deutlichſte Beweis, mit welchem Vertrauen dieſe Radicalreformer und Lügenverbreiter unſere Regierung verehren, daß ſie nicht Scheu trugen, ihre Correſpondenzen frank und frei durch die Poſt an die vollſtändigen Adreſſen der Zeitungs-Bureaus abgehen zu laſſen ..... Nur von Traxlers Briefen wurde bis jetzt erſt Gebrauch

gemacht, die andern sind wohl noch aufgespart zur gelegenen Zeit. .... Die Landesgesetze dürften dies wahrhaft verbrecherische Treiben leicht als landesverrätherisch betrachten und eine Strafe bestimmen, welche als Warnung für ähnliche Briefsteller der Strenge und des Ernstes nicht entbehren wird."

Unnütze Gesellen, Lügenverbreiter — das ist der Oden-Styl monarchischer Begeisterung; mit dem wollen wir nicht rechten; der preußische Correspondent, als er so schrieb, kam vielleicht eben vom Tische. Wir wollen uns an die Prosa halten. Die klugen Maßregeln der preußischen Regierung sind bewunderungswürdig! Der große Friedrich mit seinen herrlich blauen Augen stand vor mir, aber ob er lachte oder weinte, konnte ich nicht unterscheiden; denn schnell verhüllte er sich das Gesicht, als ich von seinen Enkeln erzählte .... Als einen Beweis der Verehrung, als ein Zeichen des Vertrauens sieht es die preußische Regierung an, wenn ihre Unterthanen sie nicht für so niederträchtig halten, daß sie die Briefe öffne! So sind alle Monarchien. Jede monarchische Regierung will für jedes Unrecht, mit welchem sie ihre Unterthanen verschont, gelobt sein; dann soll man ihre Gerechtigkeit preisen. Jedes Gut, das sie ihren Unterthanen nicht raubt, will sie als Geschenk betrachtet wissen, wofür man Dank schuldig sey. Wenn sie den Bürgern erlaubt, jedem so gut er es versteht, den Weg seines Glückes zu verfolgen, seinem Wohlstande nachzugehen, wenn sie ja einmal nicht hindert, rühmt sie sich, Wohlstand über das Land zu verbreiten und die Selbstbuldigung nimmt kein Ende. Das ist wörtlich wahr. War doch neulich in einem russischen Zeitungsartikel zu lesen: „Die Polen hatten alle ihre moralischen und physischen Kräfte der Regierung zu verdanken, die sie schmählich verriethen, ob sie ihnen gleich die Mittel verschafft hat, mit denen ein achtmonatlicher blutiger Krieg geführt ward." Wenn ein unglückliches Volk, nachdem es die Tyrannei ausgesogen, noch so viel Kraft behielt, sich der Tyrannei zu widersetzen, wird ihm das als Verbrechen, als Undank angerechnet! Nichts haben sie den Polen übrig gelassen; aber um für die Freiheit zu kämpfen, braucht es keiner andern Waffe, als der Liebe zu ihr.

Ist das nicht artig, wenn der preußische Advokat sagt: nur den Traxler habe man einstweilen vorgenommen, die andern gleichschuldigen Pariser Correspondenten werden zur gelegenen Zeit aufgespart? Das ist Gerechtigkeit! Sie sind wohl noch nicht fett genug die Andern? Ihr verwahrt sie wohl für eueren nächsten Freiheits-Schmaus? Und: die Gesetze — dürften — leicht — eine Strafe bestimmen — die des Ernstes nicht entbehren wird! Also das Gesetz ist Richter, das Gesetz wird bestimmen! O Friedrich!

Mittwoch, den 23. Januar.

. . . . . Schicken Sie mir Ihre Sachen, ich werde nicht grob sein, wenigstens diese Woche nicht mehr, ich bin ganz erschöpft.

Ich freue mich, daß dem *** meine Briefe so gut gefallen. Ich will auch auf die Jugend wirken; wir Alten sind keines Punktes auf dem i der Freiheit würdig. Grüßen Sie ihn herzlich von mir und seine Frau, und sie sollen der *** mehr Zucker in den Thee werfen, damit sie nicht so sauer spreche. — Glauben Sie ja Keinem, der sagt ich wäre kein Gelehrter; das ist boshafte Verläumdung.

Einhundert und erster Brief.

Paris, Freitag den 25. Januar 1833.

Wenn ich nur den bösen Zauber begreifen könnte, der die Italiener hier verhindert, den Don Juan gehörig zu Stande zu bringen. Man spielte ihn vor einigen Tagen wieder und ich habe mich gelangweilt wie immer. Es ist Mozarts Musik; aber ohne ihren Geist. Es ist die nämliche Gestalt, Haltung, Farbe; aber ohne Leben. Es ist eine Wachsfigur, es ist gemaltes Feuer. Ich wollte unser Guhr käme einmal hierher und uchte dem ungläubigen Orchester etwas Religion beizubringen.

Als ich gestern über den Boulevard St. Antoine, der jetzt Boulevard Beaumarchais heißt, spazieren ging, sah ich mir genau drei Häuser an, die nicht weit von einander liegen. Ich sah hinein, hinauf, und da es alle drei Eckhäuser sind, machte ich die Runde um sie, ganz wie ein Dieb, der kundschaften will, auf welche beste Art er in der Nacht einsteigen könnte. In diesen Häusern wohnten einst berühmte Menschen. Solche verödete Wohnstätten rühren mich mehr, als die Gräber auf dem Kirchhofe. Dort war früher nichts und jetzt lebt da der Tod, es ist eine Art Geburt. Hier aber war früher Alles, und jetzt ist das Leben todt, da ist die wahre Vernichtung. Und welches Leben war in diesen Häusern! Alle Lust und aller Schmerz des Daseyns; alle Weisheit und alle Thorheit des Lebens; Reichthum, Armuth, die Freuden der Jugend, die Leiden des Alters, Witz, Geist, Aberglaube, Philosophie, Edelmuth, Gaunerei, Freundschaft, Treue und Verrath, aristokratische Verderbniß und demokratische Wuth, zwei Jahrhunderte und beide verraucht, und das ganze Paradies und die ganze Hölle, die zwischen der glücklichen und unglücklichen Liebe liegen. Jetzt wird in allen dreien gemeine Krämerei getrieben!

In dem ersten Hause hat Cagliostro gewohnt. Es sieht etwas labyrinthisch und theatralisch aus und ist ganz geeignet zu einem Schauplatze

für Geisterbeschwörungen, Goldmacherei, somnambulistischen Spuk und andere Täuschungen. Göthes aristokratische Verstocktheit und beispiellos enge Hofbeschränkung wurden mir durch nichts klarer, als durch die falsche Ansicht, unter welcher er das Leben des Cagliostro und die Halsbandgeschichte betrachtete. Er sah sie als revolutionäre Erscheinungen, als die ersten Blitze an, mit welchen das Weltgewitter begann. Und sie waren gerade das Gegentheil: das helle Aufflackern einer verlöschenden Zeit. Cagliostro's Treiben war eine Parodie der monarchischen Taschenschauspielerkunst. Ganz wie er, zu gleichen Zwecken und mit gleichen Mitteln, haben die Fürsten aller Zeiten die Völker aller Länder betrogen, so oft wegen unzureichender Macht die List nöthig geworden. Die Halsbandgeschichte war die Sittenverderbniß aller Höfe, nur daß sie hier zum ersten Male öffentlich geworden. Freilich wenn wahr ist, was neulich die Monteskikelchen an der Ilm und der Saale, die edlen Ritter des Thüringer Waldes, die Großherzoglich-Sachsen-Weimar-Eisnach-Moskowitsche Adelskammer behauptet: Daß Oeffentlichkeit der Anfang aller Revolutionen gewesen — dann war die Halsbandgeschichte wohl eine revolutionäre Erscheinung. Aber an wem liegt die Schuld, wenn keine Monarchie die Oeffentlichkeit ertragen kann?

Das andere Haus gehörte einst der Ninon de l'Enclos, der schönen Magdalene — ohne Reue — die alle die unendliche Barmherzigkeit Gottes erschöpfen muß, wenn er ihr so viel vergeben will, als sie geliebt hat. Ihre Zeitgenossen wunderten sich, daß sie noch im höchsten Alter Bewunderer gefunden. Wie würden diese erst erstaunen, wenn sie heute lebten, und sähen, daß noch jetzt, nachdem Ninon länger als hundert Jahre todt ist, noch jeder Mann von Gefühl sie liebt? Es ist ein großer Streit unter den Gelehrten, in welchem Alter Ninon zum letzten Male glücklich gewesen, ob in ihrem siebenzigsten oder in ihrem achtzigsten Jahre. Ich glaube aber weder das eine noch das andere; denn sie war neunzig Jahre alt, als sie starb. Chesterfield fragte einmal eine Dame von vierundsiebenzig Jahren, in welchem Alter die Frauen zu lieben aufhörten? Diese erwiderte: Mylord, das weiß ich nicht, Sie müssen eine ältere fragen. Ninon's Haus hat drei Seiten, die nach drei verschiedenen Straßen gehen. Vorn nach dem Boulevard ist eine Hofmauer, vielleicht früher eine Gartenmauer, die zwei Pavillons verbindet. Den einen garstig roth angestrichen, verunziert eine Weinschenke der gemeinsten Art. Zu dem andern, höher auf einer Terrasse gelegen, der einen Balkon hat, davon herunter zu springen, führt von der Straße aus eine kleine, holde, anliebelnde Treppe, so eng, daß in dunkler Nacht ein gehender und ein kommender Liebhaber sich unmöglich

hätten ausweichen können. Doch für ſolche Fälle war geſorgt. Auf der entgegengeſetzten Seite nach einer andern Straße hat das Haus noch eine Thüre. Da iſt der Haupt-Eingang, das Thor. Jetzt hängt eine Tafel davor: Apartement à louer Wie würde Ninon darüber lachen, wenn ſie das läſe. Ein nicht-möblirtes Apartement, alſo nur jahrweiſe zu vermiethen. Sie hat ihr Haus oft genug vermiethet; aber die längſte Miethzeit war nicht länger als ein Tag unſerer Antipoden. Das Haus hat ungewöhnlich viele Fenſter, welche die ganze Höhe der Zimmer einnehmen, und von denen jetzt mehr als die Hälfte vermauert ſind. Dieſe vielen Fenſter gehören zu dem Nachruhme der Ninon. Sie heuchelte nicht; in welchem Zimmer, in welchem Winkel ſie auch war, es konnte ihr jeder Nachbar in das Herz ſehen. Sie war ſo edel, daß, ſobald ein Mann ihre Gunſt erhielt, er das Recht, ihr ein Geſchenk zu machen, auf immer verlor. Edel und doch geſtorben — wie traurig! Aber es ſterben auch gewöhnliche Menſchen, die nichts haben als das Leben, und das iſt noch trauriger.

Das dritte Haus war das von Beaumarchais. Dieſes ſuchte ich eigentlich auf, die andern ſah ich nur im Vorübergehen. Ich hatte eine Wallfahrt dahin gelobt, als ich einige Tage vorher im Theater Français Figaro's Hochzeit geſehen. Das Haus liegt oder lag vielmehr am Ende des Boulevards und am Eingang der Vorſtadt St. Antoine, ſehr bezeichnend als Grenze zwiſchen Monarchie und Republik, wie Beaumarchais ſelbſt eine war. Das Haus, der Garten, einſt zu den Merkwürdigkeiten von Paris gehörend, die jeder Fremde zu ſehen eilte, ſind verſchwunden. Nur die Gartenmauern ſtehen noch, hoch, mit Fratzenmäulern zum Abfluſſe des Waſſers verſehen; es ſcheint der Garten lag auf einer Terraſſe. Auch noch ein Luſthäuschen hat ſich erhalten, von launiſcher Bauart, einen reichen Beſitzer verrathend. Ich trat in den geräumigen Hof. Dieſer umſchließt jetzt ein neues Gebäude zur Salzniederlage beſtimmt. Salz — Beaumarchais — es iſt ein Erbe, der ſeiner nicht ganz unwürdig iſt. Beaumarchais gehörte zum Salze ſeiner Zeit. Unſer heutiges Leben hat kein Gewürz mehr, es iſt wie ein Kinderbrei. Auch iſt jetzt die Menſchheit ein Kind, das in die Schule geht. Nichts trauriger als eine ſolche Zeit der Entwickelung und der Lehre, wie die unſere, und die ſchon ein halbes Jahrhundert dauert. Man iſt da immer entweder zu jung oder zu alt. Iſt man zu jung, iſt man gedankenlos und die Zeit geht Einem verloren; iſt man zu alt, iſt man ſorgenvoll und man geht ſelbſt verloren. In der ganzen franzöſiſchen Geſchichte war das achtzehnte Jahrhundert gewiß das glücklichſte für alle genußliebenden Menſchen, Philoſophen und Müſſiggänger. Wer aber von jenen Menſchen, beim Ausbruche der Revolution, ſich und die Freiheit

verſtanden, hätte ſich unter den Trümmern der Baſtille müſſen begraben laſſen. Auch unter den Ehen, welche die Liebe geſchloſſen, gibt es Glückliche, wenn auch ſelten; aber wer die Freiheit geheirathet, nachdem er ſie als Jungfrau geliebt, iſt immer unglücklich. Natürlich. Die Wehen der Zeiten kommen nach den Geburten und man erkauft die Vater- und Mutterfreuden nicht mit Angſt und Schmerzen, ſondern man bezahlt ſie damit, nachdem man ſie ſchon genoſſen. Beaumarchais war nicht ſo glücklich einen Tag nach der Monarchie zu ſterben. Er lebte lange in die Revolution hinein, hörte ihre Verſprechungen, erfuhr ihre Täuſchungen, dann ſtarb er und ſah ihre Erfüllungen nicht mehr.

Es iſt merkwürdig, wie aller Geiſt der Menſchen nichts hilft, wenn der Geiſt der Zeiten ſich ändert. In einer Nacht war Beaumarchais ein Dummkopf geworden; in einer Nacht hatte er allen ſeinen ſchönen Muth, ſeine Klugheit, ſeine Gewandtheit, ſeine ſonſt ſo unerſchütterliche Feſtigkeit verloren.

Mit dem Kriege des Lebens hatten ſich die Rüſtungen des Lebens geändert, und die Revolution fand Beaumarchais wie im Schlafrocke. Wie wäre es erſt Voltaire ergangen, der ſo viel waffenreicher als Beaumarchais, ſich ſo viel wehrloſer gefühlt hätte! Sie kennen Beaumarchais als Schriftſteller, aber wiſſen vielleicht nicht, daß er einer der größten und thätigſten Geſchäftsmänner, einer der unternehmendſten Köpfe, einer der feinſten Hofleute und gewandtſten Weltleute geweſen, und daß er in allen Verlegenheiten, in allen Gefahren des geſelligen und bürgerlichen Lebens immer den größten Muth und eine bewunderungswürdige Geiſtesgegenwart gezeigt. Sein Abentheuer mit Clavigo in Spanien iſt durch Göthe bekannt geworden; aber erſt geſtern habe ich aus ſeinen hinterlaſſenen Briefen erfahren, wie er einſt ganz allein in einem Walde bei Nürnberg von Räubern angefallen worden, und, ob zwar ſchwer verwundet, ſich durch ſeine Unerſchrockenheit und Tapferkeit gerettet hatte, nachdem er einen der Räuber niedergeſtoßen, die andern verjagt. Er war zugleich ein Ouvrad und ein Voltaire. Durch ſeine kühnen und glücklichen Handelsunternehmungen ward er einer der reichſten Männer von Frankreich. Im amerikaniſchen Freiheitskriege machte er den Inſurgenten, im Einverſtändniſſe mit der franzöſiſchen Regierung, große Waffenlieferungen. Da gab es nun, wie immer bei ſolchen Unternehmungen, Kapereien, Schiffbrüche, verzögerte oder verweigerte Bezahlungen. Beaumarchais, durch ſeine Gewandtheit, wußte aus allen dieſen Verwicklungen ſich zu ſeinem Vortheile zu ziehen. Nun, dieſer nämliche Beaumarchais zeigte ſich in der Revolution unerfahren wie ein Kind,

feige wie ein deutscher Stubengelehrter. Er unternahm auch für die revolutionäre Regierung Gewehrlieferungen; verlor aber nicht allein sein Geld, sondern fast auch seinen Kopf darüber. Früher hatte er es mit Ministern einer absoluten Monarchie zu thun. Die Cabinetsthüren solcher Größen schließen und öffnen sich jedem leicht und sanft, der Schlösser und Angeln zu ölen versteht. Später hatte es Beaumarchais mit ehrlichen, das heißt mit gefährlichen Leuten zu thun; das wußte er nicht zu unterscheiden und ging zu Grunde darüber.

Man hörte, daß er im Auslande Waffen aufkaufte, und er kam in Verdacht, dieses für Rechnung der Feinde zu thun; das Gerücht verbreitetete sich im Volke. In einer Nacht stürmten die Vorstädter, racheglühend, sein Haus. Sie schrieen, es wären Waffen darin versteckt. Beaumarchais flüchtete sich in Todesfurcht. Das ganze Haus wurde umgekehrt, die Erde des Gartens wurde tief aufgewühlt; man fand nichts. Besonders die Weiber des heiligen Antonius waren wie rasend. Man hat sie oft die Furien der Revolution genannt; aber nein, sie waren die Rachefurien der Monarchie, sie kamen hinter der Sünde. Die Feinde der Freiheit möchten gern die Strafe für das Verbrechen erscheinen lassen. Die angstzitternden Diener Beaumarchais' waren im Hause zurückgeblieben und konnten später ihrem Herrn von dem Hergange erzählen. In dem reichen und vollen Hause wurde nichts entwendet, auch nicht von dem Werthe eines Pfennigs. Kein Glas Wein wurde angenommen, die Wuthentbrannten löschten ihren Durst mit Wasser. Der zerlumpte Kerl, der die Rotte anführte, erklärte, es würde jeder niedergestochen, der nur etwas anrühre.

Eine Frau hatte im Garten eine Nelke abgebrochen; sie bekam dreißig Ohrfeigen und wäre beinahe im Springbrunnen ersäuft worden. Als Beaumarchais den andern Morgen in sein Haus zurückkehrte, war er erstaunt, alle seine Schätze wiederzufinden. Er war erstaunt — so wenig verstand er die Revolution, er, der doch selbst dreißig Jahre daran gearbeitet! Er starb 1799 in seinem siebenzigsten Jahre, bei ungeschwächter Kraft des Körpers und des Geistes; nur seine Heiterkeit hatte er verloren. Ein Freund, der ihn noch wenige Stunden vor seinem Tode ohne das geringste Zeichen von Uebelbefinden gesehen, äußerte die Vermuthung, er möchte sich freiwillig das Leben geraubt haben. Beaumarchais sagte ihm beim Scheiden: „Ich bin nicht neugierig mehr“ .... Und wo sich dieses Alles begab, wo solch' eine Welt von Leben lebte, wird jetzt Kochsalz verkauft! Ich bin gestört worden, sonst hätte ich Ihnen noch von der Aufführung des Figaro gesprochen. Aber ich thue es in meinem Nächsten.

Samstag, den 26. Januar.

. . . . Nun, das ist schön, daß Sie mir nachkommen und von meiner Weisheit zu erfahren wünschen, was von den türkischen Angelegenheiten zu halten sey. Seit acht Tagen suche ich das mit aller Macht zurückzustoßen. Ich habe schon an Europa schwer zu tragen und jetzt soll ich gar noch den Orient auf mich laden! Das halte ich nicht aus. Und daß Sie es nur wissen: mir hat der Zorn der Götter, das böse Geschick, oder wie man es nennen will, jetzt eine Herkules-Arbeit zugeworfen, die alle meine Kraft verzehrt. Ich schreibe Ihnen ein andermal davon; die Geschichte ist merkwürdig, aber weitläufig. Nur so viel in der Kürze: Die eilfte Plage Aegyptens ist über mich gekommen; ich habe seit einiger Zeit die Pflicht, eine junge schöne Frau, fast noch ein Kind, die vor einigen Monaten geheirathet hat, in ihrer schrecklichen Eifersucht über eine erträumte Geliebte ihres Mannes zu beruhigen, und sie nennt mich alle fünf Minuten ihren respectable ami. Augen, roth und naß vor Liebe, und ich bin ihr ein respectable ami, ein Schneemann, an dem sie ihren heißen Schmerz abkühlen will! Braucht es da noch des halben Mondes, um mich rasend zu machen? Ich verwünsche Sonne, Mond und Sterne und die ganz dumme Astronomie, die mich zum respectable ami gemacht.

Einhundert und zweiter Brief.

Paris, Samstag den 26. Januar 1833.

In der Hochzeit des Figaro spielte die alte Mars die Susanna. So etwas kann mich zugleich betrübt und zornig machen. Wenn ausgezeichnete Menschen, von ächten und anerkannten Verdiensten, sich solche kleine Eitelkeiten erlauben, was bleibt dann der Gemeinheit übrig? Sechszig Jahre ist sie alt und übernimmt eine Rolle, für die man schon im dreißigsten nicht jung genug mehr ist. Eine Frau, welche die seltene glückliche Natur einer Ninon hätte, könnte vielleicht in ihrem sechszigsten Jahr noch eine Susanne seyn; aber eine spielen — niemals. Und was mir am schlimmsten schien, war: daß die Mars besonnen genug blieb, ihr Vermögen zu berechnen, und aus Furcht es zu übersteigen, es nicht einmal zu erreichen wagte. Sie stand nun da in ihrer edlen Art, wie eine betagte Königin und wagte, besorgt die Majestät ihrer Würde oder ihres Alters zu verletzen, nicht die kleinste jugendlich heitere Bewegung, die sich doch selbst eine betagte Königin zuweilen erlauben dürfte. Sie hatte so eine vornehme Haltung, daß die Gräfin als Kammermädchen neben ihr erschien, und es war ganz wunderlich zu sehen, wenn die Dienerin saß und die Gebieterin neben ihr

ſtand. Wenn Figaro oder der Page ihr einen Kuß raubte, ließ ſie es geſchehen, wie ein Spalier dem Knaben eine Birne abreißen. Dieſe Nachſicht, die freilich ein gebildetes Publikum überall mit einer beliebten Schauſpielerin hat, finde ich kaum löblich. Gewiß iſt es für Menſchen von Gefühl eine rührende Vorſtellung, ſich zu ihrem Vergnügen eine Künſtlerin bemühen zu ſehen, die einſt ihre Väter entzückt hat. Aber wir müſſen auch an unſere Kinder denken, und aus Dankbarkeit für den Genuß, den unſere Eltern gehabt, nicht den Enkeln den Genuß entziehen. Wenn, wie es an vielen Orten geſchieht, eine Schauſpielerin eine jugendliche Rolle zwanzig Jahr zu lange behauptet, ſo werden dadurch die jungen Künſtlerinnen in ihrer Ausbildung zurückgehalten, und oft ſtirbt darüber ein ganzes Theatergeſchlecht aus, das die bedeutendſten Rollen nie auf neue würdige Art darſtellen ſah.

Aber wie viel ſtrenger noch, als es geſchehen, hätte ich die Mars beurtheilt, hätte nicht eine gewiſſe Ehrfurcht meinen Tadel beſcheidener gemacht. An dem nämlichen Tage, da man Figaro aufführte, war es aus den Zeitungen bekannt geworden, daß die Mars von einem ihrer ehemaligen Liebhaber unvermuthet eine Erbſchaft von vierzigtauſend Franken Renten gemacht habe. Das Geld iſt der wahre Cothurn, die Mars kam mir zuweilen erhaben vor. Dieſe Erbſchaftsgeſchichte iſt ſehr merkwürdig und voller Moral und Philoſophie; ſogar etwas Religion kömmt darin vor. Sollten Sie vielleicht in der Zeitung dieſe Geſchichte nicht geleſen haben, ſchreiben Sie mir es, ich erzähle ſie Ihnen dann. Damit Sie aber während der vierzehn Tage, die darüber hingehen werden, keine üble Meinung von der Mars hegen, will ich Ihnen gleich erklären, was hier unter Liebhaber zu verſtehen ſey. Der alte Herr, der unſere Suſanna zur Erbin eingeſetzt, war ihr Liebhaber, wie man keinem Bettler wehren kann, der Liebhaber jeder Königin zu ſeyn. Er hatte ſie, aber ſie hatte ihn nicht lieb. Sie gab ihm kein Gehör und nie Zutritt in ihr Haus. Aber ein edler Mann rächt ſich für weibliche Grauſamkeit nie anders, als durch ein Geſchenk von vierzig tauſend Franken Renten.

Die Rolle des Figaro wurde von Monroſe ganz unleidlich dargeſtellt. Dieſer Monroſe iſt ſonſt einer der beſten Schauſpieler des Theater Français, beſonders ausgezeichnet in den ſpitzbübiſchen Bedienten der Stücke Moliere's. Aber eben die metallene Gefühlloſigkeit und Unverſchämtheit jener ſpitzbübiſchen Bedienten wußte er nicht los zu werden, und Figaro's Geiſt, Grazie und Sentimentalität verſtand er nicht aufzufaſſen, oder verſtand ſie nicht darzuſtellen. Die Melodie ſeines Spiels und Beaumarchais Worte paßten gar nicht zuſammen. So war dieſe Aufführung eine der langweiligſten, die man ſich denken kann, und was die Unluſt noch vermehrte, war die

Schläfrigkeit des Publikums, deſſen rege Theilnahme durch Lob und Tadel eigentlich die Pariſer Komödie ſo anziehend macht. Doch eben dieſe Apathie der Zuſchauer intereſſirte mich auf eine andere Art und beſchäftigte mich den ganzen Abend. Man beſucht einen Freund in ſeiner Krankheit oder in den Tagen ſeiner Wiedergeneſung, da hört er nicht auf von ſeinen Schmerzen oder von ſeiner Erleichterung zu ſprechen, zu jammern oder zu lächeln; man beſuche ihn vier Wochen ſpäter und frage ihn, wie er ſich befindet — er verſteht die Frage nicht mehr. Ganz ſo erſchien mir das heutige Frankreich, wenn ich es mit dem des achtzehnten Jahrhunderts, mit dem Frankreich Beaumarchais' verglich. Es hat ſeine Schmerzen, ſeine Geneſung, ſeinen Arzt und ſeine Geſundheit vergeſſen. Jener Figaro, jenes große Zeughaus voll Spott, Tadel, Witz, Humor und Satyre, das einſt eine Welt gegen eine Welt bewaffnete, was iſt aus ihm geworden? verſchmähtes Kinderſpielwerk; das erwachſene Volk hat keine Freude mehr daran. Wo ſonſt der Sturm des Beifalls tobte, da war es ſtill; man klatſchte nicht, man lächelte kaum. 1785 kam das Stück auf die Bühne, 1789 wurde es unter freiem Himmel aufgeführt. Beaumarchais hatte die Möbel der Monarchie mit zarter Pfauenfeder leicht abgeſtäubt; fünf Jahre ſpäter zerſchlug die Nationalverſammlung die Möbel, und bald ſtürzte das leere Haus zuſammen. Staub iſt die Schminke jeder alten Monarchie; den fort, und man ſieht ihre Runzeln, ihr garſtiges Pergament, und ſie wird ein Spott der Jugend.

Figaro's Hochzeit war eine Welt-Komödie, bildete Epoche in der großen und majeſtätiſchen Geſchichte Frankreichs. Und kömmt mir Einer und kauderwelſcht von Demagogen, von Volksverführern, von Zeitungsſchreibern, von Lügenverbreitern, von Revolutions-Fabrikanten: ſo will ich ihm beweiſen, bis er roth wird, daß Ludwig XIV., indem er die Aufführung des Tartüffe, und Ludwig XVI., indem er die Aufführung des Figaro geſtattete — jener der Geiſtlichkeit, dieſer dem Adel die erſte Wunde beigebracht, und daß es alſo zwei franzöſiſche Könige geweſen, welche die franzöſiſche Revolution herbeigeführt. Denn Adel und Geiſtlichkeit ſind die beiden Enden des Balancier-Baumes der Fürſten, da jede Regierung, die nicht auf dem Boden des Volkes ruht, jede monarchiſche Regierung nur Seiltänzerei iſt; fort die Stange, plautz der König!

Und hierin iſt wieder etwas, das meine deutſche Hoffnung bis zur Unſichtbarkeit entfernt, und meine Ungeduld und Verzweiflung vermehrt. Wir haben keinen Figaro auf der deutſchen Bühne, wir werden nie einen bekommen, denn man wird nie ſeine Aufführung erlauben. Und kömmt

einmal die Zeit, daß man zu einem ſolchen Stücke keine Erlaubniß mehr gebraucht, braucht man auch das Stück nicht mehr. Um gerecht zu ſeyn, muß man ſagen: die Könige aus dem Hauſe Bourbon hatten Alle etwas Königliches; in einer verdorbenen Zeit gingen ihnen Gerechtigkeit und Menſchlichkeit nie ganz verloren; der Hof hatte ſie, ſie hatten nicht den Hof verdorben, und ſie blieben immer die beſten unter den Hofleuten. Um gerechter zu ſeyn muß man ſagen: der franzöſiſche Adel des achtzehnten Jahrhunderts war gebildet, geiſtreich, von milden Sitten und weit entfernt von dem düſtern Hochmuthe des deutſchen Adels. Darum aber, weil ſie ſo geweſen, ſahen ſie die Revolution nicht kommen und gingen ihrem Verderben entgegen. Unſere Fürſten und unſere Edelleute ſpotten jetzt über ſolche Verblendung und überheben ſich ihrer eigenen Weisheit. Sie mögen ſpotten. Wenn ſich ein Erdbeben naht, das wittert der tiefſinnigſte Naturforſcher nicht; aber die Hunde werden gleich unruhig und heulen.

Es iſt noch etwas Anderes, was die deutſchen Verhältniſſe ſo mislich macht, weil es der Freiheit ihre beſten Waffen raubt: die Kunſt und die Wiſſenſchaft. Unſere Gelehrten, Schriftſteller und Dichter haben keinen Zutritt in die höhern Stände, weil unſer hochmüthiger und geiſtloſer Adel ſie zugleich verachtet und fürchtet. Und geſchieht es ſelten einmal, daß man ſie nicht zurückſtößt; ſind ſie, blöde und unbeholfen, weil ſie arm ſind, und ſie den Muth und den Stolz nicht gewinnen können, den nur die Unabhängigkeit gibt. Beaumarchais, der Sohn eines bürgerlichen Uhrmachers, ſeinen Geiſt zum Paſſe, dem damals kein Miniſter, keine Excellenz, kein Edelmann das Viſa zu verweigern die Unverſchämtheit hätte, drang durch ſeine Gewandtheit bis zu den Stufen des Thrones vor, und erhob ſich zu einem der reichſten Männer Frankreichs. Als Figaro erſchien, ſagte man: es habe dem Dichter weniger Geiſt gekoſtet, das Stück zu ſchreiben, als es auf die Bühne zu bringen. Was hat Beaumarchais nicht Alles gethan und geduldet, um ſeinen Zweck zu erreichen! Unſer Raupach hielt ſolch ein ſchleichend Nervenfieber keine vier Wochen aus. Zuerſt las Beaumarchais ſeine Komödie in allen Salons, Boudoirs und Kabinetten vor und bettelte ſich einen Reichthum der ſchönſten, mächtigſten und galanteſten Stimmen zuſammen. Die Kabale war umgarnt, ehe ſie ſich deſſen verſah. Dann legte er das Stück der Prüfung von neun verſchiedenen Cenſoren vor, die es Alle, einer nach dem andern prüften, und nach den vollzogenen Aenderungen, die ſie zur Bedingung machten, genehmigten. Aber noch ſtanden hohe Berge von Hinderniſſen im Wege. Beaumarchais wandte ſich an die Miniſter und bat, ſie möchten ein Tribunal von Akademikern, Cenſoren, Schriftſtellern, Welt- und Hofleuten errichten, die das Luſtſpiel

lesen und prüfen möchten. Das geschah. Es wurde gelesen, geprüft, berathschlagt, wieder verbessert und endlich genehmigt. Er war noch weit vom Ziel. Da wandte er sich an den König. Dieser beschloß, zu besserer Prüfung das Stück auf einem Hoftheater vor einem Ausschusse von Zuschauern, an welchen nichts mehr zu verderben ist, spielen zu lassen. Der Tag der Aufführung war schon bestimmt, die Zuschauer waren eingeladen, die Schauspieler angekleidet, die Lichter brannten, die Straßen waren mit Equipagen bedeckt — da kommen neue königliche Scrupel, und es wurde Alles wieder abbestellt. Endlich kam der Krönungstag seiner Beharrlichkeit und Figaro betrat die Bühne.

Der Grund ihrer Widersetzlichkeit, den damals die Gegner Beaumarchais anführten, oder der Vorwand, den sie gebrauchten, war weniger die politische Bedeutung der Komödie, als ihre sittliche Ausgelassenheit. So urtheilten leichtsinnige Franzosen. Aber ein nordischer Fürst, der damals in Paris war, eine deutsch-solide, edelmännische Natur, die zu abgehärtet in jeder Tugend ist, um das verbuhlte Lüftchen eines unsittlichen Wortes nur zu fühlen, fand gleich den wahren gefährlichen Punkt auf. Der König von Schweden, der damals in Paris war, sagte zu Maria Antoinette: „cette comédie n'est pas indecente, mais insolente.“ Er meinte die Keckheit, mit welcher darin die Schwächen der Regierungen und des Adels verspottet wurden. Der weise Fürst hatte es genau errathen. Sechs Jahre später lernte er in seinem eigenen Lande die Bescheidenheit des Adels, der Unverschämtheit des Bürgerstandes gegenüber, kennen und schätzen. Auf einem Hof-Maskenballe, unter fröhlich rauschender Musik, unter Tanz, Scherz und Lachen, umwölkt von dem Dampfe des Punschnapfs, fiel Gustav III. meuchelmörderisch von den Händen seines treuen und insolenzwidrigen Adels. Gift, Dolch, Kugel und Schnur sind freilich bescheidenere Wege als Figaro's Monologe, eine Regierung zurechtzuweisen. Heinrich IV., Gustav III., Paul I. fielen von edlen Mörderhänden; kaum ein Land, das nicht einen Fürsten gehabt, der das Racheopfer des Adels oder der Geistlichkeit geworden. Aber solche Tage sind keine jours funestes et à jamais déplorables, die man bei jeder Wiederkehr mit Trauer und Buße begeht. Wenn Adel und Pfaffheit einen König meuchelmorden, so ist das ehrwürdiger Richter Spur; wenn aber, wie es nun zweimal geschehen, nach tausendjähriger Geduld ein Volk seinen König richtet, ist das schnöder Meuchelmord, ein jour funeste et à jamais déplorable! Das sagen Adel und Geistlichkeit, die ihre Privilegien klug zu wahren wissen.

Dienstag, den 29. Januar.

Ein Abbé Chatel in Paris hat seit der letzten Revolution eine neue Kirche unter den Namen Eglise catholique française primatiale gegründet. Sie erklärt sich unabhängig von dem Papste und führt nach und nach wichtige Verbesserungen in die Glaubenslehre und den Gottesdienst ein. Die Anhänger dieser Kirche vermehren sich täglich. Kürzlich wurde darin eine musikalische Messe zum Andenken Moliere's, Talma's, Philipp's, der Rancourt und aller andern Schauspieler und Schauspielerinnen gefeiert, welchen zur Zeit ihres Todes die katholische Kirche ein christliches Begräbniß verweigert hatte. Der Teufel mag sich freuen über eine solche späte Genugthuung, mich macht das immer toll. Die Freunde und Anverwandten Moliere's und der Andern, jetzt selbst todt — erfahren sie denn von der heutigen Wiederherstellung, gibt sie ihnen Trost, lindert sie den alten Schmerz, den sie gefühlt, als die ewig tückische und Liebe heuchelnde katholische Kirche die Leiche eines guten Menschen beschimpfte und hinaus in den Koth der Gasse warf? Jetzt kommen sie und das ist mein ewiger Jammer! Seit drei Jahrhunderten peinigen sich die Völker ab, ihre unwissenden und entarteten Fürsten und Regierungen zur Weisheit, Menschlichkeit und Gerechtigkeit zu erziehen, und jetzt sitzen wir schon da Jahrhunderte lang in Schmerzen und Ungeduld, sehen den Schneckengang der Ausbildung mit an und schmachten und dulden, bis es der lieben Jugend, die uns beherrscht, endlich einmal gefallen wird, lesen zu lernen im Buche der Weisheit und Gerechtigkeit und sich die ersten Grundsätze der Sittenlehre einzuprägen. Man sage nicht, das Volk wäre einverstanden gewesen mit der Excommunikation der Schauspieler; das war es nicht, wenigstens nicht im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Ob es zu Molieres Zeit noch so tief stand, weiß ich nicht, doch ich zweifle; doch wäre es auch gewesen — wann hat sich denn je Ludwig XIV. um die Stimme und Meinung des Volks bekümmert? Es hätte ihm nur ein Wort gekostet und Keiner hätte zu murren gewagt, wenn Moliere auch mit dem Gepränge eines Papstes wäre beerdigt worden. Jede Thorheit, jeder Aberglaube des Volkes, wenn sie dazu dienen, die Tyrannei der Fürsten und die Macht der Regierungen zu verstärken, wird geachtet und geliebkoset; da ist des Volkes Stimme Gottes Stimme. Wenn aber die öffentliche Meinung das Gute, das Gerechte will, verspottet man sie, und verlangt sie mit Beharrlichkeit, antwortet man ihr mit Flintenschüssen! Die Unverschämten! Man höre doch wie sie jetzt über neue Ereignisse, wo dumme verführte Völker Tyrannei begehren, sprechen, wie sie ihrem Bruder Sultan Mahmud und ihrer Schwester, der Königin von Spanien, den Text lesen. Was·

Ihr trotzt dem Volke? Ihr wollt ihm liberale Institutionen aufdringen, die es verabscheut? Ist das menschlich, ist das gerecht, ist das königlich? Könnt Ihr das vor Gott und seinen Propheten verantworten? Das Volk ist gut, das Volk ist weise, das Volk ist gerecht, und das liebe Volk weiß immer, was es will, was ihm gut ist; das Volk ist das Land; das Volk ist Alles. Wer es mit dem Volke verdirbt, geht zu Grunde ....

So reden sie. Hat doch neulich Euer Monsieur Durand in Frankfurt, der französische Advokat des deutschen Bundes, als er von der mislichen Lage des Sultans sprach, ausgerufen: „ces reformes répugnaient à son peuple, et c'est de son peuple qu'il aurait besoin aujourd'hui.“ — O mein sehr weiser, mein sehr bundestäglicher Herr Durand — wenn Sie wieder einmal den Berg Sinai hinaufsteigen, wenn Sie wieder eine Zusammenkunft mit Egeria haben, wenn Ihnen Mahomeds Taube wieder einmal in das Ohr flüstert, dann fragen Sie doch Ihr Orakel: wie es denn mit den Reformen wäre, welche die Bundestagbeschlüsse dem Widerwillen des deutschen Volkes aufgedrungen, und ob nicht eine Zeit kommen könnte, wo dieses üble Folgen hätte? Lassen Sie an dem Thore des taxischen Hauses, an den Pallästen des Königs von Baiern, des Großherzogs von Baden, des Großherzogs von Darmstadt, des Kurfürsten von Hessen, und aller übrigen weintrinkenden Sultane Ihre goldenen Worte mit goldenen Buchstaben in Marmor graben: „ces reformes répugnaient à son peuple, et c'est de son peuple qu'il aurait besoin aujourd'hui.“ Unten drunter lassen Sie einstweilen 183 ... setzen; die vierte Jahreszahl und der Monatstag sind dann schnell hinzugethan.

Mittwoch, den 30. Januar.

Ein Professor Wolf in Jena sagt in seinem Buche über die schöne Literatur: „Börne hat es in seiner letzten Zeit mit dem Publikum verdorben durch seine Briefe aus Paris, weil er den Spaß zu weit trieb und die Menge zu beschränkt war, um einzusehen, daß jene Uebertreibungen wirklich nichts sind, als etwas grober und zu Zeiten unziemlicher Spaß.“ Dieser unbeschränkte Wolf ist auch einer von unsern Leuten, die es in der christlich deutschen Bildung bis zur blonden Philisterei gebracht. Einer, der einmal eine Ohrfeige bekam, fragte: mein Herr ist das Spaß oder Ernst? — völliger Ernst. — Nun, das ist Ihr Glück, denn solchen dummen Spaß kann ich nicht ertragen. — Der schrankenlose Professor, wenn er jetzt meine neuen Briefe lies't, wird auch sagen: Nun, das ist sein Glück, daß er Alles für Ernst erklärt, denn solchen dummen Spaß können wir nicht vertragen. — Adieu!

Einhundert und dritter Brief.

Paris, Donnerstag den 31. Januar 1833.

Beranger, die Nachtigall mit der Adlerklaue, hat wieder gesungen. Gestern wurde ein neuer Band Lieder von ihm ausgegeben. Ich hatte noch nicht Zeit, sie zu lesen; aber in meinem nächsten Briefe schreibe ich Ihnen darüber und dann schicke ich Ihnen das Buch durch die nächste Gelegenheit.

— Ein Reisender, der aus Deutschland kam, hat mir meine Briefe geliehen, die hier immer noch nicht angekommen sind. Der erste Band kam mir unbedeutend vor, im zweiten habe ich einige gute Sachen gefunden! Es scheint, daß ich im Januar und Februar am meisten Verstand habe. Das kann aber nicht immer so gewesen seyn; denn in einem dieser Monate habe ich Sie einst kennen gelernt. Als Conrad das Buch liegen sah, rief er aus: „Sind das Ihre neuen Briefe! Das wird wieder große Freude im Lande geben.“ Schöne Freude! In der Münchner Hofzeitung soll stehen: wenn Deutschland noch einen Galgen übrig hat, verdiente ich wegen meiner radikalen Niederträchtigkeit daran gehangen zu werden. Ich werde mich aber um das Hofpöbel-Geschwätz und um das ganze monarchische Gesindel nicht mehr bekümmern. Nicht die geringste Lust habe ich, ein Wunder zu wiederholen und meine Rezensenten zum zweiten Mal aus dem Tode zu erwecken. Friede sey mit ihren Gebeinen. Einmal war nöthig, aber einmal ist auch genug.

Uebermorgen wird im Theater der Porte St. Martin ein neues Drama von Victor Hugo aufgeführt. Ich war eben dort, mir einen Platz zu nehmen; es war aber keiner mehr zu haben. Schon auf acht Tage hinaus sind alle Plätze bestellt. So ungeschickt bin ich immer, ich komme jedesmal zu spät, und seit ich Paris besuche, ist es mir noch niemals gelungen, einer ersten Vorstellung beizuwohnen, welche immer die interessanteste ist. Das wird besonders diesmal der Fall seyn; denn wegen der Verfolgung, die Victor Hugo neulich von den Ministern zu erdulden hatte, werden seine Freunde und die Feinde der Regierung gewiß Rache zu nehmen suchen. Ohnedies spielt das neue Drama in dem Hause Borgia, diesem bekannten italienischen Fürstengeschlechte, dessen Blut von der Sünde schwarz geworden war. Da werden Dichter und Zuhörer dem monarchischen Prinzip wohl wieder etwas auf den Fuß treten. Das unglückliche monarchische Prinzip! Aus Angst und Verzweiflung, daß man ihm einen Theil seiner Schätze geraubt hat, packt es sich, gleich Molieres Geizigen, an der eigenen Brust und schreit: halt den Spitzbuben! Mein Geld heraus! So weh thut ihm keiner seiner Feinde, als es sich selbst thut. Sie werden aus den Pariser

Zeitungen halb errathen haben, welche neue Thorheiten und Schändlichkeiten die Regierung wegen der Herzogin von Berry begangen hat. Sie schickte zwei hiesige Aerzte nach Blaye. Daran wäre nun weiter nichts Auffallendes gewesen, da die Legitimisten selbst laut gejammert hatten, die Berry sey krank und würde dem dortigen Klima unterliegen. Aber die Minister des Königs — es kam darauf an, die Geburt des Herzogs von Bordeaux verdächtig zu machen — ließen drucken: die Aerzte hätten eine ganz besonders wichtige Sendung, sie hätten den Auftrag, einen Punkt der gerichtlichen Medizin in das Reine zu bringen. Darauf schrieben die legitimistischen Blätter von Gift, sprachen von Vergiftung. Natürlich war das Verläumdung. Die Aerzte kamen von Blaye zurück und die Legitimisten, diese dummen Pfaffen des monarchischen Prinzips, erzählten den wahren Hergang der Sache, wie sie ihn zu wissen glaubten. Die Aerzte wären verlegen, schamroth, stotternd vor der Herzogin erschienen und hätten kein Wort hervorzubringen gewußt. Sie aber, wie es der Wittwe eines Märtyrers, der Mutter des Wunderkindes gezieme, wäre stolz vor die armen Doktoren hingetreten und hätte erhaben, erhaben, sehr erhaben über alle weiblichen Schwächen, ihnen selbst den Mund geöffnet und gesagt: „Ich weiß, warum Ihr gekommen; jetzt seyd Ihr hier, jetzt untersucht Ihr Alles gehörig, und nicht eher sollt Ihr das Zimmer verlassen, bis Ihr Alles gehörig untersucht habt. Man soll wissen, woran man ist.“ Die medizinischen Richter untersuchten Alles gehörig und fanden Alles gehörig, und gingen darauf mit rother Stirne fort. Mich ärgert die Geschichte. Jetzt wird nun Jarke mit dem ganzen monarchischen Troße frohlockend ausrufen: „Seht Ihr, seht Ihr, was von einer repräsentativen Verfassung herauskömmt, welche schöne Folgen Oeffentlichkeit und Preßfreiheit haben? Hat man in einem Lande, das nicht mit der Preßfreit verflucht ist, je von der Mütterlichkeit einer Prinzessin Wittwe reden gehört?“ Ganz recht, Herr Jarke. In solch einem glücklichen Lande erfährt man dergleichen nie. Nichts ist abscheulicher und furchtbarer, als die Preßfreiheit; sogar einer fürstlichen verwittweten Unschuld kann sie einen bösen Leumund machen.

Was das elend kranke monarchische Prinzip immerfort an sich kurirt! wahrhaftig man muß Mitleid mit ihm haben. Da es sieht, daß ihm Aerzte und Apotheker nicht helfen können, nimmt es zu alten Weibern seine Zuflucht, und gebraucht sympathetische Mittel. Vorgestern war ein Ball bei Hofe und da erschienen mehre Damen „die presque jolies et „à peu près jeunes“ waren, zum allgemeinen Erstaunen mit Puder in den Haaren, und gekleidet nach der Mode aus der tugendhaften Zeit der Regentschaft. Die königliche Familie überhäufte diese tugendhaften gepuderten, loyalen,

monarchiſchen, faſt ſchönen und ungefähr jungen weiblichen Köpfe, mit Gunſtbezeugungen aller Art. Der Herzog Decazes machte ihnen den Hof im Namen der Camarilla. Thiers ſagte ihnen im Namen der Doktrinairs die ſchönſten Schmeicheleien. Im Namen des diplomatiſchen Corps überreichte ihnen der päbſtliche Nuncius Confect und Eis. Herr Pasquier im Namen der Pairs, erklärte dieſen Tag für einen jour heureux et á jamais mémorable. Aber im Namen des Volks wurden ſie von allen Uebrigen ausgelacht. Von Thiers wundert es mich, da er doch eine Geſchichte der franzöſiſchen Revolution geſchrieben und wiſſen mußte, daß Mirabeau und Robespierre ſehr gepudert waren, und daß Madame Roland eine ſteife Schnürbruſt getragen. Den andern Tag ſchickten drei Geſandte Couriere an ihre Höfe und man glaubt, dieſer Puder werde ſehr viel zur Schlichtung der Belgiſchen Angelegenheit beitragen, weil die heilige Allianz an dem ernſten Willen Louis Philipps, das reine monarchiſche Prinzip herzuſtellen und die ungepuderte und ungeſchminkte Preßfreiheit zu vertilgen, nun nicht länger mehr zweifeln könnte.

Aus Spanien blüht uns wieder eine neue Hoffnung entgegen. Es iſt dort in mehreren Provinzen eine bedeutende Revolution ausgebrochen; zwar eine Carliſtiſche, aber die hilft auch. Sie unterſcheidet ſich von einer liberalen nicht mehr als Kreuz-Aß von Herz-Aß; der Werth iſt der nämliche und die Farbe des Trumpfes kann allſtündlich ändern. Auf keine Weiſe iſt zu fürchten, daß ſich die Spanier in den Schlaf protokolliren laſſen. Eine diplomatiſche Conferenz verdaut nimmermehr ſolch ein hartes Volk. Wenn das dort Beſtand hat, werden wir es in Deutſchland bald an den friſchen Ohrfeigen ſpüren, die man uns geben wird, wir ſind die Menins aller ungezogenen Völker — ſie die Unarten, wir die Schläge.

Samstag, 2. Februar.

Die Hefte von Rießer mögen Sie mir ſchicken, Was ich früher von ihm geleſen, deutet auf ein vorzügliches Talent; aber mit ſeinem Journale iſt es ein großer Mißverſtand. Wer für die Juden wirken will, der darf ſie nicht iſoliren; das thun ja eben deren Feinde, zu ihrem Verderben. Was nützt ein eignes Journal für die Juden? Ihre Freunde brauchen es nicht, denn ſie bedürfen keiner Zuſprache; ihre Gegner nehmen es gar nicht in die Hand. Um ihnen zu helfen, muß man ihre Sache mit dem Rechte und den Anſprüchen der allgemeinen Freiheit in Verbindung bringen. Man muß nur immer gelegentlich, unerwartet von ihnen ſprechen, damit der ungeneigte Leſer gezwungen werde ſich damit zu beſchäftigen, weil es auf ſeinem Wege liegt. Ich meine auch, es wäre auf dieſe Weiſe leichter die Juden zu vertheidigen, Jedem der keine blinde Liebe für ſie hat. Ich habe oft und

warm für ſie geſprochen! hätte ich ſie aber iſolirt, wäre mir die Gerechtigkeit gar zu ſauer geworden. Es ſcheint, Rießer möchte die Nationalität der Juden gewahrt ſehen. Aber die Nationalität der Juden iſt auf eine ſchöne und beneidenswerthe Art zu Grunde gegangen; ſie iſt zur Univerſalität geworden. Die Juden beherrſchen die Welt, wie es ihnen Gott verheißen; denn das Chriſtenthum beherrſcht die Welt, dieſer ſchöne Schmetterling, der aus der garſtigen Raupe des Judenthums hervorgegangen. Die ſcheinbeherrſchte Menge, hier und dort, mag das verkennen, aber der denkende Mann begreift es. Die Juden ſind die Lehrer des Cosmopolitismus, und die ganze Welt iſt ihre Schule. Und weil ſie die Lehrer des Cosmopolitismus ſind, ſind ſie auch die Apoſtel der Freiheit. Keine Freiheit iſt möglich, ſo lang es noch Nationen giebt. Was die Völker trennt, vereinigt die Fürſten; der wechſelſeitige Haß, der die Einen trennt und ſchwach läßt, verbindet die Andern zu wechſelſeitiger Liebe und macht ſie ſtark. Die Könige werden Brüder bleiben und verbündet gegen die Völker, ſo lange ein thörichter Haß dieſe auseinander hält. Auch die Edelleute ſind ſtark, weil ſie kein Vaterland kennen. Deutſche! Franzoſen! Ihr zumal, Schiedsrichter der Welt, laßt euch nicht länger thöricht von euren Herrſchern zum wahnſinnigen Patriotismus entflammen. Weil man eure Vereinigung fürchtet, ſoll wechſelſeitiges Mißtrauen euch ewig getrennt halten. Was ſie als Vaterlandsliebe preiſen iſt die Quelle eures Verderbens. Verſtopft ſie, werfet Kronen und Scepter und zerſchlagene Throne hinein, und ebnet den Boden mit dem Pergament-Schutte eures Adels. Dann bringt die Freiheit, Ihr Deutſche dem Norden, Ihr Franzoſen dem Süden, und dann iſt überall wo ein Menſch athmet euer Vaterland, und Liebe eure Religion.

Sie ſind neugierig? Das iſt merkwürdig. So etwas habe ich von einem Frauenzimmer nie gehört. In Diderots Encyclopädie, in der von Krünitz, im Converſationslexikon, in der Biographie universelle, im Bayle, in der großen engliſchen Weltgeſchichte, in Buffon, in der Bibel, im Koran, in meinen geſammelten Schriften, in keinem dieſer Werke iſt auch nur ein Wort zu finden, das auf die Exiſtenz weiblicher Neugierde hindeutet. Es iſt die merkwürdigſte Entdeckung ſeit der Sündflut. Aber es thut mir leid, ich muß ſie ſchmachten laſſen. Aufrichtig zu ſprechen, es iſt etwas in dieſer Geſchichte, daß ich nicht mittheilen darf. So habe ich reiflich zu überlegen, wie ich ſie Ihnen erzählen ſoll, ohne etwas hinzuzulügen, und doch zugleich zu verſchweigen, was geheim bleiben muß. Die halbe Wahrheit zu ſagen, das iſt eine künſtliche Drechslerarbeit; ganz zu lügen iſt viel leichter. Uebrigens kann ich Sie verſichern, daß die Geſchichte

gar nicht so romantisch ist, als Sie sich vielleicht vorstellen. Ich habe mehr wissenschaftliches als Kunstinteresse daran, und wäre ich nicht so wißbegierig, hätte ich mich schon längst dabei gelangweilt, doch das kann ich Ihnen mittheilen, daß jetzt die Tochter nicht mehr allein eifersüchtig ist, sondern auch die Mutter, und daß erstere mich seit vierzehn Tagen nicht mehr respectable nennt, sondern aimable; einmal sagte sie sogar adorable. Ich weiß nicht was sie mit mir vor hat, aber sie abelt mich in einem fort. Bald wird ihr nichts mehr bleiben, als mich execrable zu nennen. Jetzt schmachten Sie ruhig fort und lassen Sie sich durch nichts stören. Es wird nicht lange dauern—vier Wochen, sechs Wochen, vielleicht zehn, höchstens ein Jahr oder anderthalb.

Einhundert und vierter Brief.

Paris, Montag den 4. Februar 1833.

Berangers neue Lieder haben nicht das jugendliche Herz der frühern, in welchem reines Quellblut sprudelte. Wir aber, die den Dichter lieben, lesen sie wieder frisch. So blühen verwelkte Blumen neu auf, wenn man sie in warmes Wasser stellt. Beranger fühlte es selbst, daß er schwächer geworden; aber er sagt: nicht sein Alter allein, sondern auch der Ernst der Zeit, hätte seine Sangesweise schwer und nachdenklich gemacht. Mir aber scheint, daß seine Verachtung nicht mehr ausgereicht für die Verächtlichkeit, sein Spott nicht mehr für die Lächerlichkeit der jetzigen Machthaber und ihres Treibens und daß darum sein sonst so siegsfroher Kampf alle Freudigkeit verloren. Er hat die Gedichte Lucian Bonaparten zugeeignet, der ihn einst in seiner Jugend von der Armuth rettete und ihm wieder forthalf. Die Worte der Zuneigung sind würdig und rührend. Da sagt er unter andern: „J'ai toujours penché à croire qu'à certaines époques les lettres et les arts ne doivent pas être des simples objets de luxe:“ Das mögen sich unsere deutschen gelehrten Zeug-Fabrikanten und unsere poetischen Goldarbeiter merken, die, in der Schule Göthes gebildet, ihre Wissenschaft und Kunst und ihr edles Gewerbe herabzuwürdigen glauben, wenn sie je auf etwas anderm, als an Kronen und Ordenssternén arbeiten. In der Vorrede sagt Beranger: das wären seine letzten Lieder und er wolle den Rest seines Lebens verwenden, die Denkwürdigkeiten seiner Zeit aufzuschreiben. Diese Drohung braucht uns keine Sorge zu machen; Dichter und Liebende schwören oft falsch.

„Das Glück der Menschheit war der Traum meines Lebens.“ Hätte Beranger nur das nicht gesagt! Das sagen ja eben die

Andern auch, die das Glück der Menschheit nicht wollen. Sie spotten: Ihr träumt, Ihr schwärmt! Nein, es ist kein Traum, aber freilich wenn man schläft ist Alles Traum. Schlummert nicht, wachet auf! Es giebt jetzt zehntausendmal mehr glückliche Menschen, als es vor vierhundert Jahren gab. Aber gewiß lebten damals auch Dichter und Philosophen, welche von dem Glücke der Menschheit träumten, und gewiß wurden sie von den Weltleuten auch verhöhnt wegen ihrer Schwärmereien. Und doch ist Alles besser geworden, und ohne Zweifel übersteigt die Wohlfahrt der heutigen Welt, weit die Hoffnung jener Gutgesinnten, weit die Furcht jener Schlechtgesinnten. Was hat sich geändert? Hat das Glück der Menschheit sich vermehrt? Nein. Die Summe des Glücks ist immer die nämliche, nur kömmt es darauf an, wie sie vertheilt ist. In jenen frühen Jahrhunderten war alles Land und Gut, aller Reichthum und alle Lust des Lebens, waren alle Waffen zur Vertheidigung der Güter des Lebens in alleinigem Besitze der Edelleute und alle Kunst und Wissenschaft und göttliche Erkenntniß waren Eigenthum der Geistlichkeit. Sie hatten Alles, wußten Alles, konnten Alles; das Volk war arm, dumm und wehrlos. Der Frühling kam, der Adel und Geistlichkeit aufgelöst und da flossen Reichthum und Wissen von selbst auf das Land herab. Vollendet jetzt das Werk, mit Eures Geistes, mit eurer Hände Kraft, und wartet nicht auf die Zeit, die langsam zerstört und noch langsamer bildet. Die Zeit ist eine Seidenraupe: wollt ihr Seide spinnen, dürft Ihr nicht warten, bis sich der Schmetterling entfaltet. Gott gab dem Menschen die Zukunft, daß er sie zur Gegenwart mache; aber wir sind zu faul und niederträchtig feige, daß wir die Gegenwart zur Zukunft werden lassen. Die Vergangenheit ist unsere Gegenwart, und wir Narren sind zufrieden, wenn wir altbacken Brod essen. Jeder Fürst eines großen Landes verzehrt das Glück von Hunderttausenden seiner Unterthanen, jeder kleine Fürst nach Verhältniß noch mehr. Jede Universität macht das Land zehn Meilen in der Runde dumm. Wenige sollen Alles wissen, damit Alle nichts wissen. Unsere Gelehrten sind die Schatzmeister der Aufklärung. Diese Narren bilden sich ein, sie würden von den Regierungen gut bezahlt, damit sie den Schatz in Ruhe und Frieden genießen. O nein; man stellt sie an, daß sie den Schatz wohl verschlossen halten, damit nichts davon unter das Volk komme. Mit dem allein, was die Göttinger Bibliothek gekostet, könnte man in ganz Deutschland Dorfbibliotheken errichten. Wenn man dreißig Fürsten in zwanzig Millionen Bürger und Bauern, wenn man dreißig Professoren in dreißigtausend Schulmeister zerschlüge — in jedem geheimen Hofrath stecken ihrer tausend — wäre ein ganzes Volk wohlhabend, gebildet, sittlich und

glücklich. Dann würde das Unglück der Menschheit, der Traum der Schlechten sein.

Wonach ich in diesen Liedern am begierigsten sah, können Sie sich leicht denken. Nach den Gesinnungen und Aeußerungen Berangers über den Zustand Frankreichs. Mit wahrer Angst suchte ich das auf; denn ich habe seit zwei Jahren oft flüstern hören: nicht aus Mangel an Stoff ließ Beranger seinen Zorn schweigen, sondern aus einem andern Mangel. Ich glaubte das halb und es machte mir Kummer. Ich glaubte es — denn die schöne Zeit ist nicht mehr, wo nur die Verleumdung edle Menschen beschädigen konnte; das thut auch jetzt der Argwohn der Guten, der wie ein Rost das reinste Gold der Tugend verzehrt. Der Wein, welchen die Macht in großen Strömen fließen läßt, die Vernunft und das Herz der Welt zu überschwemmen, daß sie ihre Mitschuldigen werden, hat auch viele der Edelsten berauscht und die Regierungen haben es in ihrer geheimen Scheidekunst so weit gebracht, daß sie selbst aus Rosenwasser das stärkste Gift destilliren können. Dank dem Himmel, das fand ich nicht in den Liedern; ich fand aber doch nicht Alles was ich suchte. Den Stoff, den ihm die Regierung Louis Philipps angeboten, der viel schöner und reicher ist, als der der frühern Zeit, hat Beranger träge bearbeitet. Aber es giebt außer der Bestechung durch Geld, noch eine andere; die durch Worte und Schmeicheleien. Viele von den alten Freunden Berangers theilen jetzt den Gewinnst und die Sünden der Macht. Es kann ihm wohl einer derselben vorgestellt haben: er möge bedenken, welchen großen Einfluß seine Lieder auf das Volk hätten, und daß sie am meisten die Revolution vorbereitet. Er möge bedenken, in welcher gefährlichen Lage der König den Parteien und dem Lande gegenüber stehe — das bedenken und darum schonen. Vielleicht zeigte man ihm auch in einiger Entfernung ein Endchen von irgend einem Geheimnisse der heiligen Allianz. Da ließ sich der gute Beranger überlisten und versprach zu schweigen. Später sah er wohl ein, daß er getäuscht worden, aber er hatte einmal sein Wort gegeben.

So zielen Berangers politische Lieder, zwar auf die Scheibe, aber nicht mehr wie früher auf das Schwarze. Das was ich in meinen vorjährigen Briefen mittheilte, la Paix, und das deutlich den Stempel des Dichters trägt, ist nicht gedruckt worden. Die Minister und die Kammer und die unhandgreifliche Regierung bespöttelt er etwas in dem Liede la Restauration de la Chanson. In den ersten Tagen nach der Revolution hatte Beranger gesagt, „on vient de détrôner Charles X et la chanson.“ Darauf bezieht sich das Lied, von welchem hier die zwei ersten Strophen folgen.

Oui, chanson, Muse ma fille
J'ai déclaré net
Qu'avec Charles et sa famille
On te détrônait.
Mais chaque loi qu'on nous donne
Te rapelle ici.
Chanson, reprends ta Couronne
— Messieurs, grand merci!

Je croyais qu'on allait faire
Du grand et du neuf;
Même étendre un peu la sphère
De quatre — vingt — neuf.
Mais point! On rébadigeonne
Un trône noirci.
Chanson, reprends la Couronne
— Messieurs, grand merci!

Dieſem Liede unmittelbar vorher geht ein anderes, dem es gleichſam als Beweis folgt. Der Miniſter Sebaſtiani wollte ſo zart wie möglich den Dichter reich machen. Er antwortete ihm in dem Liede: Le Refus, darin ſagt er:

Qu'un peu d'argent pleuve en mon trou,
Vite il s'en va, Dieu sait par où!
D'en conserver jè désespère.
Pour recoudre à fond mes goussets,
J'aurais dû prendre, à son décès,
Les aiguilles de mon grand-père.

Ami, pourtant gardez votre or.
Las! j'épousai, bien jeune encore,
La Liberté, dame un peu rude.
Moi, qui dans mes vers ai chanté
Plus d'une facile beauté,
Je meurs l'esclave d'une prude.

La Liberté! c'est, Monseigneur,
Une femme folle d'honneur;
C'est une bégueule enivrée
Qui, dans la rue ou le salon,
Pour le moindre bout de galon,
Va criant: A bas la livrée!

Aus einem philoſophiſchen Gedichte Les Fous ſind folgende ſchöne Verſe:

Combien de temps une pensée,
Vierge obscure, attend son époux!
Les sots la traitent d'insensée;
Le sage lui dit: Cachez-vous.
Mais la rencontrant loin du monde,
Un fou qui croit au lendemain,
L'épouse; elle devient féconde
Pour le bonheur du genre humain.

Qui découvrit un nouveau monde ?
Un fou qu'on raillait en tout lieu.
Sur la croix que son sang inonde,
Un fou qui meurt nous lègue un Dieu.
Si demain, oubliant d'éclore,
Le jour manquait, eh bien ! Demain
Quelque fou trouverait encore
Un flambeau pour le genre humain.

Ob Sie zwar die Gedichte bald erhalten werden, habe ich mir doch die große Mühe gegeben, zwei derſelben, worin Beranger ſeine Liebe zu den Königen herrlich tönen ließ, ganz für Sie abzuſchreiben. Ich weiß, welche Freude es Ihnen macht, in meinem armen ausgetrockneten Mühlbache wieder etwas Waſſer zu ſehen.

Conseil aux Belges.

Finissez-en, nos frères en Belgique,
Faites un roi, morbleu, finissez-en.
Depuis huit mois, vos airs de république
Donnent la fièvre à tout bon courtisan.
D'un roi toujours la matière se trouve :
C'est Jean, c'est Paul, c'est mon voisin, c'est moi.
Tout royôt sans qu'on le couve,
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

Quels biens sur vous un prince va rèpandre !
D'abord viendra l'étiquette aux grands airs;
Puis des cordons et des croix à revendre;
Puis ducs, marquis, comtes, barons et pairs.
Puis un beau trône, en or, en soie, en nacre,
Dont le coussin prête à plus d'un émoi.
S'il plait au ciel, vous aurez même un sacre.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

Puis vous aurez baisemains et parades,
Discours et vers, feux d'artifice et fleurs;
Puis force gens qui se disent malades
Dès qu'un bobo cause au roi des douleurs;
Bonnet de pauvre et royal diadème
Ont leur vermine : un dieu fit cette loi.
Les courtisans rougent l'orgueil suprême.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

Chez vous pleuvront laquais de toute sorte·
Juges, préfets, gensdarmes, espions;
Nombreux soldats pour leur prêter main-forte;
Joie à brûler un cent de lampions.
Vient le budget ! nourrir Athène et Sparte
Eut, en vingt ans, moins coûté, sur ma foi.
L'ogre a diné; peuples, payez la carte.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

Mais, quoi ! je raille; on le sait bien en France;
J'y suis du trône un des chauds partisans:
D'ailleurs l'histoire a répondu d'avance:
Nous n'y voyons que princes bienfaisans.
Pères du peuple ils le font pâmer d'aise;
Plus il s'instruit moins ils en ont d'effroi;
Au bon Henri succède Louis treize.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

Prédiction de Nostradamus pour l'an deux mil.

Nostradamus, qui vit naître Henri quatre
Grand astrologue, à prédit dans ses vers,
Qu'en l'an deux mil, date qu'on peut débattre,
De la médaille on verrait le revers.
Alors, dit-il, Paris dans l'allégresse,
Au pied du Louvre ouïra cette voix:
„Heureux Français, soulagez ma détresse;
„Faites l'aumône aux dernier de vos rois."

Or, cette voix sera celle d'un homme
Pauvre, à scrofule, en haillons, sans souliers
Qui, né proscrit, vieux, arrivant de Rome,
Fera spectacle aux petits écoliers.
Un senateur criera: „L'homme à besace !
Les mendians sont bannis par nos lois."
— „Hélas ! monsieur, je suis seul de ma race.
Faites l'aumône au dernier de vos rois."

„Es-tu vraiment de la race royale ?"
— „Oui," repondra cet homme, fier encore.
„J'ai vu dans Rome, alors ville papale,
A mon aïeul, couronne et sceptre d'or.
Il les vendit pour nourrir le courage
De faux agens, d'écrivains maladroits.
Moi, j'ai pour sceptre un bâton de voyage.
Faites l'aumône au dernier de rois."

„Mon père âgé, mort en prison pour dettes
D'un bon métier n'osa point me pourvoir.
Je tends la main; riches, partout vous êtes
Bien durs au pauvre, et Dieu me l'a fait voir.
Je foule enfin cette plage féconde
Qui repoussa mes aieux tant de fois.
Ah! par pitié pour les grandeurs du monde
Faites l'aumône au dernier de vos rois."

Le senateur dira: „Viens, je t'emméne
Dans mon palais; vis heureux parmi nous.
Contre les rois nous n'avons plus de haine:
Ce qu'il en reste embrasse nos genoux.
En attendant que le sénat décide
A ses bienfaits si ton sort a des droits,
Moi, qui suis né d'un vieux sang régicide,
Je fais l'aumône au dernier de nos rois."

Nostradamus ajoute en son vieux style:
La république au prince accordera
Cent louis de rente, et, citoyen utile,
Pour maire, un jour, Saint-Cloud le choisira:
Sur l'an deux mil on dira dans l'histoire
Qu'assise au trône et des arts et de lois,
La France en paix reposant sous sa gloire,
A fait l'aumône au dernier de ses rois.

Dienstag, den 5. Februar.

Weiber heraus! Herbei mit Stecknadeln, mit Nähnadeln, mit Haarnadeln, mit Stricknadeln, mit ſcharfen Zungen, mit Fiſchbeinen, mit Zwirnknäulen, mit Haarflechten! Es gilt eure Ehre; ich führe euch an. Die Darmſtädter wollen euch den Zutritt in ihre Kammer verweigern. Sie haben euch geläſtert deutſch und franzöſiſch. Sie haben geſprochen von Arioviſt, von Cäſar, von den Römern, von den Germanen, von Montesquieu, vom Orient, vom Occident, von den Spartaniſchen Frauen, von Göthe, Schiller, von den ſchätzbaren Winken, welche die philoſophiſchen Schriften des königlich-preußiſchen Staatsminiſters Ancillon über dieſen Punkt enthalten. Von Himmel und Erde, von Gott und Teufel. Sie haben geſprochen von dem dröhnenden Geheule der germaniſchen Weiber und wie Cäſar vier Wochen gebraucht, ſeine Soldaten an den Graus zu gewöhnen und wie er früher die Schlacht nicht gewagt. Zwar hat eure Sache durch eine kleine Stimmenmehrheit geſiegt; aber das hilft euch nichts. Die Regierung dort wird euch nie in die Kammer laſſen, denn ſie zittert vor euch. Sie fürchtet, manchem würde euer Lächeln mehr

ſeyn als das gnädige Lächeln des Fürſten, euer Händedruck ſchmeichelnder als das Achſelzucken eines Miniſters und euer Spott gefährlicher als die Unzufriedenheit des preußiſchen Geſandten. Darum ſammelt euch! In Ordnung! Die Häßlichſten im erſten Gliede! Vorwärts! . . . . . Was iſt? Ihr zaudert? Habt Ihr Furcht? . . . Ja ſo! . . . Die Schönſten voraus! Marſch! . . . Halt! Kehrt wieder um und gehet nach Hauſe. Es fällt mir eben ein, daß ſie Recht haben; es ſind ſchon Weiber genug in allen deutſchen Kammern.

Von den Duellen, welche in dieſen Tagen zwiſchen carliſtiſchen und liberalen Journaliſten ſtattgefunden, werden Sie in den Zeitungen geleſen haben. Aber bei euch mag man wohl die Bedeutung dieſes Ereigniſſes nicht ganz fühlen. Es war ſehr wichtig, es hat die Regierung aus ihrem ſüßen Traume geweckt. Man dachte, das Volk wäre todt, weil es nicht mehr brüllte, und da kam mancher Eſel, wenn auch zitternd, herangeſtolpert, um durch einen Fußtritt ſeine Tapferkeit und ſeine treue Anhänglichkeit für die doktrinäre Eſelei zu beweiſen. Da brüllte der Löwe wieder einmal und ſie bekamen Angſt. Die unverſchämte Herausforderung der Legitimiſten, die doch ſo ſchwach ſind wegen ihrer geringen Zahl, wurde ſo gedeutet: daß dieſe Partei durch den geheimen Schutz der Regierung ſich ſtark fühle. Hat doch der Miniſter Broglie in der Kammer erklärt, die Vertreibung Carls X., die ganze Revolution ſey keine Handlung des Rechts geweſen, ſondern nichts als eine That der Gewalt, die man achten müſſe, weil man müſſe. So erkannte die öffentliche Meinung in dem Trotze der Carliſten nichts, als die Argliſt der Regierung, und ſie ſprach ſich ſo ſtark aus, daß die Doktrine ihre Fühlhörner erſchrocken in ihr Schneckenhaus zurückzog. Carrel, der Redacteur des National, der ſich für die liberale Partei hervorgeſtellt, iſt lebensgefährlich verwundet worden. Jetzt iſt er außer Gefahr. Wäre er geblieben, hätte er vielleicht ein rieſengroßes Grab bekommen. Auch haben der Hof, das Miniſterium und die Geſandtſchaften ſich öffentlich oder im Stillen ſo ängſtlich um das Befinden dieſes Republikaners erkundigen laſſen, als wäre es ein legitimer Prinz. Von den amis de droits de l'homme allein haben ſich acht Tauſend gemeldet, um, je zwanzig, es mit den Carliſten auszufechten. Ein Freund, der geſtern auf dem Bureau der Tribune war, erzählte mir, die Zimmer wären alle von gemeinen Arbeitsleuten voll geweſen, die gekommen waren, ſich unter die Duellanten einſchreiben zu laſſen. Ich billige ſonſt Duelle bei gewöhnlichen Beleidigungen nicht. Die ſogenannte Ehre iſt nichts, als die falſche Münze der Tugend, ein kindiſches und nichtswürdiges Ordensbändchen, das ſich der Hochmuth der Ariſtokratie erfunden, damit ihre Verdienſtloſigkeit zu ſchmücken. Aber

Duelle aus politischen Gründen preise ich. Man stirbt für die Freiheit so ehrenvoll in einem Zweikampfe und auf dem Schaffotte, als auf dem Schlachtfelde.

— So will ich Ihnen denn die Erbschaftsgeschichte der Mars erzählen. Bei dieser Gelegenheit aber muß ich die Künstlerin um Verzeihung bitten; ich habe ihr großes Unrecht gethan. Wie ich gestern in einer Biographie gelesen, ist sie 1778 geboren, also gegenwärtig erst 55 Jahre alt und nicht 60, wie ich neulich gewiß nicht aus Bosheit, aber aus jugendlichem Leichtsinne behauptet hatte. Es geschah vor vielen Jahren, daß ein alter reicher Marquis sich in die Mars verliebte. Aber sie erbarmte sich seiner nicht. Er schrieb ihr seidne Liebesbriefe, hoch und weich ausgepolstert mit Bankzetteln; die Edle schickte ihm den Flaum sammt dem Ueberzuge zurück. Kürzlich befreite der Tod den armen Marquis von seinen Liebesleiden. Einmal fuhr er über den Platz Vendome, der Wagen wurde umgeworfen, und der Marquis brach ein Bein. Man eilte herbei, ihm zu helfen und ihn nach Hause zu tragen. Aber er erklärte mit fester Stimme den Umstehenden: „hier liege ich und hier bleibe ich liegen und lasse mich nicht anrühren, bis der Wundarzt der Demoiselle Mars kömmt und mich in seine Behandlung nimmt." Man schickte zur Mars. Diese, zwar aufgebracht aber doch betrübt über den alten Narren, fuhr gleich zu ihrem Freunde und Arzt Dupuytren und bat ihn, die Heilung des Marquis zu übernehmen. Nahe Verwandte hinterließ er nicht. Als seine vermuthlichen Erben das Inventarium machen ließen und über die vielen schönen Sachen sich freueten, fanden sie unter der reichen Verlassenschaft ein Bild der Mars von Gerard gemalt. Die Erben dachten, die Mars werde dieses Bild wohl gern an sich bringen, und ließen sie das wissen. Sie eilte auch gleich in das Sterbehaus, ihr Bild in Augenschein zu nehmen. Während sie mit den Erben um den Preis des Bildnisses unterhandelte, kamen aus dem Nebenzimmer die Notare mit einem Testamente heraus, das sie eben erst unvermuthet gefunden und gleich geöffnet hatten, und sagten der Mars: sie möge nur das Bild und Alles behalten, es gehöre Alles ihr, sie wäre Universal-Legatarin. Die Mars stand mit einem Susanne-Lächeln, die Erben standen mit Bazile-Mäulern da. So belohnt der Himmel weibliche Tugenden.

Noch eine andere Denkwürdigkeit ereignete sich bei diesem Anlasse. Als die Bücher des Marquis versteigert wurden, kam eine alte Bibel an die Reihe, vielleicht dreißig Sous im Kaufwerthe. Der Auctionator durchblätterte das Buch, ehe er es losschlug, um zu sehen, ob es nicht defekt sey, und der Käufer damit betrogen werde. Da fielen Bankzettel, nach und nach fünfzig Stück heraus, die als Papierstreifen zur Bezeichnung kräftiger

und erbaulicher Stellen in der Bibel lagen. Denken Sie nur, wäre dieſe heilige Schrift nicht zufällig unterſucht worden und ein armer frommer Teufel hätte ſie gekauft für dreißig Sous, und zu Hauſe fünf und zwanzig vielleicht fünfzig Tauſend Franken darin gefunden — das hätte vielleicht das Chriſtenthum über ganz Paris verbreiten können! Nutzanwendung: 1) Man weiſe alte Marquis zurück; ihr Tod iſt einträglicher als ihr Leben. 2) Man kaufe alte Bibeln.

— Es ſchrieb mir heute einer aus Stuttgart: der König habe darum die Kammer nicht ſelbſt eröffnet, weil Pfitzer (Verfaſſer der Briefe zweier Deutſchen) unter den Abgeordneten wäre, und den Schwur eines ſolchen Mannes könne er nicht annehmen. Ach! was habe ich wieder eine volle und ſchmutzige Eſelshaut! Das iſt meine wahre Peau de chagrin; aber eine ganz andere als Balzac's ſeine. Dieſe wurde kleiner nach jeder Thorheit und Sünde: meine wächſt nach jeder. Doch heute ſtill davon. Ludwig XIV. ſchrieb ein ſtaatsrechtliches Buch zur Belehrung ſeines Nachfolgers. Darin iſt der Grundſatz aufgeſtellt: „Die Nation iſt nichts für ſich, ſie iſt ganz in der Perſon des Königs aufgelöſt." (La nation ne fait pas corps, elle réside toute entière dans la personne du roi.) Ludwig der letzte wird einſt ſprechen wie Ludwig XIV. geſprochen. Der letzte Wilhelm, der letzte Friedrich, der letzte Franz, der letzte Carl werden geſinnt ſeyn, wie der erſte Wilhelm, der erſte Friedrich, der erſte Franz, der erſte Carl geſinnt waren. Es gibt keine andere Hülfe, als daß uns der letzte von allen befreie.

Einhundert und fünfter Brief.

Paris, Donnerstag den 7. Februar 1833.

Der Journaliſt Traxler aus Cöln, von dem ich Ihnen neulich geſchrieben, hat ſich gerettet und iſt glücklich in Paris angekommen. Geſtern beſuchte er mich. Als er Abends, da es ſchon dunkel war, von dem Gerichte zurückkam, wo er ſein Urtheil empfangen, bat er den Gerichtsdiener, der ihn in das Gefängniß führen ſollte, ihn vorher in ſeine Wohnung zu begleiten, wo er einiges Nöthige zu beſtellen habe. Dem Verlangen wurde nachgegeben. Als der Huiſſier in das Zimmer eingetreten war, ſprang Traxler hinaus, verſchloß die Thüre hinter ſich, ſtürzte auf die Straße hinunter, lief ohne Hut und Mantel zum Thore hinaus und kam ſo glücklich über die Grenze. Auch iſt in dieſen Tagen ein Bierbrauer aus Leipzig hier angekommen, der zu fünfzehnjähriger Zuchthausſtrafe verurtheilt war. Er ſaß ſchon lange in Pirna feſt, als es ihm gelang, ſeinen Kerker zu durch-

brechen, um den weiten Weg durch Deutschland nicht unerkannt, aber unverrathen zurückzulegen. So haben sich schon sehr viele Patrioten gerettet, von welchen ich sechs in Frankreich begegnet und gesprochen habe. Wenn man die Erzählung von ihrer oft wunderbaren Rettung anhört, gewahrt man leicht und mit großer Freude, daß diejenigen, welche sie zu bewachen hatten, mit ihrer Flucht einverstanden waren, so, daß wenn sie auch nicht behülflich dabei gewesen, sie doch die Augen zugedrückt. Die Flüchtlinge dürfen zwar aus Klugheit und Dankbarkeit von einem solchen Einverständnisse nicht sprechen, doch aus den angegebenen Umständen erräth man es bald. Einer dieser Patrioten aber, der das Vertrauen zu mir unbedenklich fand, gestand es, daß ein Polizeibeamter, und zwar ein solcher, der sich seit mehreren Jahren durch seine blinde Folgsamkeit gegen die Tyrannei ausgezeichnet hat, ihm, ob er ihn früher zwar gar nicht gekannt, zu seiner Flucht behülflich gewesen. Wie erfreulich ist es nicht wahrzunehmen, daß die Karyatiden der Throne, mit Menschengesichtern und steinerner Brust, endlich auch warm werden und sich beklagen.

Der gute Geist in Deutschland breitet sich immer mehr aus, auch unter den Offizieren und Unteroffizieren. Und was dann? Die deutschen Fürsten werden bald keine andere Macht haben, als der Gerechtigkeit nachzugeben oder unterzugehen, und selbst diese Wahl bleibt ihnen nicht lange mehr. — Sie brüten jetzt über die Wiederherstellung der alten deutschen Reichsgerichte, aber in den alten Kessel soll neues Gebräu kommen. Man spricht von deutschen National-Gefängnissen, von hohen deutschen Bundesthürmen, die gebaut werden sollen. Ich weiß das Nähere noch nicht, werde es aber bald erfahren.

— In den Blättern, die Sie mir geschickt, habe ich von Weitzels „Politische Ansichten der Gegenwart" nur noch einige Bruchstücke gefunden; ich hätte aber wahrscheinlich aus dem Ganzen nicht klug werden können. Wer hieß aber auch den Mann schreiben in dieser Zeit und in seinen Verhältnissen? Wenn er sagt: „Der Gedanke aber, jetzt in Europa der Monarchie, die sich mit der Aristokratie verbunden, ein Gegengewicht zu geben, kömmt um manche Jahrzehnte zu früh" — so will ich mich aufknüpfen lassen, wenn das sein Ernst war. Weitzel ist einer der besten und klarsten politischen Köpfe Deutschlands und sein Rath, mit der Ausbesserung des Hauses zu warten, weil es noch manche Jahrzehnte dauern könnte, bis uns das Dach über den Kopf zusammenstürzt, war gewiß nicht aufrichtig. Wenn einmal Aristokratie und Monarchie zusammenfallen, dann bleibt uns nichts mehr zu thun übrig. Man verliert alle Geduld. Da bitten sie uns täglich, wir möchten doch so gut seyn, die Wirkung der Zeit

abzuwarten. Als wenn Zeit und Natur je etwas aus nichts schaffen! Als wenn sie nicht selbst vorher zerstören müßten, um Neues zu bilden! Für solche Dummköpfe halten sie uns, daß sie uns unaufhörlich vorpredigen, wir möchten, ehe wir das verhaßte Alte zerstören, das beliebte Neue vorher aufführen. Wo wir aber Bauplätze herbekommen sollen, wenn wir nicht vorher den alten Schutt wegräumen; wo wir Zimmerholz hernehmen sollen, wenn wir keine Bäume umhauen — das Geheimniß predigen sie uns nicht. Und wenn sie zanken: Der Liberalismus könne nur zerstören, finden sich in Deutschland gutmüthige, aber einfältige Menschen genug, die vor dem Schrecken dieses Vorwurfs zusammenfahren, und, aus Furcht für Mordbrenner gehalten zu werden, nach Hause schleichen, die Nachtmütze aufsetzen und in den Andachtsstunden lesen.

Es ist etwas in den Deutschen, auch in den Freisinnigen, was ich nicht verstehe, wozu, mir es begreiflich zu machen, meine Psychologie nicht ausreicht. Ich erstaune täglich über die Gefühllosigkeit, mit welcher die liberalen Deputirten der Kammer die unverschämten Reden der Minister anhören. Ich sage nicht sie sollen der Gewalt Gewalt entgegensetzen; denn sie haben keine. Ich sage nicht: sie sollen der Frechheit wie es sich gebührt antworten und der Pflicht und Ehre ihren persönlichen Vortheil aufopfern; aber ich sage: sie sollen ihr antworten müssen. Ich bin auch kein Held, weder der Tapferkeit noch der Tugend; ich würde vielleicht auch zahm seyn der Macht gegenüber; ich wäre wohl auch nicht aufopfernd genug für das Wohl des Volkes, das bei uns solche Aufopferung selten vergütet, mit Weib und Kindern zu verhungern; stünde ich der Anmaßung eines Mächtigen gegenüber, würde ich vielleicht auch überlegen und schweigen. Es gäbe aber Verhältnisse, in denen ich unfähig bliebe zu überlegen, in denen mein Herz den Verstand verdunkelte, und in solchen Verhältnissen stünde ich auch der Anmaßung eines Königs gegenüber, würde ich seine Krone, seine Kerker, seine Henker vergessen und ihm begegnen, wie es sich gebührt. Ich könnte mich wie ein Knecht, wie ein Verbrecher, wie ein Dummkopf geduldig behandeln lassen; aber wie einen Schulbuben — nie.

Und warum sind sie Schulbuben, wo sie sich die Schwächern fühlen? Weil sie Schulmeister sind wo die Stärkeren; der ganze Unterschied besteht nur in den Jahren. Ihre Frömmigkeit, ihre Sentimentalität richtet sie zu Grunde. Vor lauter Begeisterung für das Gute verlieren sie den Geist es zu Stande zu bringen. Thränen der Menschenliebe und Rührung verdunkeln ihnen den Blick und der dümmste Jäger kann sie dann mit Händen fangen. So ein edler Deputirter sitzt, ohne es zu merken, wie ein Falk auf der Faust seines gnädigen Herrn und zeigt sich etwas hoch oben in der

Luft, was der gnädige Herr mit seinem Geschosse nicht erreichen kann, nimmt er ihm die Kappe ab und läßt ihn steigen. Das edle Thier steigt, steigt, steigt, holt aus den Wolken ein Täubchen herab, und den Blick von der Sonne geblendet, gewahrt er gar nicht, daß er wieder zur alten Faust zurückkehrt und man ihm die Kappe von neuem über die Augen gezogen. Dann lachen die Junker verstohlen.

In Cassel feierten sie den Jahrestag der Verfassung und schrieben am folgenden Tage: „Tausend stille Gebete und Wünsche für sie steigen zu dem Ewigen.“ Aber der Ewige selbst, ist nicht ewig genug, mit eurer ewigen Geduld ewige Geduld zu haben, und laute Flüche wären ihm wohlgefälliger, als stille Gebete. Der Eröffnung der Würtemberger Stände ging ein feierlicher Gottesdienst voraus, und ein Prälat — versteht sich ein Haas — predigte über den Psalmen-Vers: „daß die Furcht des Herrn Ehre und Heil in das Land bringe“ und ging dann geschickt von dem Könige David auf den König Wilhelm über und näselte „von der Treue gegen unsern verehrten König.“ Und die Deputirten fürchten die Furcht und laufen nicht zur Kirche hinaus! Und dann wird die Sitzung eröffnet, „nachdem der Präsident in einer kurzen Anrede den Segen des Himmels erfleht für den bevorstehenden Landtag!“ Und dann erhebt sich ein hochherziger Deputirter, den ganz gewiß irgend ein loser Schelm von Staatsrath heimlich an seiner Großmuth gekitzelt, und macht den Vorschlag: man solle die Diäten der Deputirten von 5½ auf 4½ Gulden herabsetzen. Taumelnd stand gleich Alles auf, was Edles auf den Bänken saß, und Alle, Einer nach dem Andern, schrieen wie die Kinder: „ich auch, ich auch!“ Es war eine Rührung zum Ersaufen, und die Junker im Trocknen lachten wieder. Darauf nahm ein anderer Deputirter das Wort und sprach: „Ich verzichte nicht auf meine fünf Gulden dreißig Kreuzer; ich werde aber einen Gulden täglich den Armen zukommen lassen.“ Auch diese schönen Worte hatten vielstimmigen Widerhall. Endlich stand einer auf und rief: „Wenn man mich zum Präsidenten der Kammer erwählen sollte, werde ich mich, statt der festgesetzten fünftausend Gulden, mit dreitausend begnügen.“ Und jetzt hielt die Tugend eine herzallerliebste Versteigerung und Einer forderte immer weniger als der Andere. Diesesmal aber als die Junker sahen, wie sich die Moral in Tausende verstieg, lachten sie nicht mehr, sondern sie murrten. . . . . Und solchen unverständigen Menschen ist das Wohl des Landes anvertraut! So lassen sie sich von ihrem Herzen zum Besten haben! Sie sehen nicht ein, daß sie für einige tausend Gulden, die sie durch Verminderung der Taggelder dem Volke ersparen, ihm vielleicht Millionen an andern

Lasten auflegen. Denn wenn die Diäten so gering sind, daß sie den Deputirten den Verlust ihrer Zeit nicht mehr vergüten, müssen sie zurücktreten und ihre Stellen den Reichen und den Staatsbeamten überlassen. Diese aber werden, wie immer, die Auflagen, so viel als möglich, auf die untern Volksklassen wälzen. Es ist schön wenn Einer edel ist; aber das sei er im Geheimen. Edelleuten und Ministern gegenüber, soll ein Bürger seine Tugend verstecken. So bald diese merken, daß sie es mit einem edlen Deputirten zu thun haben, übervortheilen sie ihn um so mehr, und betrügen in ihm das ganze Volk. Im Gegentheile, wir müssen stets Eigennutz heucheln, damit sie Achtung vor uns bekommen.

Freitag, den 8. Februar.

Der Spott, den jetzt die deutschen Fürsten mit ihren Ständen treiben, empört mich nicht; ich bin dessen schadenfroh. Ein edler Mann kann oft der Gewalt unterliegen und immer unverdient; aber der List unverdient, nur das erste Mal. Wen sie zum zweitenmale täuscht, der hat sein Geschick verschuldet, und es ist das zweite Mal, daß sich die deutsche Freiheit bethören läßt. Wieder einmal haben die constitutionellen Fürsten die Schranken der Verfassung durchbrochen, die uns gegen ihren Uebermuth geschützt, wieder einmal jubeln sie wie die entsprungenen Sklaven. Die Gitterstangen die sie eingeschränkt, dienen ihnen jetzt zu Waffen diese Einschränkung zu rächen, und mit den Gesetzen die sie aus dem Boden gerissen, zerstören sie die Gesetze, die noch aufrecht stehen. Und nicht mehr wie früher, begnügen sie sich, ihre Widersacher, die ihnen in die Hände fallen, einzeln zu bestrafen; nein: sie bestrafen die Städte, die Gemeinden, in welchen sich Widersacher gegen sie hervorgestellt. Der König von Baiern hat die Stadt Würzburg, durch Verpflanzung mehrerer Aemter, durch Entfernung der berühmtesten Universitätslehrer zu Grunde gerichtet. Die Garnison, der heilige Bischof, die allerheiligsten Edelleute verlassen die kleine gewerblose Stadt Freiburg, um die Bürger zu züchtigen, daß sie Rotteck zum Bürgermeister gewählt. Der König von Würtemberg, aus Unzufriedenheit, daß die Bevölkerung der Hauptstadt sich so freisinnig zeigt, will mit seinem Hofe und mit seiner Leibgarde nach Ludwigsburg ziehen. Der Magistrat von Stuttgart, um das große Unheil von dem Wohlstande der Gemeinde abzuwenden, hat dem Könige eine von der Bürgerschaft unterzeichnete Adresse überreicht, worin diese den König bittet nicht von Stuttgart wegzuziehen.

So liegen jetzt alle Deutschen an einer gemeinschaftlichen Kette, und sie haben wenigstens eine Galeere zum Vaterland. In Baiern soll es nicht

mehr zu ertragen ſein. Ich habe heute drei angeſehene und reiche Gutsbeſitzer aus Rheinbaiern geſprochen, die nach Amerika reiſen, um für eine große Menge ihrer Landsleute eine Niederlaſſung auszumitteln. In Rheinbaiern, erzählen ſie, ſteige die Tyrannei täglich, und ſie wollten ſich retten, während ihnen noch Kraft zur Rettung bliebe. Das ſind keine Advokaten, keine Demagogen, keine Schriftſteller, keine Journaliſten, keine Freiheits-Theoretiker, keine ſchwärmenden Jünglinge; es ſind Gutsbeſitzer, ſchlichte Landbauern — und doch können ſie es nicht ertragen!

Samstag, den 9. Februar.

Die Erklärung von Alexis in der Nürnberger Zeitung hat mich ſehr ergötzt. Ich hatte es noch nicht geleſen. Sie haben das nicht verſtanden, wenn Sie jene Erklärung als einen Verſuch anſehen, den Spott abzuwenden, der den armen Häring in Berlin wahrſcheinlich getroffen hat. Das nicht. Gegen die Beſchuldigungen der Demagogie, die ich aus Scherz und Satyre gegen ihn vorgebracht, ſucht er ſich zu vertheidigen, und die Regierung dort hat vielleicht darauf Rückſicht genommen. In ſolchen Sachen verſtehen ſie keinen Spaß, wie man zu ſagen pflegt. Ich habe kaum gehofft, daß ſie ſo dumm ſein werden. Uebrigens können Sie ſich leicht denken, daß ich nichts darauf antworten werde, überhaupt Keinem.

Einhundert und ſechster Brief.

Paris, Samstag den 9. Februar 1833.

Den König von Griechenland, den Sohn des Baieriſchen Großbüttels, vor dem, wie die Zeitungen erzählen, von München an bis Brindiſi, eine Rauchwolke von den köſtlichſten deutſchen und italieniſchen Schmeichelgewürzes herzog — nennt ein hieſiges Blatt: einen roitelet idiot, sourd et bossu. Ich habe kein franzöſiſches Wörterbuch bei der Hand, und weiß nicht was idiot heißt. Ich vermuthe es heißt dumm oder gar einfältig. Das wäre ein Unglück. Die Buckligkeit hätte nichts zu ſagen: auch Sokrates war bucklig. Die Taubheit aller Könige wäre eine Wonne des Menſchengeſchlechts; denn bei ihnen fielen dann alle akuſtiſchen Täuſchungen weg, es blieben nur noch die optiſchen übrig; ihre Höfe könnten ſie um die Hälfte weniger betrügen, und ihre Völker wären um die Hälfte weniger unglücklich. Aber dumm, wäre dumm. Man braucht mehr Verſtand, die Griechen zu regieren, als das ganze übrige Europa zuſammengenommen. Dieſe Entdeckung von den ſchönen Eigenſchaften des Königs Otto hat viel dazu beigetragen, die franzöſiſche Kammer bedenklich zu machen, ob ſie die Garantie bewilligen ſolle, welche die Regierung für den dritten Theil des

griechiſchen Anlehns zu übernehmen verſprochen. Der Zeitungsredacteur ging mit dem Briefe, den er von einem baieriſchen geflüchteten Patrioten aus Straßburg erhielt, zu Dupin, wo an dem Tage die Deputirten verſammelt waren; dort theilte er ſeine Nachrichten mit, von welchen er den wichtigſten Theil, ich weiß nicht warum, nicht drucken ließ, und ſie machten einen großen Eindruck, der auf die Kommiſſion der Kammer überging. Aber was liegt daran? Sowohl die alt- als die neubaieriſchen Herzen, die von München wie die aus dem Speſſart, ſind, ſeit ihnen der Profeſſor Thierſch erzählt, daß Sophokles und Aeſchylus mit dichteriſcher Begeiſterung vom Bier geſprochen, ſo entzückt über die Heleniſirung ihres Otto, daß ſie die noch fehlenden zwanzig Millionen gern hergeben werden und ſollten ſie darüber verarmen und mit einer Hopfenſtange in der Hand die Welt durchbetteln müſſen.

Die Baiern begreifen recht gut die unermeßlich heilſamen Folgen, die der Staatsvertrag, den der Baieriſche Vater mit dem Griechiſchen Sohne geſchloſſen, für Bier und Vaterland haben muß. Beide Majeſtäten verbürgen ſich darin wechſelſeitig ihre Länder und Unterthanen. Sollte einmal der König von Baiern von Oeſterreich oder ſeinem eigenen treuen Volk angegriffen werden, muß ihm der König von Griechenland Hülfe ſchicken. Sollte dieſer einmal von Oeſterreich, Rußland, Frankreich, England, den Türken, dem Paſcha von Aegypten oder von ſeinen eignen geliebten Unterthanen, die ihn anbeten, bedroht werden: dann muß ihm der König von Baiern Hülfe leiſten. Wenn ein Baieriſches Regiment in Franken mit den Leiden des Volks zu ſympathiſiren anfängt, ſchickt man es ſchnell nach Griechenland. Mögen immerhin die Soldaten ſich verzweiflungsvoll auf die Erde werfen, und ſich die Stirne auf dem Pflaſter zerſchmettern; mögen ſie immerhin bei der Einſchiffung ſich empören — man weiß ſie zu zwingen. Wenn ein griechiſches Regiment in Nauplia ſich merken läßt, daß es ſeinen König doch gar zu bucklig finde — ſchickt man es nach München. Die Griechen in Baiern und die Baiern in Griechenland verſtehen das Volk nicht, unter dem ſie leben, und haſſen und mishandeln es zum Heile und Segen des monarchiſchen Prinzips. Der Kaiſer von Oeſterreich übt auch dieſe ſchöne Regierungskunſt. Die Ungariſchen Soldaten werden nach Italien, die Italieniſchen nach Ungarn geſchickt. Der Ungar verſteht kein Italieniſch, außer dem Wenigen, was ihm Abends in der Kaſerne beigebracht wird. Es wird ihm aber nichts gelehrt, als caro amico, und man ſagt ihm caro amico hieße Hundsfott. Wenn nun der gutmüthige Ungar in einer Weinſchenke ſitzt und ein gutmüthiger Italiener reicht ihm die Hand und ſagt: fratello mio, caro amico! — ſtößt ihm der Ungar ſeinen Degen

in den Leib. Wenn ein junger italieniſcher Offizier an den Ufern der Donau gedankenvoll hinſchleicht, und weint Sehnſuchtsthränen nach ſeinem unglücklichen Vaterlande, tritt ein edler Ungar zu ihm und ſagt in ſeiner Sprache: Nicht weinen Bruder, du wirſt dein ſchönes Vaterland bald wiederſehen! Der ſchmerzbetäubte Italiener glaubt, der Ungar ſpotte ſeiner und ſchlägt ihm ins Geſicht. Sie duelliren ſich, der Ungar bleibt todt, und das monarchiſche Prinzip gibt am nämlichen Abende dem italieniſchen Offizier-Corps einen Champagnerpunſch.

Wollen Sie nächſten Sommer mit mir eine Wallfahrt zur Madonna di bacio machen. Der Baieriſche Volksfreund hat neulich den Vorſchlag gemacht: „an der Stelle wo die betrübte königliche Mutter ihrem vielleicht auf immer ſcheidenden innigſt geliebten Sohne, dem Könige von Griechenland den letzten Abſchiedskuß gegeben, vermittelſt Beiträge patriotiſcher Baiern eine Kapelle zu bauen.“ Die Patrioten werden beitragen, die Kapelle wird gebaut werden, Cornelius wird eine küſſende Muttergottes, den griechiſchen Jeſus auf den Armen, malen und wir — nun wir bewundern Cornelius. Aber ſo ein Teufel von Volksfreund hat kein Herz in der Bruſt. Was hat er nöthig, eine betrübte Mutter noch mehr zu betrüben? Wäre nicht ſchöner geweſen, er hätte der königlichen Mutter geſagt: „Betrübe dich nicht, königliche Mutter! Du haſt deinen Sohn nicht zum letztenmale geküßt, du wirſt ihn bald wiederſehen — ?“

Sollte die ottoläſterliche Correſpondenz jenes König-, bier- und vaterlandvergeſſenen baieriſchen Journaliſten in Straßburg die Folge haben, daß die franzöſiſche Regierung ihren Theil des griechiſchen Anleihens übernimmt: ſo hätte ich wohl ein Mittel, die Garantie für die noch fehlenden zwanzig Millionen, ja eine größere herbeizuſchaffen. Aber ich theile es nicht mit. Nicht als fehlte es mir an ſchuldiger Liebe und Verehrung für den König von Baiern; aber mein Herz treibt keinen Detailhandel. Ich kann nicht jeden deutſchen Fürſten beſonders lieben, ſondern ich liebe den deutſchen Bund für alle. In Frankfurt habe ich ein großes Kommiſſionslager von Liebe und Anbetung und jede Geſandtſchaft kann ſich dort für ihren Herrn ſoviel davon holen, als ihm nach Verhältniß ſeiner Civilliſte zukömmt. Steht aber wieder einmal ein baieriſcher Patriot unter dem Bilde eines Königs, das er anzubeten verurtheilt worden, werde ich ihn mit meinem Geheimniſſe von ſeiner Schande loskaufen. Mein Finanzplan geht ins Rieſenhafte, und iſt ſo groß, als das, was ich damit zu bezahlen gedenke. Ihnen will ich ihn gleich anvertrauen.

Im menſchlichen Blute iſt wie bekannt Eiſen enthalten. Jetzt hat ſich neulich ein hieſiger Chemiker zu dem Verſuche angeboten, aus dem Blute

eines verſtorbenen Menſchen ſo viel Eiſen zu ziehen, daß man daraus eine Denkmünze von der Größe eines Vierzigfrankenſtücks prägen könne .... Ich ſehe vorher, ein Spitzbube von königlichem geheimen Finanzrathe fällt mir hier in das Wort und ſagt: der Vertrag gilt nichts, wir wiſſen Ihr Geheimniß ſchon .... Das iſt Betrug, Herr Geheimer Finanzrath! Freilich wiſſen Sie jetzt mein Geheimniß, aber haben Sie es früher gewußt? Es iſt das Ei des Columbus. Nein, der Vertrag gilt; Ihr ſollt jenem armen blaſſen Jüngling dort nicht das Herz brechen; er ſoll nicht das Götzenbild eines wahnſinnigen Tyrannen anbeten. Ihr laßt ihn frei und nehmt meinen Plan.

Iſt es nicht eine Schande von lüderlicher europäiſcher Staatshaushaltung, daß in allen Ländern ſo vieles koſtbare Blut der Unterthanen ganz ohne perſönlichen Vortheil ihrer Fürſten vergoſſen wird? Man antworte mir nicht: Das Blut, welches die Soldaten für die Fürſten vergießen, ſey doch nicht ohne Nutzen. Nein. Nützt denn ein Soldat in der Schlacht durch ſein eigenes Blut, das er vergießt? Er nützt blos durch das Blut des Feindes, das er vergießt. Sein eignes bringt dem Fürſten keinen Vortheil; denn ſobald er todt hingeſtreckt oder verwundet wird, iſt er kampfunfähig. Nun, warum ſammelt man dieſes Blut nicht in Spitälern und auf dem Schlachtfelde und bereitet Eiſen daraus? Man bedenke nur, welches Meer von Blut allein in Europa, nur allein im achtzehnten Jahrhunderte, nur allein in den Kriegen vergoſſen wurde, die der franzöſiſchen Revolution vorhergingen! Da iſt der nordiſche Krieg, der öſterreichiſche Erbfolgekrieg, der polniſche Krieg, der ſchleſiſche Krieg, der ſiebenjährige Krieg, der baieriſche Erbfolgekrieg, der Krieg, den in Europa der amerikaniſche Freiheitskampf zur Folge hatte, der Türkenkrieg. Rußland und Schweden haben nicht ſoviel Eiſen, als man aus all dieſem Blute hätte ziehen können. Daraus hätte man Geld, Flinten, Säbel, Bomben, Kanonen bereitet. Und lacht nicht verächtlich und ſagt: das ſey doch nur Eiſen! Iſt denn eine Kanone von Eiſen? Sie iſt vom reinſten Golde, denn damit holt man's. Ein Potoſi habt ihr verſchleudert! und das iſt noch gar nichts .... O! Herr geheimer Finanzrath, ich war ein Dummkopf. Mit meinem Plane hätte ich den ganzen Rheinkreis, Siebenpfeifer, Wirth, Behr, Kurz, Wiedemann und die hundert von andern Schlachtopfern Eurer monarchiſch-ariſtokratiſch-jeſuitiſchen Tyrannei loskaufen können. Ich habe mich übereilt, doch es iſt zu ſpät; ein ehrlicher Mann muß auch dem Teufel Wort halten.

Nicht blos das Blut der Soldaten im Kriege, ſondern auch das Blut aller Bürger in Friedenszeiten kann zur Metallbereitung benutzt und können

dadurch die fürſtlichen Kaſſen unerſchöpflich gemacht werden. Wie viele Millionen Bauern gibt es nicht in Europa, die ihre Steuern nicht mehr bezahlen können. Man lege ihnen eine Blutſteuer auf, man laſſe ihnen zur Ader. Wenn ein Bürger ſeine Geldbuße nicht entrichten kann, laſſe man ihm zur Ader. Wie herrlich könnte man das Aderlaſſen benutzen, Preßvergehen zu verhindern oder zu beſtrafen. Ein deutſcher Journaliſt hat gewöhnlich weder Gut noch Geld, um Caution zu leiſten. Man ſetze tauſend Unzen Blut als Caution für jeden Journaliſten feſt. Kann ein Preßverbrecher ſeine Geldbuße nicht abtragen, verurtheile man ihn zu einem täglichen Aderlaſſe auf drei, fünf, ſieben, neun, vierzehn Jahre, oder nach der Baieriſchen Criminalpraxis auf unbeſtimmte Jahre. Man laſſe den Journaliſten Blut, bis die europäiſchen Verhältniſſe ſich gebeſſert haben, bis die belgiſche, irländiſche, franzöſiſche, deutſche, portugieſiſche, ägyptiſche Frage entſchieden iſt. Dann braucht auch ein deutſcher Fürſt nicht mehr den Kaiſer von Rußland um ſein herrliches Sibirien zu beneiden. Er kann dann auch ſeine Unterthanen zu den Bergwerken verurtheilen; denn ein reiches Bergwerk iſt das menſchliche Blut.

Jetzt habt Ihr meinen Finanzplan, jetzt habt Ihr Euer griechiſch Anlehen vollſtändig. Komm nun mit mir du elender armer Jüngling! Du weinſt? Sieh dieſe Thräne da, die aus deinem Auge auf deine Hand geſtürzt! Brennt ſie dich nicht wie Scheidewaſſer? Nicht einmal die Kraft, nicht einmal den Muth hatteſt du, deine Hand bis an die Augen zu erheben, um ſie zu trocknen! Du weinſt? Du fleheſt Gott an? Gott ſpottet deiner. Gott iſt voll unendlicher Liebe und Barmherzigkeit. Er hilft jedem Unglücklichen in ſeinen Schmerzen, er tröſtet ſelbſt den Schuldigen in ſeiner Herzenspein; aber er hilft und tröſtet nur, wenn der Unglückliche ſich zu retten alle ſeine Kraft verbraucht und ihm keine mehr übrig geblieben. Dem Trägen und Feigen aber leiht Gott nicht ſeine Kraft, ſondern er verläßt ihn. Hilf dir ſelbſt, dann wird dir der Himmel helfen!

Dienstag, den 12. Februar.

Hilf dir ſelbſt, dann wird dir der Himmel helfen! Das iſt mein Triolet. Aber das Triolet der achtzeiligen deutſchen Liberalen heißt: Mußt kräftig proteſtiren, ſchlägt man dir in's Geſicht. Und ſchlägt man ſo einen Pourceaugnac in's Geſicht, thut er noch groß damit und frohlockt überall herum: il ma donné un soufflet, mais je lui dis bien son fait. Wie wehe macht mir dieſer deutſche Proteſtantismus: Damals zu Luthers Zeiten fingen ſie auch mit Proteſtiren an;

aber endlich mußten ſie zuſchlagen, und da ſiegten ſie. Es liegt in ihrer Natur, daß bei ihnen Jahre lang das kalte Fieber dem hitzigen vorſchleicht, und daß, was bei andern Völkern Geneſung iſt, bei den Deutſchen zu neuer Krankheit wird. Was wird bei uns nicht Alles noch geſchehen, welche Leiden werden erduldet werden müſſen, bis ſie es zu einer Revolution bringen. Die Franzoſen ſtanden mit einem Sprunge darin. Hundertmal im Tage wünſche ich: hole ſie der Nicolas! Wahrlich ſie werden nicht eher ſpüren, daß es Winter geworden, daß die Erde kahl iſt, daß die Bäume abgeſtorben, die Lüfte verſtummt ſind und die Leiche des Vaterlandes in ihrem Schneegewande unbegraben unter freiem Himmel liegt — nicht eher, bis man ſie nach Sibirien ſchickt, und ſie dort für den kaiſerlichen Leib Fuchspelze erjagen müſſen, und jeder Wunſch, der warm aus dem Herzen kam, zwiſchen den Lippen gefriert und als Eiszapfen aus dem Munde hängt. Es wird nicht beſſer, ehe es ärger wird.

Da iſt wieder einmal ein freiſinniger deutſcher Mann edel geweſen und hat durch ſeinen Edelmuth der guten Sache mehr geſchadet, als ihr hundert Schurkenſtreiche hätten ſchaden können. Ich meine Rotteck. Die Bürger von Freiburg haben Rotteck, nachdem die Regierung die erſte Wahl verworfen, zum zweitenmal, und wenn wieder gehindert zum drittenmal zu ihrem Bürgermeiſter wählen wollen. Aber da ſtellte ſich der edle Mann auf einen Schemel der Tugend und rief ſeinen Mitbürgern zu: ſie möchten doch wegen ſeiner die väterliche Rache des Landesvater nicht ihrer Stadt zuziehen, und lieber nachgeben und die Bürgermeiſterwahl einem Andern zuwenden. Das liberale deutſche Philiſterthum wurde von ſolcher Hochherzigkeit bis zu Thränen gerührt, und iſt heimlich ſchadenfroh, daß die hohe deutſche Bundesverſammlung erröthen müſſe, von ſolcher Großmuth beſchämt worden zu ſeyn. Solch' einen Mann zu verfolgen! Und daß ja nichts fehle an der vollſtändigen deutſchen Reichsgeſchichte, hat Rotteck — proteſtirt. Die Regierung möge ſich Alles nehmen was ihr beliebt, nur Recht ſoll man ihr nicht geben! So laſſen ſich dieſe edlen Menſchen zum Beſten haben, und Rotteck, ein Meiſter der Weltgeſchichte, der alle Gewaltthätigkeiten kennt, welche von Nimrod bis zu Nicolas die Herren der Erde geübt, der alle ihre Schelmereien, alle ihre liſtigen Wege kennt: glaubt einem ſchönen Triebe ſeines Herzens zu folgen, während er nur einem Stoße nachgab, den man an einer elektriſchen Kette von Carlsruhe bis nach Freiburg zu leiten wußte. War denn hier an Rotteck, an Freiburg gelegen? Darauf kam es an, daß das Volk ſein Recht behaupte, ſeinen Willen und ſeine Kraft geltend mache, und zeige, daß es der Naſeweisheit der Badiſchen Junker zu begegnen wiſſe.

Ja, sie werden nicht eher warm werden, als bis sie nach Sibirien kommen. Der Kaiser Nikolaus allein verstände es, das träge deutsche Blut in raschere Bewegung zu setzen. Unsere deutsche Tyrannei bringt uns nicht weiter. Wir werden auch gefoltert, aber der Arzt steht uns zur Seite und fühlt uns von Minute zu Minute den Puls, und so oft das Leben zu entweichen droht, spannt man uns ab, und bringt uns nicht eher wieder auf die Folter, bis wir neue Kräfte gesammelt. Aber in Rußland ist man so weichherzig nicht. Befahl doch neulich ein kaiserlicher Ukas: Alle Zöglinge aller Schulen im Reiche, die sich schlecht aufführten, sollten unter die Soldaten gesteckt, oder, wenn wegen körperlicher Mängel dienstunfähig, nach Sibirien verpflanzt werden! Was man in einem despotischen Lande wie dort, unter schlechter Aufführung der Jugend versteht, kann man sich leicht denken. Das heißt nicht: Schulden machen, spielen, trinken, die Lehrstunden versäumen, Liebschaften haben — sondern das heißt: freisinnige Meinungen offenbaren. Und darum Knaben nach Sibirien verbannen! Und darum die heiligen Bande der Mutterliebe zerreißen! Und darum das Fundament der Welt untergraben! Das würde bei uns wirken. Aber was geschieht in Deutschland? Höchstens wird ein freisinniger Mann zur Abbitte vor einem goldenen Rahmen und zur Zuchthausstrafe auf unbestimmte Zeit verurtheilt. Die deutschen Höfe sollten ihre Junker nach Petersburg schicken, daß sie dort regieren lernten.

Es ist wirklich eine Schande, wie sehr die deutschen Junker noch zurück sind. Die in Sachsen haben es unter allen am weitesten gebracht; doch was ist's? In der ersten Kammer dort, in der Pagoden-Kammer — so oft in einer ministeriellen Mittheilung des Namen des Königs oder des Prinzen Mitregenten Erwähnung geschieht, oder so oft ein Minister in den Saal tritt, stehen die Edelleute auf und verneigen sich. Das ist Alles. Ich bin nicht unbillig, ich sage nicht: das ist nichts. Es ist freilich eine Adelsperle, gegen welche die Perle, welche Cleopatra in ihrem Weine auflöst'te, nur eine Linse war. Aber ich sage: es ist wenig. Eine Perle! Schickt die edlen Pagoden nach Petersburg. Ist es nicht abscheulich, wie man im königlich mitregentlichen Sachsen den Bürgerstand verzärtelt? Die Biene enthielt eine Petition, worin man um die Abschaffung des Lehnwesens bat — ein im neunzehnten Jahrhundert unerhörtes Verbrechen. Nun freilich hat man dieser Biene nicht blos den Stachel, sondern auch den Honig genommen; man hat sie zertreten, das Blatt unterdrückt, und den Redakteur, der mit der Zeitung seine zahlreiche Familie ernährte, an den Bettelstab gebracht. Das ist etwas, aber lange nicht genug. In Rußland hätte man dem Bienen-Vater Nase und Ohren abgeschnitten und ihn nach Sibirien verbannt. Schickt die Junker nach Petersburg!

— Von deutschen politischen Monatsschriften kenne ich nur eine einzige, die zu loben wäre: die welche der Professor Pölitz in Leipzig herausgibt. Sie war früher schon sehr gut, da der Mann nur erst Censor und Hofrath war; jetzt aber hat ihn der Großherzog von Darmstadt auch zum geheimen Rathe ernannt, und da wird das Journal noch viel besser werden. Diese Auskunft geben Sie einstweilen *** in meinem Namen. Ueber das Andere werde ich ihm bald selbst schreiben.

— Heine's Französische Zustände habe ich erst vor wenigen Tagen bekommen, auch schon darin zu lesen angefangen, ich will aber meine Bemerkungen zusammen kommen lassen. Das Buch kommt mir gelegen. Es soll mir dienen, mich, vielleicht auch Heine zu ergänzen. Das ist bequem und angenehm; es ist wie ein Treppengeländer. Man legt die Hand darauf und gleitet mit geschlossenen Augen sicher hinab. Heine, mir gegenüber, kommt mir vor wie Melanchthon gegenüber Luther. (Ach was wäre das für eine schöne Tonne für unsere lieben dummen Wallfische!) Ich kann wie Luther sagen: „Ich bin dazu geboren, daß ich mit Rotten und Teufeln muß kriegen, und zu Felde liegen, darum meiner Bücher viele stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klötze und Steine ausrotten, Dornen und Hecken weghauen, Pfützen ausfüllen, Bahn machen und zurichten; aber Melanchthon' fährt säuberlich und still daher, bauet und pflanzet, säet und begeußt mit Lust, nachdem ihm Gott seine Gaben reichlich gegeben hat. Soll ich aber einen Fehl haben, so ist es mir lieber, daß ich zu hart rede und die Wahrheit zu heftig herausstoße, denn daß ich irgend einmal heuchelte und die Wahrheit inne behielte."

Mittwoch, den 13. Februar.

Gestern waren laue Frühlingslüfte in den Tuilerien und man ging und saß viel spazieren. An solchen Tagen sprossen plötzlich die Stühle aus der Erde und prangen mit den schönsten Blumen. Blumen — Weiber. Schon werde ich dichterisch und habe das ganze Herz voll Veilchen. Wie freue ich mich auf den Frühling! Wie will ich lieben! Auch will ich, sobald ich meinen letzten Brief aus Paris geschrieben, eine Frühlingskur gebrauchen; Brunnenkresse, den Werther oder was sonst das Blut reinigt. Das war ein harter Winterfeldzug! Ach! und das weiße Blut der Augen, was die Menschen Thränen nennen, wird für keine Wunde, Weinen nicht für Kämpfen angerechnet! Doch es sei; glücklich, wer das nicht kennt. Wie freue ich mich auf die Seen, die Berge und auf das Schellengeläute der Heerden, das mich einlullt wie ein Wiegenlied.

. . . . Ich fange an Mitleiden mit Ihnen zu haben und kann Ihren Schmerz nicht länger ohne Rührung wahrnehmen. Sie ſollen Alles erfahren, aber heute iſt es zu ſpät. In meinem nächſten oder nachnächſten Briefe werde ich die Geſchichte zu erzählen anfangen. Ich führe Sie von Fortſetzung zu Fortſetzung bis ich Paris verlaſſe und Sie wiederſehe. Dann iſt das Geheimniß gerettet. Mündlich kann ich lügen wie gedruckt, gedruckt aber oder ſchriftlich lüge ich nie. Das iſt mein Amt und mir heilig. Ich unterſcheide mich hierin ſehr von allen Miniſtern, von welchen man mehrere Beiſpiele hat, daß ſie in geſelligen Verhältniſſen nicht gelogen, in amtlichen aber kein einziges Beiſpiel — ausgenommen in dem ſeltenen Falle, wo ſie die Wahrheit ſagten, damit man ſie nicht glaube. Alſo noch acht Tage warten.

Einhundert und ſiebenter Brief.

Paris, Freitag den 15. Februar 1833.

Menzels Artikel über Saphir iſt wunderſchön, gemüthlich und geiſtreich. Ich hatte ähnliche Gefühle als ich erfuhr, Saphir wäre Hofmann geworden, und gar unentgeldlich. Sich den Höfen zu verſchenken, das heißt ſie verächtlich machen, das heißt ſie ganz zu Grunde richten. Es gibt keine gefährlichere Feindin des monarchiſchen Prinzips, als die Uneigennützigkeit. Schöne Augen hat es nicht, wie bekannt, und ſeine Gehalte ſind ſein ganzer Gehalt. Aus einem Theater-Kritiker ein Theater-Intendant zu werden! Adam war ſo dumm, ſich aus dem Paradieſe verjagen zu laſſen; aber ſo dumm war er nicht, daß er ſich ſelbſt mit dem flammenden Schwerte vor das Paradies ſtellte, um die verbotenen Früchte darin gegen ſich ſelbſt zu bewachen. Vor einigen Jahren, als ich in Berlin war, ließ man mich dort ausforſchen, ob ich nicht geneigt wäre, eine miniſterielle Theater-Zeitung zu ſchreiben. Zu wie viel Thaler Courant man mein äſthetiſches Gewiſſen abgeſchätzt, erfuhr ich nicht; man wollte wahrſcheinlich meiner Phantaſie keine Schranken ſetzen. Ich kann Sie verſichern, daß ich in meinem Herzen die größte Luſt hatte, mich in ſolchen Künſten etwas zu verſuchen. Es hätte mir Freude gemacht, eine Weile lang das monarchiſche Prinzip der Oper zu vertheidigen und den Jarke des Ballets zu ſpielen. Aber ich lehnte das Anerbieten ab, denn mit dem Teufel iſt nicht gut zu ſpaßen. — — Ich hätte Saphir für klüger gehalten. Von rechtlicher Geſinnung mag ich nicht ſprechen, man macht ſich damit nur lächerlich; ich rede nur von der Klugheit. Saphir hätte bedenken ſollen, daß man jede Achtung der Menſchen, wie jede Herrſchaft, nur durch die nämlichen Mittel

behauptet, durch die man sie erworben. Diesen Weg zu verlassen und abtrünnig zu werden, kann durch alle Schätze der Welt nicht vergütet werden. Um zehn Kronen verrieth Napoleon die Freiheit, die ihn emporgehoben; er verlor Alles und die Freiheit selbst erbte den Lohn, den er empfangen, sie zu verrathen. Ich höre, Saphir wundert sich, daß man ihn nicht bezahlt, und daß man ihn nicht einmal gebraucht. Wenn man ihn also bezahlte und doch nicht gebrauchte, würde er sich um so mehr wundern. Begreift er denn nicht, daß wenn die Höfe einen unabhängigen Geist kaufen, dieses gar nicht geschieht, um ihn zu verwenden? Was haben sie solchen nöthig? Es fehlt ihnen an Knechten nicht. Sie kaufen ihn nur, um ihn zu zerstören, um die menschliche Würde zu entheiligen, und frohlocken zu können: „Seht, so sind euere Oppositionshelden, euere Liberalen, euere Republikaner! Für Gold sind sie alle zu haben.“ Die Royalisten möchten die Ansicht geltend machen, ein wahrhaft Liberaler müsse uneigennützig, ein Republikaner tugendhaft sein. Es ist Schelmerei; sie möchten dem Liberalismus und dem Republikanismus den Handel verderben; denn mit so großen Aufopferungen wird sich ihnen selten einer ergeben wollen. Ich kann aber meinen Glaubensgenossen, den Liberalen, zu ihrer Beruhigung die Versicherung geben, daß unsere politische Religion uns gar nicht verbietet, nach Herzenslust Egoisten zu sein. Es gibt sehr viele edle Menschen unter den Royalisten und sehr viele Schufte unter den Republikanern. Aber das beweis't weder für die Monarchie noch gegen die Republik. Vielleicht fragen Sie mich: wenn das aber so ist, wenn der Liberalismus und die republikanische Verfassung die Menschen nicht besser macht, was wird dabei gewonnen? Darauf erwidere ich Ihnen: der Republikanismus macht die Menschen nicht besser, aber den Menschen. Der Egoismus in einer republikanischen Sphäre ist weder so breit im Raume, noch so lang in der Zeit, als der Egoismus in einer monarchischen Sphäre. Nicht so breit — durch Korporations-Geist; nicht so lang — durch Erblichkeit. Er beginnt und endet mit dem Leben, und tritt nicht über den Kreis der Familie hinaus. Individuell wie er ist, hat er nicht Raum genug, ephemer, nicht Zeit genug, trostlos zu werden für die bürgerliche Gesellschaft. Die Person hat die Verantwortlichkeit aller ihrer Handlungen auf sich allein zu nehmen, und dieses Gefühl wird auch der lasterhaftesten Natur Schranken setzen. Aber der Adel hat kein Gewissen; denn er theilt die Schuld mit den Tausenden seines Standes. Aber der schlechteste Fürst kann sich gerecht dünken; denn er betrachtet sich als einen treuen Verwalter, der ein Gut, das ihm von seinen Vorfahren anvertraut worden, ungeschmälert seinen Nachkommen überliefern will. Ich werde Ihnen das ein

andersmal deutlicher und umständlicher auseinandersetzen. Wenn Sie wißbegierig sind, erinnern Sie mich daran; meine liberale Spitzbubenschule steht Ihnen zu jeder Zeit offen.

Es wird jetzt von sämmtlichen Regierungen ein allgemeines europäisches Treibjagen auf die ehrlichen Leute gehalten, und ein edles Thier weiß gar nicht mehr, wo es sich vor all den Hunden und Jägern verstecken soll. Sehen Sie, wenn ein Thor einmal von einem Weisen etwas lernt, ein unwissender Mensch aus einem guten Buche eine Lehre zieht: können Sie sich darauf verlassen, daß es gerade eine Thorheit und etwas Falsches sein wird, was sie sich aneignen. Vor vielen Jahren hat Montesquieu in seinem berühmten Werke: von dem Geiste der Gesetze, den Grundsatz aufgestellt: Die Tugend sey das Prinzip der Republiken, wie die Ehre das der Monarchie. Die ganze Weltgeschichte spricht dagegen. Doch glaubte man es wie ein Evangelium. Nun war in früherer Zeit von republikanischen Gesinnungen in Europa nichts zu spüren; die Tugend, wo sie sich zeigte, flößte also keine Besorgnisse ein, und die Fürsten trugen kein Bedenken, einem ehrlichen Manne ein wichtiges Staatsamt anzuvertrauen. Jetzt aber, da sich die republikanischen Neigungen täglich stärker aussprechen, erinnert man sich, daß die Tugend ihre einzige Nahrung sey, und man sucht die ehrlichen Leute wie die Wölfe auszurotten. Auch werden die Staatswälder täglich sicherer und man wird bald mit der größten Ruhe bei Tage und bei Nacht darin reisen können. Ein freisinniger Mann nach dem andern fällt ab, durch Bestechung oder andere Verführung. Das traurigste hierbei ist nun, nicht daß die Freunde der Freiheit darüber frohlocken, sondern daß deren Freunde sich darüber betrüben und in ihrem Glauben wankend gemacht werden. Das ist nun auch eine Thorheit und zugleich eine Ungerechtigkeit. Wer die Tugend zerstören will, braucht nur an ihr zu verzweifeln. Als der sterbende Cato sprach: es gibt keine Tugend! — von dem Augenblicke an gab es keine mehr. Die Schande und das Verbrechen fallen auf die, welche verführen, nicht auf die, welche sich verführen lassen. Der gesündeste, der stärkste, der blühendste Mann — ist er darum, weil er so ist, der Wirkung des Geistes weniger ausgesetzt? Er unterliegt ihm wie der schwächste. Wie mit der Gesundheit des Körpers ist es auch mit der Gesundheit der Seele. Auch der edelste Mensch hat Augenblicke in seinem Leben, in welchen er sich dem Teufel verschreiben möchte. Es sind Augenblicke der Noth, des Mangels, des Zorns, der Scham, der Liebe, des Hasses, oder was es sonst ist, was einen guten Menschen aus seiner Bahn werfen kann. In solchen Augenblicken ruft er den Teufel an; aber zum Glücke kömmt der Teufel nicht. Die

mitternächtliche Stunde geht vorüber, der Morgen dämmert und die Seele ist gerettet. Doch die Polizei kömmt, sobald man sie ruft, bei Tage und bei Nacht, zu jeder Stunde durch den Schornstein und durch das Schlüsselloch. Ja sie kömmt auch ungerufen, denn sie kennt die Noth jedes Menschen, und wo keine ist, weiß sie solche herbeizuführen. Keiner entgeht ihr, auf dessen Verderben sie es beharrlich angelegt. So fängt die Polizei die armen verlornen Seelen, welche die gebildete Welt in Frankreich: Freunde der Regierung, in Oesterreich: gute Patrioten, in Preußen: Preußen, in Spanien: Freunde des Thrones und des Altars, in Rußland: Alt-Russen, in Baiern: Jesuiten nennt; welche aber der grobe Pöbel überall Spione heißt. Gegen das Gift der geheimen Regierung gibt es nur ein Gegengift, das wirksam ist: den Stolz. Zwar ist der Stolz auch ein Laster und vielleicht das größte unter allen. Aber eben weil es das größte und mächtigste ist, beherrscht es die andern Schwächen als Despot und unterdrückt sie alle. Den einzigen Rath, den man ehrlichen Leuten geben kann, sich zu wahren, ist: seyd stolz! Bedenkt, daß ihr es mit Menschen zu thun habt, die ihr verachtet, und die euch verächtlich machen wollen, damit ihr das Recht verliert, sie zu verachten. Bleibt fern von ihnen. Und weil man euch nur für stark hält, so lange ihr brüllt wie die Löwen — so brüllt! Knurrt, beißt, kratzt den ganzen Tag, daß euch Keiner nahe komme; ihr seyd verloren, sobald ihr liebenswürdig seyd.

Samstag, den 16. Februar.

„Guten Morgen, Kammerherr. — Ihr Hoheit geruhen wohl geruht zu haben. — Waren gestern bei Hofe? — Unterthänigst. — Was Neues? — Die Gräfin Amalie war en extase über das schöne Wort, das Ihre Hoheit in der Kammer ausgesprochen. — Erinnere mich nicht. — Ihre Hoheit geruhten, als die Rede von der Oeffentlichkeit der Sitzungen und dem Drucke der Verhandlungen war, zu sagen: Thaten sind besser als Worte. — Weiter? — Der Graf bemerkte: vraiment le prince Jean est un Mirabeau. Die kleine gelbe Baronin Julie trat hinzu und sagte: oui, monsieur le Comte, le prince est une mire — à — beau. Darauf erwiderte die Gräfin: Et vous, madame, vous êtes une mirabelle — C'est divin: Meine Chocolade. Um eilf Uhr der graue Wagen vor. Sie melden mich bei der Gräfin. — Der Hofrath Böttiger, Aufseher im Japanischen Palais, bittet Ihre Hoheit unterthänigst, einen Blick auf diese lateinischen poetischen Zeilen zu werfen. — Der Japanische Narr soll mich in Frieden lassen mit seinem Latein. Was will er? — Es ist eine Ode vorace — Horace, Kammerherr! — an Ihre Hoheit, über deren männlich-fürst-

lich-edel-hoch parlementariſches Betragen. — Was iſt's? — Wie Ihre Hoheit zu ſagen geruhten. Thaten ſind beſſer als Worte. — Schicken Sie dem Hofrath zwei Dukaten und ich ließe danken. — In der Allgemeinen Zeitung ſtehen Berichte über die Stände-Verſammlung. — Worte, nichts als Worte, Thaten ſind beſſer als Worte. Ich werde mit dem Miniſter ſprechen. Es darf keinem Unterthanen erlaubt ſeyn, Berichte in eine auswärtige Zeitung zu ſchicken, ohne ſie vorher der inländiſchen Cenſur vorgelegt zu haben. Wozu all' das Geſchwätz? Thaten ſind beſſer als Worte. Meine Reitgerte! — Hoheit, dieſesmal ſind ſie in guten Händen. Der Hofrath Böttiger läßt merken: er ſey Correſpondent der Allgemeinen Zeitung. — Was ſchreibt er? La Bonbonnière! — Er ſpricht von der neulichen Sitzung, wo Ihre Hoheit zu ſagen geruhten: Thaten ſind beſſer als Worte. — Drei Dukaten bringen ſie ihm. — Ein junger Künſtler wagt es Ihrer Hoheit dieſe Skizze zu einem Gemälde vorzulegen. Es iſt die Kammerſitzung, in welcher Ihre Hoheit zu ſagen geruhten: Thaten ſind beſſer als Worte. Sämmtliche hohen Ständeglieder ſind portraitirt. — Mais Diable! man ſieht ja ihre Geſichter nicht. Nichts als Rücken; man meint ja, es wäre der Grundriß zu einem Brückenbau. — Delicieux! Altesse. Der Maler wählte den Augenblick, wo der Miniſter in die Kammer tritt und ſämmtliche Mitglieder aufſtehen und ſich verneigen. — Gut! Kammerherr, Sie erwarten mich bei der katholiſchen Kirche, und wenn Sie mich bei der Gräfin wieder einſteigen ſehen, kommen Sie mir entgegen, prenez cette tabatière. A dio. Thaten ſind beſſer als Worte." — — — Mit Ausnahme Ihrer Worte, die beſſer ſind, als alle Thaten. Dieſer Brief iſt kurz und bleibt kurz. Am Mehrſchreiben verhindert mich Victor Hugo's neues Drama, das vor einigen Tagen im Drucke erſchienen und worüber ich zwei Tage mit Leſen und Notiren zugebracht.

Einhundert und achter Brief.

Paris, Donnerstag den 21. Februar 1833.

Lucretia Borgia habe ich geſtern aufführen ſehen, nachdem ich das Drama geleſen, und ich kann jetzt gründlich davon ſprechen, ob die Dame ſchön oder häßlich ſey, denn ich habe ſie am Tage und beim Kerzenlichte betrachtet. Ich muß wieder den Brutus machen. So oft ich Victor Hugo richte, iſt es mir, als ſollte ich meinen Sohn verurtheilen. Ich liebe den Rebellen: denn nur mit ſolcher Kraft und ſolcher Kühnheit kann man ſich ſo weit und ſo hoch verirren und ich hoffe, daß wenn er erſt ganz die Beſinnung verloren, er zur Beſonnenheit zurückkehren wird.

Zu beſſerm Verſtändniß ſollte ich Ihnen vorher Einiges aus der wahren Geſchichte der fürſtlichen Familie Borgia mittheilen, wenn auch nur mit unleſerlicher Hand, daß Sie ſo von der Hälfte der Wahrheit, die ich Ihnen erzählte, nur die Hälfte verſtünden. Doch ich fürchte, noch ſo unleſerlich, möchte das dem monarchiſchen Prinzip ſchaden, das jetzt kränklich und reizbar iſt und das man ſchonen muß. Auch könnte dann geſchehen, daß Sie vor Marat wie vor einem Heiligen niederfielen, und Sie ſollten keinen andern Mann anbeten, als den Einen.

Nach reiflicher diätetiſcher Ueberlegung habe ich beſchloſſen, Sie mit der letzten Scene der Tragödie zuerſt bekannt zu machen. Wenn Sie es dort oben auf dem Gipfel der Gräuel ausgehalten, iſt weiter unten ein wahres Vergnügen. Einige Schritte den Berg hinab und Sie werden glauben, in einer tugendhaften Region zu ſeyn, und auf der Mitte des Berges, wo man nur wenig mordet, könnte Ihnen die moraliſche Hitze vielleicht läſtig fallen. Wenn in dem Drama Perſonen vorkommen, die nur den Dolch gebrauchen, wird man gerührt, und man möchte ihnen um den Hals fallen. Mir erging es ganz im Ernſte ſo. Ein Bandit, Vertrauter der Lucrecia, der alle ihre Miſſethaten ausführt oder einleitet, aber nur um des Geldes willen, ohne Bosheit, erſchien mir wie ein edler iſländiſcher Juſtizrath und bei ſeinem Anblick ward mir ganz weinerlich zu Muthe.

Alſo in der letzten Scene befinden wir uns in Ferrara, wo damals Herzog Alphons von Eſte herrſchte. Seine Gemahlin war Lucrecia Borgia. Eine junge ſchöne Prinzeſſin, eine der Nymphen der Circe Borgia, hatte in ihrem Palaſte eine Anzahl venetianiſcher Edelleute zu einem Abendmahle eingeladen. Die Ritter tragen Roſenkränze in den Haaren, die ſchönſten jungen Mädchen verherrlichen das Feſt, und eine Schaar aufwartender Mohren, erhöhen durch ihr Nachtgeſicht den Glanz der Blumen, der Edelſteine und der goldenen Gefäße, die auf dem Tiſche prangen. Man lacht, man ſcherzt, man trinkt, man küßt, es ging gar nicht ſteif da zu und ich möchte wohl dabei geweſen ſeyn. Beim Deſert tritt ein artiger Page mit goldenen Flaſchen herein und fragt: Meine gnädigen Herren, Syrakuſer oder Cyperwein? Die Ritter wählen Syrakuſer. Unter den Gäſten war auch ein Ritter im ſchwarzen Mantel, der ſich mitten im Taumel durch ſeine Ruhe und Beſonnenheit auszeichnet, ob er ſich zwar auch weintrunken anſtellt. Das iſt aber mein wackerer iſländiſcher Menſch, den ich ſo ſehr liebe, weil er mit juſtizräthlichem Pflichtgefühle ſeinen beſten Freunden die Hälſe abſchneidet, da es ſein Amt iſt, und er dafür bezahlt wird. Wenn ihn ſeine Gebieterin Lucrecia Borgia etwas Gutes thun heißt, thut er es auch. Kurz er iſt ein Muſter von treuem Staatsdiener, und er hat zu

seinem fünfzigjährigen Amts-Jubiläum ganz gewiß einen Orden vierter Klasse mit einem allerhöchsten Belobungsschreiben erhalten.

Dieser schwarze Edelmann fängt plötzlich Streit an. Es war Schelmerei, es war verabredet. Die jungen Damen stellen sich erschrocken und verlassen den Saal. Die Händel werden beigelegt und man trinkt und lacht wie zuvor. Ein Weinlied wird angestimmt. Da mischen sich unsichtbare Geisterstimmen in den Chor, erst fern, dann näher, erst leise, dann stärker. Die lustigen Edelleute horchen auf, kehren aber bald zum Taumel der Vergessenheit zurück. Aber der wunderliche Gesang wird immer vernehmbarer. Es war ein Kirchenlied, ein Mönchsgemurmel, ein Grabgeleite. Die Ritter werden nüchterner. Da schlagen plötzlich große Flügelthüren auf, und man sieht im Hintergrunde, durch eine Estrade von dem Saale geschieden, ein schwarz behangenes von Kirchenlichtern erhelltes Zimmer, das Mönche in schwarzen und weißen Kutten, Fackeln in den Händen tragend, ausfüllen. Sie trugen Larven. Die weißen Gestalten steigen in den Saal hinab, und die Edelleute in die Mitte nehmend, stellen sie sich in zwei Reihen und singen ihr schauerlich Latein. Die Ritter lachen noch immer, sie meinen, die jungen Damen hätten sich einen Scherz machen wollen und sich als Mönche verkleidet. Darum hätten sie auch so schnell den Saal verlassen. Es tritt einer der Ritter zu den weißen Gestalten hin und reißt einer die Maske ab. Da sieht er das wahrhaftige feuchte und bleierne Gesicht eines Mönchs. Den armen jungen Edelleuten gerinnt das Blut in den Adern.

Jetzt kömmt aus dem Hintergrunde des Trauerzimmers eine erhabene weibliche Gestalt hervor. Ihr weites schwarzes Sammtkleid, die goldene Schärpe um den Leib, das goldene Diadem in den Haaren, dessen Spitzen wie Irrlichter hin und her funkeln, gaben ihr das Ansehen einer Zauberin. Sie tritt an die Stufen der Estrade und ruft mit Grimm und Spott in den Saal hinab: Du da! Ich habe Deinen Vater vergiftet. Nicht wahr, Du weißt das noch? Du da! Ich habe Deinen Bruder erwürgt. Du hast das gewiß nicht vergessen. Du dort! Ich habe Deinen Vater ersäufen lassen, wie Dir wohl bekannt ist. So nennt sie fünf beim Namen. Jetzt müßt Ihr auch sterben, Ihr seyd vergiftet. Aber beruhigt Euch, Ihr werdet christlich bedient werden. Mein Vater, der Papst, hat diese guten Mönche für alle solche meine Angelegenheiten gehörig ordinirt und dispensirt. Sie empfangen Euere Beichte und geben Euch die Absolution und ein christliches Begräbniß wird Euch zu Theil. Seht dort! Auf ihren Wink treten die schwarzen Kutten zurück, die im Hintergrund des Trauerzimmers bis jetzt verborgen, und man sieht fünf Särge nebeneinander, mit schwarzen

Tüchern und weißen Kreuzen behängt und von Wachskerzen umstellt. Ueber jedem Sarge ist der Name seines künftigen Bewohners geschrieben. Die vergifteten jungen Leute, von den singenden Mönchen umgeben, wankten zu ihren Särgen hinab. Das Trauerzimmer schließt sich.

Lucrecia Borgia bleibt allein im Saale zurück; da gewahrt sie einen Jüngling und ruft entsetzt: Gennaro! Daß der auch beim Mahle gewesen, daß er auch vergiftet worden, das wußte sie nicht. Sie liebt ihn leidenschaftlich, er ist Alles in der Welt, was sie liebt. Sie fleht ihn an, er möchte sein Leben erhalten, er besitze ja noch das Gegengift. Gennaro zieht ein Fläschchen aus der Tasche und fragt, ob das hinreiche, alle seine Freunde zu retten? Lucrecia jammert: Nein. Da wirft er das Fläschchen weg und sagt: so wolle er sterben, aber sie sterbe vorher. Er greift nach einem Messer und zückt es nach ihr. Lucrecia wehklagt zu seinen Füßen: tödte mich nicht! Du nicht. Gennaro bleibt entschlossen. Da gesteht Lucrecia, sie wäre seine Tante; desto schlimmer! schreit Gennaro und stößt ihr das Messer in die Brust. Lucrecia röchelt: ich bin deine Mutter! und stirbt. Sie war seine wirkliche Mutter; sie war aber auch seine Tante; sie war aber auch seine Großmutter. Die Genealogie der päpstlichen und fürstlichen Familie Borgia war ein wunderliches, verwirrtes und künstliches Räthselspiel. Aber der Teufel konnte daraus klug werden.

Was der letzten Scene Alles vorhergeht, ist jetzt für Sie von keiner großen Bedeutung mehr, doch will ich es kurz erzählen. Der erste Act spielt in Venedig, auf der Gartenterrasse hinter dem Palaste eines Nobile, der ein Nachtfest gab. Einige der Ballgäste, junge Ritter, sind im Freien und erzählen sich ihre Abenteuer. Es sind die nämlichen Edelleute, die später in Ferrara von Lucrecia vergiftet worden. Unter ihnen zeichnet sich durch sein stilles und schwärmerisches Wesen der junge Gennaro aus, den wir als Sohn der Borgia auch schon kennen. Er ist in venetianischen Kriegsdiensten, kennt seine Herkunft nicht, und schwärmt liebevoll mit dem Gedankenbilde seiner Mutter, die er nie gesehen. Er setzt sich auf eine Bank und schläft ein. Da naht sich eine maskirte Dame. Man hat vor uns keine Geheimnisse mehr; es ist Lucrecia Borgia. Diese hat ihren geliebten Sohn seit seiner Geburt nicht aus ihren mütterlichen Augen verloren. Sie sorgte im Stillen für ihn, ließ ihn bewachen, ihre Späher folgten ihm auf allen seinen Lebenswegen. Von diesen erfuhr sie, Gennaro sey jetzt in Venedig. Sie eilte ihm nach, sich an seinem Angesichte zu erfreuen. Sie findet ihn schlafend, betrachtet ihn lange mit Entzücken und weckt ihn endlich durch einen Kuß. Gennaro schlägt die Augen auf und sieht angenehm überrascht eine schöne Frau zu seiner Seite. Zwar hat er

ſchon eine Liebe, aber das im Schlafe zugefallene Glück mag er darum doch nicht verſchmähen. Er iſt artig gegen die Schöne und das Heilige ihrer zärtlichen Erwiderung ahnet der Jüngling nicht. Er geſteht ihr, er fühle ſich durch eine wunderbare Gewalt zu ihr hingezogen, ihr könne er alle ſeine Geheimniſſe vertrauen. Er erzählt ihr von ſeiner unbekannten Mutter, lieſ't ihr die Briefe vor, die er durch fremde Hand von ihr erhalten. Lucrecia Borgia vergißt alle ihre Verbrechen und iſt einmal glücklich, weil ſie ſich ſchuldlos fühlt. Aber von dem Balkon des Palaſtes herab hat einer der Edelleute Lucrecia Borgia erkannt. Er theilt das Geheimniß ſeinen Freunden mit. Sie alle hatten eine Blutſchuld an ihr zu rächen. Sie ſtürzen mit Fackeln in den Garten hinab und wie die Rachegötter umringen ſie Lucrecia. Einer tritt nach dem Andern hervor, einer ſchreit nach dem Andern: du haſt meinen Vater, du haſt meinen Oheim ermordet. Lucrecia, ſonſt abgehärtet gegen ſolchen Vorwurf, fühlt ſich jetzt zerſchmettert von ihm. Sie kann den Schimpf nicht in Gegenwart ihres Sohnes ertragen, vor dem allein ſie rein erſcheinen möchte, an deſſen Achtung unter allen Menſchen ihr allein gelegen iſt. Die Unglückliche ringt die Hände, bittet um Schonung und Erbarmen. Aber die Zornentbrannten ſetzen ihr Strafgericht fort, und donnern der Sünderin alle ihre Schandthaten ins Geſicht. Da tritt Gennaro als Ritter der Dame hervor und gebietet bei ſeinem Schwerte Ruhe und Stille. Seine Freunde fragen ihn: kennſt du ſie denn? Sie reißen ihr die Maske vom Geſichte. Es iſt Lucrecia Borgia! ſchreien ſie. Gennaro, unter den wilden leichtſinnigen Geſellen der einzige tugendhafte und ſittliche Menſch, haßt um ſo ſtärker denn ſie den weiblichen Teufel Lucrecia Borgia, deren Schreckensnamen durch ganz Italien zitterte. Er verhüllt ſich das Geſicht, und wendet ſich entſetzt von ihr ab.

In dem folgenden Akte kommen die Ritter nach Ferrara. Lucrecia, ſich zu rächen, lockt ſie zu einem Gaſtmahle und läßt ſie vergiften, wie wir erfahren. Auch Gennaro kömmt nach Ferrara und wird von den Sbirren des Herzogs von Eſte gefangen genommen. Dieſer nämlich, der das Leben ſeiner Gemahlin Lucrecia nur zu gut kennt, läßt ſie auf allen ihren Wegen beobachten, und ſo hatte er von ſeinen Spionen erfahren, daß Lucrecia in Venedig mit Gennaro, einem ihrer Liebhaber, eine heimliche Zuſammenkunft gehabt. Der Jüngling wird von dem beleidigten Fürſten und dem eiferſüchtigen Gatten dem Tode geweiht. Vorher, als er noch frei war, ging er mit ſeinen Kriegsgeſellen vor dem herzoglichen Pallaſte auf und ab. Der weiche tugendhafte Jüngling in ſeinem glühenden Haſſe gegen die verruchte Lucrecia, verflucht die Mauern, verflucht die Steine des Palaſtes,

flucht seiner höllischen Bewohnerin. Unter dem Thore war der Name Borgia eingehauen. Gennarro in seiner Leidenschaft springt hinauf und sticht mit seinem Dolche den Buchstaben B ab, so daß nur Orgia bleibt. Diesen Schimpf erfahren Lucrecia und der Herzog. Lucrecia kennt den Thäter nicht; aber der Herzog kennt ihn. Er hat ihn in seiner Gewalt.

Der Herzog sitzt allein in seinem Zimmer. Da stürzt Lucrecia wuthentbrannt herein, da ist sie eine Furie, wie in der Geschichte, keine liebende Mutter, wie in der Fabel des Dichters. Und es blitzt aus ihren Augen, und donnert aus ihrem Munde. Und sie sagt ihrem Gemahl, welch ein Schimpf ihr geschehen, und sein Bettelvolk von Ferrara nähme sich gar zu viel heraus, und es sey doch sonderbar, daß er für ihre Ehre so wenig Sorge trage, daß er den Missethäter nicht aufsuchen lasse. Der Herzog hört sie kalt, ruhig und höhnisch an, und als sie ausgewüthet, sagt er: der Missethäter ist gefunden. Wie! gellt Lucrecia — er ist gefunden und noch frei? Er ist gefangen, erwidert der Herzog. Er ist gefangen und lebt noch? frägt Lucrecia in ihrem Grimme. Er wird sterben, erwidert der Herzog eiskalt. Lucrecia läßt ihren Gemahl bei seiner fürstlichen Würde schwören, den Verbrecher hinzurichten, wer er auch sey. Der Herzog gibt sein Fürstenwort höhnisch lächelnd. Er winkt, der Verbrecher wird hereingeführt, und Lucrecia erkennt mit Entsetzen ihren Genarro. Das ist der Thäter nicht, spricht Lucrecia. Genarro tritt hervor und sagt: ich bin der Thäter. Lucrecia bittet ihren Gemahl um ein heimliches Gespräch. Genarro wird abgeführt. Jetzt bittet sie ihren Gemahl um das Leben des jungen Mannes. Sie wolle großmüthig seyn, es sey nur eine Laune gewesen, als sie seinen Tod gefordert. Der Herzog erinnert sie, daß er ihr sein Fürstenwort gegeben, den Verbrecher zu bestrafen. Lucrecia erwidert lächelnd: Eide sind für das Volk, nicht für uns Fürsten. Das ganze Haus beklatscht diese Worte. Aber der Herzog läßt sich nicht erbitten. Alle Künste des Himmels und der Hölle ruft sie auf; Liebe und Haß, Wehmuth und Zorn, Lächeln und Thränen, Schmeicheleien und Drohungen. Alles umsonst. Sie droht ihrem Gemahle mit der Rache ihres Vaters, des Papstes, mit ihrer eignen; sie erinnert ihn daran, daß er ihr vierter Mann sey. Der Herzog spottet ihrer. Sie ist erschöpft, ihr Köcher ist geleert. Ganz matt frägt sie ihren Gemahl, warum er ihr das Leben des Jünglings nicht schenken, ihr nicht den kleinen Gefallen thun wolle? Jetzt fängt der beschneite Herzog zu rauchen an, und ein Feuerstrom des Zorns stürzt aus seinem Munde. Er donnert: „weil er dein Liebhaber ist" und jetzt hält er ihr alle die Schandthaten ihres Lebens vor und endet: „Deine geliebten

Männer können auch künftig durch jede Thüre zu dir kommen; aber die Thüre, durch welche sie wieder herausgehen, werde ich bewachen lassen — von dem Henker.“ Gennarro müßte sterben, sie solle selbst wählen zwischen Gift und Schwert. Lucrecia wählet Gift. Der Herzog läßt zwei Flaschen holen, eine silberne und eine goldene. In der goldenen sey der zubereitete Wein, den sie recht gut kenne. Daraus solle sie dem Gnarro einschenken; sich aber ja hüten, die Flaschen zu verwechseln, denn geschehe es, stünde draußen ein Mann mit einem nackten Schwerte bereit, der auf einen Wink hereinstürzen und den geliebten Jüngling unter ihren Augen niederhauen werde.

Gennaro wird zurückgeführt. Der Herzog stellt sich gnädig, verzeiht ihm, trinkt ihm zu. Er trinkt aus der silbernen Flasche, Lucrecia füllt mit angstzitternder Hand einen Becher aus der goldenen Flasche und überreicht ihn ihrem Sohne. Der Herzog verläßt höhnisch das Zimmer. Lucrecia schreit ihrem Sohne zu: Ihr seyd vergiftet; um Gotteswillen trinkt schnell aus diesem Fläschchen; es ist Gegengift, ein Tropfen und Ihr seyd gerettet. Aber Gennaro weigert sich zu trinken. Er sagt ihr: es sey ihm wohlbekannt, wie sie einst einen Fürsten vergiftet, indem sie ihm glauben gemacht, er sey es schon, und ihm im Gegengift ein Gift gegeben. Lucrecia verzweifelt über dieses verschuldete Mistrauen; aber die Mutterliebe gibt ihr Beredtsamkeit, Gennaro, glaubt und trinkt. Jetzt solle er schnell aus Ferrara eilen. Aber der unglückliche Jüngling läßt sich von seinen Freunden aufhalten und sich Abends zu dem Giftmahle verlocken. Dort, wie wir erfahren, stirbt er, nachdem er seine Mutter getödtet.

Und wozu, wozu alle diese Greuel? Außer den Schandthaten, die auf der Bühne unter unsern Augen geschehen, werden auch alle die erzählt, welche die Borgias seit jeher begangen. Warum die Kunst zur Schinderin, die Bühne zu einem Schindanger machen? Victor Hugo sagt in der Vorrede zum Drama: „La paternité sanctifiant la difformité physique, voilà le Roi s'amuse: la maternité purifiant la difformité moral, voilà Lucrece Borgia . . . à la chose la plus hideuse mêlez une idée réligieuse, elle deviendra sainte et pure. Attachez Dieu au gibet, vous avez la croix.“ Unvergleichlicher Unsinn! Freilich bleibt Gott auch noch am Kreuze Gott, aber das Kreuz macht ihn nicht zum Gotte, und die Anbetung findet ihn dort nur mit Schmerz. Freilich behält der Edelstein auch noch im Kothe seinen Werth, und wer ihn da findet, mag ihn aufheben; aber den Edelstein in solcher Fassung suchen und ihn darum vorziehen — käme das je Einem in den Sinn? Konnte uns der Dichter den Adel und die Macht der Mutterliebe nur in einer Lucrecia Borgia

zeigen? Und ihre Mutterliebe ist keine Perle im Schmutze, sie ist Schmutz in Schmutz. Ihr Sohn ist eine Frucht der Blutschande, es ist der Sohn ihres Bruders.

Ich hätte noch gar manches zu sagen; aber mit einem guten Bruder Liberalen muß ich einige Nachsicht haben. Victor Hugo bemerkt in der Vorrede: die Minister möchten sich ja nicht schmeicheln, er habe sie vergessen. Keineswegs. Er werde zwar seine Kunst mit allem Eifer forttreiben, aber darum die Politik nicht vernachlässigen. „L'homme a deux mains.“ Schön gesagt! In Baiern bekäme er dafür ein doppeltes Urtheil. Fünf Jahr in's Zuchthaus für die rechte Hand und fünf Jahr in's Zuchthaus für die linke Hand. Doch hat unser gelehrter Frankfurter Feuerbach in seinem unvergleichlich baierischen Criminal-Gesetzbuche für das Königreich Baiern dieses, wie noch manches andere vergessen. Wenn die rechte Hand bestraft wird, daß sie geschrieben, verdient die linke Hand dafür bestraft zu werden, daß sie das Papier festgehalten. Ueberhaupt könnte ich das baierische Criminalgesetzbuch mit vielen astronomischen Neuigkeiten bereichern. Erst kürzlich entdeckte ich einen sehr fernen entfernten Versuch zum Versuche eines Hochverraths-Versuchs. Es ist ein kleiner Nebelstern, aber zwei Jahr Zuchthaus wären immer dabei zu verdienen.

Samstag, 23. Februar.

Gestern Abend im Bette fing ich die Leidensgeschichte eines italienischen Staatsgefangenen zu lesen an. Nach dem Kapitel, worin er von den schrecklichen Gefühlen spricht, mit welchen man am ersten Morgen in einem Gefängnisse erwacht, schlief ich ein. Und als ich diesen Morgen erwachte, war mein erster froher Gedanke: Du bist frei! Und mein zweiter froher Gedanke war: Du bist nicht frei! Denn wärest du frei, würdest du nicht so froh seyn, daß heute Samstag ist, der dir einen Brief bringt. Aber ich Glücklicher! Das ist kein carcero duro, und ich will es gern ertragen mein Leben lang. Ich erzähle Ihnen noch aus dem Buche. Es heißt: Le mie prigioni, memorie di Silvio Pellico da Saluzzo. Es ist ein Dichter aus Piemont, der zehn Jahre seines Lebens, von 1820—1830, von seinem dreißigsten bis zu seinem vierzigsten Jahre, in verschiedenen österreichischen Staatsgefängnissen geschmachtet. Ich bringe das Buch mit. Künftigen Sommer, an solchen Abenden, wo die Lüfte trunken von den Bergen kommen, lese ich Ihnen daraus vor, Ihre Pulse zu stillen. Ich lernte Wilhelm Tell verstehen, und wie ihm vor dem Kerker eines österreichischen Landvogts schaudern mußte. Wer an solche Luft gewöhnt, hat keine Tyrannei zu fürchten — er erträgt sie nicht.

Ich hätte Ihnen noch einige Worte von der Demoiſelle Georges ſagen ſollen, welche die Lucrecia Borgia ganz herrlich geſpielt. Sie war ein Vulkan, und Alles, was in dem dunklen Buſen eines ſolchen Weibes kocht, kam donnernd und in Feuergüſſen an den Tag. Das war freilich das Verdienſt des Dichters, zugleich aber ſeine Schuld. Statt uns an den reinlich gedeckten Tiſch der Leidenſchaft zu ſetzen, bringt er uns in ihre Küche, und dieſes Mal war es des Teufels Küche. In mehreren Ecken des Saals wurde einigemal gezischt, bei ſolchen Stellen, wo Alles zu nackt, zu roh, zu blutig erſchien, wo Einen das rohe Fleiſch anekelte. Victor Hugo kömmt mir wie ein unmündiger reicher Erbe vor, der Wucherern in die Hände gefallen, und Schulden auf Schulden häuft. Wenn er es ſo fort reibt, kann er, bis er volljährig und verſtändig wird, ſich arm gelebt haben. Man ſoll von den Zinſen ſeines Geiſtes leben .... Und wie gefalle ich Ihnen als ſolider Menſch?

Einhundert und neunter Brief.

Paris, Montag den 25. Februar 1833.

Soll ich über Heine's Franzöſiſche Zuſtände ein vernünftig Wort verſuchen? Ich wage es nicht. Das fliegenartige Misbehagen, das mir beim Leſen des Buches um den Kopf ſummte, und ſich bald auf dieſe, bald auf jene Empfindung ſetzte, hat mich ſo ärgerlich geſtimmt, daß ich mich nicht verbürgen kann — ich ſage nicht für die Richtigkeit meines Urtheils, denn ſolche anmaßliche Bürgſchaft übernehme ich nie — ſondern nicht einmal für die Aufrichtigkeit meines Urtheils. Dabei bin ich aber beſonnen genug geblieben, um zu vermuthen, daß dieſe Verſtimmung nicht Heine's Schuld iſt. Wer ſo große Geheimniſſe, wie er beſitzt, als wie: in der dreihundertjährigen Unmenſchlichkeit der öſterreichiſchen Politik eine erhabene Ausdauer zu finden, und in dem Könige von Baiern einen der edelſten und geiſtreichſten Fürſten, die je einen Thron geziert; den König der Franzoſen, als hätte er das kalte Fieber, an dem einen Tage für gut, an dem andern für ſchlecht, am dritten wieder für gut, am vierten wieder für ſchlecht zu erklären; wer es kühn und großartig findet, daß die Herren von Rothſchild während der Cholera ruhig in Paris geblieben, aber die unbezahlten Mühen der deutſchen Patrioten lächerlich findet; und wer bei aller dieſer Weichmüthigkeit ſich ſelbſt noch für einen gefeſteten Mann hält — wer ſo große Geheimniſſe beſitzt, der mag noch größere haben, die das Räthſelhafte ſeines Buches erklären; ich aber kenne ſie nicht. Ich kann mich nicht blos in das Denken und Fühlen

jedes Andern, sondern auch in sein Blut und seine Nerven versetzen, mich an die Quellen aller seiner Gesinnungen und Gefühle stellen, und ihrem Laufe nachgehen mit unermüdlicher Geduld. Doch muß ich dabei mein eigenes Wesen nicht aufzuopfern haben, sondern nur zu beseitigen auf eine Weile. Ich kann Nachsicht haben mit Kinderspielen, Nachsicht mit den Leidenschaften eines Jünglings. Wenn aber an einem Tage des blutigsten Kampfes ein Knabe, der auf dem Schlachtfelde nach Schmetterlingen jagt, mir zwischen die Beine kömmt; wenn an einem Tage der höchsten Noth, wo wir heiß zu Gott beten, ein junger Geck uns zur Seite, in der Kirche nichts sieht als die schönen Mädchen und mit ihnen liebäugelt und flüstert — so darf uns das, unbeschadet unserer Philosophie und Menschlichkeit, wohl ärgerlich machen.

Heine ist ein Künstler, ein Dichter, und zur allgemeinsten Anerkennung fehlt ihm nur noch seine eigne. Weil er oft noch etwas anders sein will, als ein Dichter, verliert er sich oft. Wem, wie ihm, die Form das Höchste ist, dem muß sie auch das Einzige bleiben; denn sobald er den Rand übersteigt, fließt er in's Schrankenlose hinab, und es trinkt ihn der Sand. Wer die Kunst als seine Gottheit verehrt, und je nach Laune auch manches Gebet an die Natur richtet, der frevelt gegen Kunst und Natur zugleich. Heine bettelt der Natur ihren Nektar und Blüthenstaub ab, und bauet mit bildendem Wachse der Kunst ihre Zellen. Aber er bildet die Zelle nicht, daß sie den Honig bewahre, sondern sammelt den Honig, damit die Zelle auszufüllen. Darum rührt er auch nicht, wenn er weint; denn man weiß, daß er mit den Thränen nur seine Nelkenbeete begießt. Darum überzeugt er nicht, wenn er auch die Wahrheit spricht, denn man weiß, daß er an der Wahrheit nur das Schöne liebt. Aber die Wahrheit ist nicht immer schön, sie bleibt es nicht immer. Es dauert lange, bis sie in Blüthe kömmt, und sie muß verblühen, ehe sie Früchte trägt. Heine würde die deutsche Freiheit anbeten, wenn sie in voller Blüthe stände; da sie aber wegen des rauhen Winters mit Mist bedeckt ist, erkennt er sie nicht und verachtet sie. Mit welcher schönen Begeisterung hat er nicht von dem Kampfe der Republikaner in der St. Mery Kirche und von ihrem Heldentode gesprochen! Es war ein glücklicher Kampf, es war ihnen vergönnt, den schönen Trotz gegen die Tyrannei zu zeigen und den schönen Tod für die Freiheit zu sterben. Wäre der Kampf nicht schön gewesen, und dazu hätte es nur einer andern Oertlichkeit bedurft, wo man die Republikaner hätte zerstreuen und fangen können — hätte sich Heine über sie lustig gemacht. Was Brutus gethan, würde Heine verherrlichen, so schön er nur vermag; würde aber ein Schneider den blutigen Dolch aus dem Herzen einer entehrten jungen Nähterin ziehen,

die gar Bärbelchen hieße und damit die dummträgen Bürger zu ihrer Selbstbefreiung stacheln — er lachte darüber. Man versetze Heine in das Ballhaus, zu jener denkwürdigen Stunde, wo Frankreich aus seinem tausendjährigen Schlafe erwachte und schwur, es wolle nicht mehr träumen — er wäre der tollheißeste Jakobiner, der wüthendste Feind der Aristokraten und ließe alle Edelleute und Fürsten mit Wonne an einem Tage niedermetzeln. Aber sähe er aus der Rocktasche der feuerspeienden Mirabeau auf deutsche Studenten-Art eine Tabackspfeife mit roth-schwarz-goldener Quaste hervorragen — dann, pfui Freiheit! und er ginge hin und machte schöne Verse auf Marie Antoinettens schöne Augen. Wenn er in seinem Buche die heilige Würde des Absolutismus preist, so geschah es, außer daß es eine Redeübung war, die sich an dem Tollsten versuchte, nicht darum, weil er politisch reinen Herzens ist, wie er sagt; sondern er that es, weil er athemreines Mundes bleiben möchte, und er wohl an jenem Tage, als er das schrieb, einen deutschen Gelehrten Sauerkraut mit Bratwurst essen gesehen.

Wie kann man je dem glauben, der selbst nichts glaubt? Heine schämt sich so sehr, etwas zu glauben, daß er Gott den „Herrn" mit lauter Initialbuchstaben drucken läßt, um anzuzeigen, daß es ein Kunstausdruck sey, den er nicht zu verantworten habe. Den verzärtelten Heine bei seiner sybaritischen Natur kann das Fallen eines Rosenblattes im Schlafe stören; wie sollte er behaglich auf der Freiheit ruhen, die so knorrig ist? Er bleibe fern von ihr. Wen jede Unebenheit ermüdet, wen jeder Widerspruch verwirrt macht, der gehe nicht, denke nicht, lege sich in sein Bett und schließe die Augen. Wo gibt es denn eine Wahrheit, in der nicht etwas Lüge wäre? Wo eine Schönheit, die nicht ihre Flecken hätte? Wo ein Erhabenes, dem nicht eine Lächerlichkeit zur Seite stünde? Die Natur dichtet selten, und reimet niemals; wem ihre Prosa und ihre Ungereimtheiten nicht behagen, der wende sich zur Poesie. Die Natur regiert republikanisch, sie läßt jedem Dinge seinen Willen, bis zur Reife der Missethat, und straft dann erst. Wer schwache Nerven hat und Gefahren scheut, der diene der Kunst, der absoluten, die jeden rauhen Gedanken ausstreicht, ehe er zur That wird, und an jeder That feilt, bis sie zu schmächtig wird zur Missethat.

Heine hat in meinen Augen so großen Werth, daß es ihm nicht immer gelingen wird, sich zu überschätzen. Aber nicht diese Selbstüberschätzung mache ich ihm zum Vorwurfe, sondern daß er überhaupt die Wirksamkeit einzelner Menschen überschätzt, ob er es zwar in seinem eigenen Buche so klar und schön dargethan, daß heute die Individuen nichts mehr gelten,

daß selbst Voltaire und Rousseau heute von keiner Bedeutung wären, weil jetzt die Chöre handelten und die Personen sprächen. Was sind wir denn, wenn wir viel sind? Nichts als die Herolde des Volks. Wenn wir verkündigen und mit lauter vernehmlicher Stimme, was uns, Jedem von seiner Partei aufgetragen, werden wir gelobt und belohnt; wenn wir unvernehmlich sprechen, oder gar verrätherisch eine falsche Botschaft bringen, werden wir getadelt und gezüchtigt. Das vergißt eben Heine, und weil er glaubt, er wie mancher Andere auch, könnte eine Partei zu Grunde richten, oder ihr aufhelfen, hält er sich für wichtig; sieht umher wem er gefalle, wem nicht; träumt von Freunden und Feinden, und weil er nicht weiß, wo er geht und wohin er will, weiß er weder wo seine Freunde noch wo seine Feinde stehen, sucht sie bald hier, bald dort, und weiß sie weder hier noch dort zu finden. Uns andern miserableln Menschen hat die Natur zum Glücke nur einen Rücken gegeben, so daß wir die Schläge des Schicksals nur von einer Seite fürchten; der arme Heine aber hat zwei Rücken, er fürchtet die Schläge der Aristokraten und die Schläge der Demokraten, und um beiden auszuweichen, muß er zugleich vorwärts und rückwärts gehen.

Um den Demokraten zu gefallen, sagt Heine: Die jesuitisch-aristokratische Partei in Deutschland verläumde und verfolge ihn, weil er dem Absolutismus kühn die Stirne biete. Dann, um den Aristokraten zu gefallen, sagt er: er habe dem Jakobinismus kühn die Stirne geboten; er sey ein guter Royalist und werde ewig monarchisch gesinnt bleiben; in einem Pariser Putzladen, wo er vorigen Sommer bekannt war, sey er unter den acht Putzmachermädchen mit ihren acht Liebhabern — alle sechszehn von höchst gefährlicher republikanischer Gesinnung — der einzige Royalist gewesen, und darum stünden ihm die Demokraten nach dem Leben. Ganz wörtlich sagt er:

„Ich bin bei Gott! kein Republikaner, ich weiß, wenn die Republikaner siegen, so schneiden sie mir die Kehle ab." Ferner: „Wenn die Insurrektion am 5. Juni nicht scheiterte, wäre es ihnen leicht gelungen, mir den Tod zu bereiten, den sie mir zugedacht. Ich verzeihe ihnen gern diese Narrheit."

Ich nicht. Republikaner, die solche Narren wären, daß sie Heine glaubten aus dem Wege räumen zu müssen, um ihr Ziel zu erreichen, die gehörten in das Tollhaus.

Auf diese Weise glaubt Heine bald dem Absolutismus, bald dem Jakobinismus kühn die Stirne zu bieten. Wie man aber einem

Feinde die Stirne bieten kann, indem man ſich von ihm abwendet, das begreife ich nicht. Jetzt wird zur Wiedervergeltung der Jakobinismus durch eine gleiche Wendung auch Heine kühn die Stirne bieten. Dann ſind ſie quitt, und ſo hart ſie auch aufeinander ſtoßen mögen, können ſie ſich nie ſehr wehe thun. Dieſe weiche Art, Krieg zu führen, iſt ſehr löblich und an einem blaſenden Herolde, die Heldenthaten zu verkündigen, kann es keiner der kämpfenden Stirnen in dieſem Falle fehlen.

Gab es je einen Menſchen, den die Natur beſtimmt hat, ein ehrlicher Mann zu ſeyn, ſo iſt es Heine, und auf dieſem Wege könnte er ſein Glück machen. Er kann keine fünf Minuten, keine zwanzig Zeilen heucheln, keinen Tag, keinen halben Bogen lügen. Wenn es eine Krone gälte, er kann kein Lächeln, keinen Spott, keinen Witz unterdrücken, und wenn er, ſein eignes Weſen verkennend, doch lügt, doch heuchelt, ernſthaft ſcheint, wo er lachen, demüthig wo er ſpotten möchte, ſo merkt es Jeder gleich, und er hat von ſolcher Verſtellung nur den Vorwurf, nicht den Gewinn. Er gefällt ſich, den Jeſuiten des Liberalismus zu ſpielen. Ich habe es ſchon einmal geſagt, daß dieſes Spiel der guten Sache nützen kann; aber weil es eine einträgliche Rolle iſt, darf ſie kein ehrlicher Mann ſelbſt übernehmen, ſondern muß ſie Andern überlaſſen. So, ſeiner beſſern Natur zum Spotte, findet Heine ſeine Freude daran, zu diplomatiſiren, und ſeine Zähne zum Gefängnißgitter ſeiner Gedanken zu machen, hinter welchen ſie Jeder ganz deutlich ſieht und dabei lacht. Denn zu verbergen, daß er etwas zu verbergen habe, ſo weit bringt er es in der Verſtellung nie. Wenn ihn der Graf Moltke in einen Federkrieg über den Adel zu verwickeln ſucht, bittet er ihn, es zu unterlaſſen, „denn es ſchien mir gerade damals bedenklich, in meiner gewöhnlichen Weiſe ein Thema öffentlich zu erörtern, das die Tagesleidenſchaften ſo furchtbar anſprechen müßte.“ Dieſe Tagesleidenſchaft gegen den Adel, die ſchon fünfzig Mal dreihundert fünf und ſechszig Tage dauert, könnte weder Herr von Moltke noch Heine, noch ſonſt Einer noch furchtbarer machen, als ſie ſchon iſt. Um von etwas warm zu ſprechen ſoll man alſo warten, bis die Leidenſchaft, der er Nahrung geben kann, gedämpft iſt, um ſie dann von neuem zu entzünden? Das iſt freilich die Weisheit der Diplomaten. Heine glaubt etwas zu wiſſen, das Lafayette gegen die Beſchuldigung der Theilnahme an der Juni-Inſurrektion vertheidigen kann; aber „eine leicht begreifliche Discretion“ hält ihn ab, ſich deutlich auszuſprechen. Wenn Heine auf dieſem Wege Miniſter wird, dann will ich verdammt ſeyn, ſein geheimer Sekretair zu werden, und ihn von Morgen bis Abend anzuſehen, ohne zu lachen.

Dienstag, den 26. Februar.

Sie fragten mich neulich, was das für eine dumme Geschichte mit den Würtemberger Ständen wäre? Dumme Geschichte ist ein Pleonasmus. Die Geschichte der Menschheit ist nichts als eine Geschichte der Dummheit. Was aber diese besondere dumme Geschichte bedeute, will ich Ihnen erklären. Ich will Ihnen die Sache so klein und weich wie durchgeschlagene Erbsen machen, und wenn Sie meine durchgeschlagenen Stände noch nicht genießen können, so ist das nicht meine Schuld.

Als man auf dem Wiener Kongresse den deutschen Bund bildete, gaben sich Oesterreich und Preußen die größte Mühe, die kleinen Fürsten dahin zu bringen, ihren Staaten repräsentative Verfassungen zu geben. Die großen Mächte hatten gut berechnet, daß dieses die kleinen Mächte von ihnen abhängig machen würde. Auch kam es wirklich so. Baiern, Würtemberg, Baden und die übrigen wären nicht zu Vasallen von Oesterreich und Preußen herabgesunken, wenn sie unbeschränkte Regierungen gehabt hätten. Um die kleinen Fürsten leichter in das Garn zu locken, stellte sich Preußen damals an, als wolle es auch eine repräsentative Verfassung einführen. Die kleinen Fürsten merkten die List nicht und alle die Angst, die sie bei der Sache hatten, kam von ihren eigenen Völkern; die andern größern Gefahren sahen sie nicht. Aber diese Angst vor Constitutionen war fürchterlich. Schon sahen sie eine demokratische Sündfluth über ihre Throne zusammenstürzen und sie dachten gleich an Noah's Arche, in welcher sie sich im Falle der höchsten Noth mit all ihrem Viehe retten könnten. Wie es sich mit diesen Archen verhalte, an welchen die kleinen deutschen Fürsten zimmern, will ich Ihnen ein andersmal erklären. Ehe sie es nun wagten, ein kleines seichtes Wässerchen von Volksfreiheit durch ihre Ländchen schleichen zu lassen, zogen sie, aus Furcht vor Ueberschwemmungen, Kanäle so breit und so tief, daß der Rhein, die Donau, und die Elbe zugleich darin Platz hätten. Und sie baueten Riesenwerke von Dämmen aus mächtigen Quadersteinen und gewaltigen Schleußen. Unsere Constitutionen sind nichts anders als Gefängnisse der Freiheit: daß die Freiheit nicht frei im Lande herumlaufe, wird sie in eine Kammer gesperrt. In diese Constitutionen, besonders aber in das Wahlsystem der Volks-Deputirten und in die Geschäftsordnung der Kammern, wurden hundert Bestimmungen eingeführt, die alle den Zweck hatten, die kräftige Entwickelung eines wahren repräsentativen Systems zu verhindern. Bald darf man nicht sprechen, bald darf man nicht hören, die Einen werden stumm, die Andern werden taub gemacht. Ist ein Bischen frischer Wind in der Kammer, werden gleich alle Segel eingezogen. Wird etwas verhandelt, was das Volk nahe angeht, wird es aus der

Kammer gesagt, es darf den Sitzungen nur beiwohnen, so oft sie langweilig sind. Man meint freilich, das wäre oft genug. In Baiern müssen die Deputirten, die auf sechs Jahre gewählt werden, in der ersten Sitzung um die Plätze in der Kammer loosen. Diesen numerirten Platz muß jeder Deputirte wie ein Schulbube behalten, er darf ihn nicht wechseln. Dadurch wollte man verhindern, daß die Gleichgesinnten sich nicht nebeneinander setzen, sich verabredeten und Partei machten. Die liebe deutsche Schuljugend läßt sich auch das Alles gefallen.

Eine andere Bestimmung ist fast in alle Constitutionen übergegangen. Passen Sie auf! Jetzt kömmt Ihre dumme Geschichte. Keiner darf als Deputirter gewählt werden, der irgend einmal eine Criminalstrafe ausgestanden hat. Hier dachte man aber keineswegs daran, gewöhnliche Spitzbuben aus der Kammer entfernt zu halten, Räuber, Mörder, Diebe, solche Fälle kommen bei den höhern Ständen selten vor, und Menschen, die nur etwas weniges gestohlen, würde man gern als ministerielle Deputirte sehen, damit sie lernen, sich vernünftiger zu betragen; sondern es kam darauf an, ausgezeichnete Patrioten, Männer, welche den Regierungen besonders gefährlich, besonders unlenksam schienen, von der Deputirten-Wahl auszuschließen. Mit einem solchen Gesetze war das eine Kleinigkeit. Nichts ist in Deutschland leichter, als jedem ehrlichen Mann eine Criminal-Untersuchung, das heißt eine Criminalstrafe an den Hals zu werfen. Und glauben Sie ja nicht, daß hierbei die Regierungen willkürlich verführen; so glücklich sind wir nicht einmal; so glücklich sind wir nicht, daß unsere Fürsten, um Tyrannen zu seyn, nöthig hätten, gesetzwidrig zu handeln. Die Tyrannei liegt schon in den Gesetzen. Alle deutsche Criminalgesetze wurden vor Einführung der repräsentativen Verfassungen, also ohne Mitwirkung der Stände, von den Fürsten allein, also im Geiste der unbeschränkten Herrschaft und nicht im Geiste der Freiheit gemacht. Mit diesen Gesetzen können die unschuldigsten Handlungen als Verbrechen erklärt und als solche bestraft werden. Unsere guten deutschen Hofräthe und Professoren, die Gott segnen möge — ich meine mit Verstand — kennen keinen andern Liberalismus, als auf Legalität zu halten. Wenn einer von ihnen legal in's Zuchthaus kömmt, weil er etwas drucken ließ, was das Gesetz als Majestäts-Verbrechen erklärt, sind sie es zufrieden, und wenn sie als Deputirte um den Despotismus herumschleichen, und irgendwo einen Eingang suchen, und an allen Wegen steht ein Plakat mit den Worten: Legaler Weg, nämlich verbotener — kehren sie wieder um und glauben das Ihrige gethan zu haben.

züglichsten Publizistinnen von Deutschland, und können Professorin des Staatsrechts auf einer deutschen Universität werden, und wenn Sie loyale Collegien lesen, gar geheime Hofräthin. Was ich Ihnen aber folgend mittheile, geschieht nicht zu Ihrer Belehrung, sondern zu meiner eignen. Vielleicht können Sie mir über etwas Aufklärung geben, worin ich ganz im Dunkeln bin. In Frankreich und England sind die Regierungen froh, wenn Staatsbeamte zu Deputirten gewählt werden! natürlich, weil diese von ihnen abhängen und ihnen also am meisten anhängen: In Deutschland findet das Gegentheil statt. Wenn ein Staatsbeamter zum Deputirten gewählt wird: muß er, das Recht ausüben, dazu die Erlaubniß seiner Vorgesetzten haben und diese Erlaubniß wird oft verweigert. Welche Feinheit dahinter steckt, begreife ich nicht. Nun wurde Jordan, Professor in Marburg, einer der edelsten und muthigsten freisinnigen Männer Deutschlands, zum Deputirten in die Hessischen Stände gewählt. Die Minister erklärten, sie erlaubten Jordan nicht seine Stelle anzutreten, und sie verboten ihm nach Cassel zu kommen. Jordan sagte: nach der Verfassung brauche ein gewählter Staatsbeamter nur die Erlaubniß seines Vorgesetzten. Dieser sein Vorgesetzter sei die Universität die ihn gewählt habe; die Erlaubniß des Ministers brauche er nicht. Jordan reiste nach Cassel, und die Mehrheit der Kammer entschied sich für ihn. Der Minister ließ Jordan den Befehl zukommen, binnen 24 Stunden bei 20 Thaler Strafe Cassel zu verlassen ... Stellen Sie sich vor: wenn hier ein Minister die Frechheit hätte, einem Deputirten bei 50 Franken Strafe den Befehl zukommen zu lassen, binnen 24 Stunden Paris zu verlassen! In Anklage-Zustand versetzte man den Narren nicht; aber man schickte ihn augenblicklich in eine Zwangsweste gekleidet nach Charenton. Aber unsere deutschen Philister hören so etwas erzählen, ohne daß sie sich darüber echauffiren, noch nicht einmal die Pfeife geht ihnen darüber aus. Gott erhalte mir meinen König Louis Philipp! Wahrhaftig ich mache mir Vorwürfe, daß ich je ein Wort gegen ihn geschrieben: ich thue es aber auch nicht mehr ... Jordan ging nicht aus Cassel und klagte bei den Gerichten. Diese verboten den Ministern bei fünfzig Thaler Strafe, Jordan zu beunruhigen. Dieses war auch wieder ein Deutsches Temperier-Pulver! Die Gerichte hätten erklären sollen: Jordan als Deputirter wäre unverletzlich, und die Minister die ihn antasteten, machten sich des Hochverraths schuldig. Wegen dieses Streits haben die Sitzungen der Kammern noch nicht eröffnen können, und man ist begierig, was die preußische Regierung, zu deren Inspektion auch Hessen gehört, in dieser Sache verfügen wird.

Mittwoch, den 27. Februar.

Heiland der Welt! Das monarchiſche Prinzip iſt guter Hoffnung. Welch' ein Donnerſchlag für mich! Die Herzogin von Berry, unſere liebe Frau von Blaye, die Enkelin Maria Thereſiens, die gebenedeite Mutter des Wunderkindes, iſt in geſegneten Umſtänden, durch den heiligen Geiſt in Geſtalt eines italienſchen Prinzen, und wird in zwei Monaten ein neues Wunderkind gebähren. Die Herzogin hat dem Gouverneur von Blaye zu wiſſen gethan: ſie könne nicht länger ſchweigen, es ſei ihr zu eng im Schloſſe; ſeit ſieben Monaten ſei ſie heimlich an einen Italieniſchen Prinzen verheirathet, den ſie aus Schamhaftigkeit nicht nennen wolle, und geſtern ſtand dieſes Evangelium groß im Moniteur gedruckt, und es wurde im Reichs-Archive niedergelegt zum ewigen Angedenken. Alſo war es doch wahr, was man neulich gemurmelt, als die Regierung zwei Aerzte ſo geheimnißvoll nach Blaye geſendet. Doch Verleumdung war es, was viele damals erzählten: der Jude Deutz ſei der heilige Geiſt der Berry geweſen, und er habe nicht des Geldes wegen, ſondern in einem Anfalle von eiferſüchtiger Wuth, ſeine Freundin verrathen. Schade das es Verleumdung war! Wahrlich es wäre ein Glück für die Welt, wenn einmal jüdiſches Blut in chriſtlich-monarchiſche Adern käme. Vielleicht ſtiege dann wieder ein weiſer König Salomo auf den Thron, der die Sprache der Thiere verſtände, und ſeinen Hofleuten in das Herz ſehen könnte.

Du gute Karoline! ich wäre Dir zugethan, wenn Du keine Fürſtin wäreſt. Du haſt viel geliebt und es wird Dir viel vergeben werden. Aber Du biſt ein thörichtes Weib! Dein Sohn iſt noch ein Knabe, noch ſiebenzig Mal kann er den Kreislauf der Sonne erleben — ein Tag für das Glück, eine Ewigkeit für den Schmerz — und Du ſuchſt eine Krone für ihn? Laß ihn eine Lazarone werden! Laß ihn ſich ſonnen unter dem ſchönen Himmel Deines Vaterlandes! Laß ihn Muſcheln ſuchen am Strande des blauen Meeres. Und ein Tag kann kommen, ein Tag des Schreckens und der Trauer, wo das wildtobende Volk durch die Straßen von Neapel braust und man einen jammervollen König richtet. Dann ſchwankt Dein Sohn zu Deinem Grabe, kniet nieder und dankt es Deiner Aſche mit heißen Thränen, daß Du ihn ein Bettler werden ließeſt! Du erfährſt es jetzt: Deine nächſten Blutsverwandten häufen Schmach auf Dein Haupt, und machen Dich zum Geſpötte der Welt. Das iſt das Loos der Könige! Opferprieſter oder Schlachtopfer, ſind ſie ſchuldig oder unglücklich.

Ein hundert und zehnter Brief.

Paris, Mittwoch, den 27. Februar 1833.

Die Frankfurter Ober-Post-Amts-Zeitung hatte neulich, da sie etwas dumm Monarchisches erzählte, hinter der Dummheit ein Fragezeichen aufzustellen gewagt. Was ist das? Schon bei jeder andern deutschen Zeitung sind Fragezeichen Generalbeichten, Roußeausche und Augustinische Bekenntnisse, und verrathen eine tugendhafte Reue und eine große innere Zerknirschung. Aber gar bei der Postzeitung, einem der Feigenblätter der deutschen Bundesversammlung! Das muß etwas bedeuten. Sollte sie vielleicht den Rest ihrer Abonnenten verloren haben und durch die Heldenthat des Fragezeichens sie zurückzuführen suchen? Erkundigen Sie sich darnach.

Was mir mein Michel für Verdruß macht, der deutsche Michel, der Dickkopf, ach! liebe Frau Gevatterin, das kann ich Ihnen gar nicht genug klagen. Der Junge bringt mich noch unter die Erde. Alle meine Vorstellungen, all' mein Bitten, mein Züchtigen — es hilft Alles nichts. Hören Sie, was er wieder gethan hat. In Freiburg wurde Michel zum Bürgermeister gewählt, denn Michel ist liberal. Aber die Regierung verwehrte die Wahl, denn unsere Regierungen — und darüber muß ich lachen trotz meiner großen Betrübniß — haben Furcht vor Michel. Die Freiburger Bürger, die Courage haben, nicht blos einen Tag, sondern zwei Tage lang, nehmen sich vor, Michel zum zweitenmale zu wählen. Was thut Michel? Auf seine gewohnte Art wird er gerührt, sentimental, großmüthig, tugendhaft, erhaben, romantisch, und bittet seine guten Mitbürger sich wegen seiner in keine Ungelegenheiten zu setzen, und einen andern Bürgermeister zu wählen. Die Bürger, deren zweitägiges Heldenfieber ohnedies vorüber war, ließen sich dies nicht zweimal sagen, und aus Dankbarkeit gegen Michel, daß er sie von dem Drucke ihrer eigenen Größe befreiet hat, wählten sie seinen Neffen, den jungen Michel zum Bürgermeister. Die Regierung war das herzlich gern zufrieden und froh, daß sie so wohlfeil wegkam. Sie dachte, wie jede Regierung: das Volk ist ein Kind. Das eigensinnige Kind will Wein haben; Mama gießt zwei Tropfen Wein in's Wasserglas, es sieht gelb aus, da hast du Wein, jetzt sei ruhig. Das Volk will Michel haben; die Regierung giebt ihm etwas, das eine Farbe wie Michel hat, und sagt; da hast du Michel, jetzt weine nicht mehr. Das Alles versteht sich von selbst.

Nun hören Sie aber was mein Michel weiter that. Nach geschehener Bürgermeisterwahl zogen die Freiburger Bürger mit Fackeln und Freuden-

geschrei vor das Michel'sche Haus und riefen: es leben beide Michels hoch! Der junge Michel konnte vor Rührung nicht sprechen, aber der alte Michel war leider nicht in solchem Grade gerührt; sondern er schrie zum Fenster hinaus: „Hoch lebe unser vielgeliebter Großherzog Leopold, der Wiederhersteller der Verfassung und des freien Wahlrechts!" Und die Bürger auf der Gasse schrien: „Hoch lebe unser vielgeliebter Großherzog Leopold, der Wiederhersteller der Verfassung und des freien Wahlrechts!" Und hoch und abermals hoch! Und der alte ernste Münster, den man noch niemals lächeln gesehen, lachte daß er wackelte, so daß ihm eine steinerne Trottel von seiner Mütze herabfiel.

Was that mein Michel in Stuttgart? Aber — ich bin des Spaßes müde. In Stuttgart wurde Herr von Wangenheim, ein geistreicher und freisinniger Mann zum Deputirten gewählt. Die Regierung erkannte die Wahl nicht an wegen einer verletzten Förmlichkeit, die sie zum Vorwande eines Vorwandes nahm — Um Deputirter seyn zu können, muß man im Lande wohnen; nun wohnte zwar Herr von Wangenheim im Lande, aber er habe nicht erklärt, daß er im Lande wohne. So ungefähr habe ich die Sache verstanden. Der eigentliche Grund der Widersetzlichkeit war aber: Oesterreich und Preußen hätten den Herrn von Wangenheim mit Zorn in der Kammer gesehen, denn er stand früher selbst hinter den Couliſſen der deutschen Bundes-Komödie, und war der erste jener Gesandten, von welchen, weil sie Liebelei mit der öffentlichen Meinung trieben, und die deutschen Völklein in ihrem Traume, daß sie ein Volk werden könnten, nicht stören halfen, die Bundesversammlung epurirt wurde. Uebrigens hatte Herr von Wangenheim eine Schrift gegen die Bundestags-Beschlüsse herausgegeben. Dieser von der Regierung vorgeschützte Mangel der Form wurde aber von Herrn von Wangenheim gehoben, und die Bürger nahmen sich vor, ihn zum zweitenmale zu wählen. Was thut nun Herr von Wangenheim? ganz das Nämliche was Herr von Rotteck in Freiburg gethan. Er war großmüthig, gerührt, romantisch, empfindlich. Er schmollte mit der Regierung wie mit einem Liebchen. Er schrieb seinen Committenten einen gerührten Brief: er entsage ihrer Wahl; denn durch deren Annahme würde er einen falschen Grundsatz, den die Minister geltend machen wollen, anerkennen und das wolle er nicht. Er verlasse Stuttgart, wünsche ihnen wohl zu leben, danke ihnen noch einmal herzlich und vertraue übrigens auf Gott. Wäre Herr von Wangenheim in die Kammer getreten, hätte er der Opposition die wenigen Stimmen, die ihr zur Majorität noch fehlen, durch seinen Einfluß zuführen können. Aber

um eines Paragraphs ſeines moraliſch-politiſchen Kompendiums willen, verläßt er das Schlachtfeld, mögen Volk und Freiheit darüber ganz zu Grunde gehen. Möchte man ſich da nicht die Haare aus dem Kopfe reißen? Ein Edelmann und doch ſo edel! Ein Miniſter und doch ſo großmüthig! Ein Diplomat und doch ſo romantiſch! So oft ich mit Schmerz und Unwillen wahrnahm, daß unſere deutſchen bürgerlichen Deputirten der Macht der Regierungen, die ein ungeheures Zeughaus von Liſten und Schelmereien beſitzen, worin alle Waffen aufgehäuft liegen, welche geiſtliche und weltliche Tyrannei ſeit dreitauſend Jahren geſchmiedet haben, von den Leviten bis zu den Jeſuiten, von dem Römiſchen Senate bis zu dem Venetianiſchen, von Kaiſer Auguſtus bis Louis Philipp, von Mäcen bis Metternich — nichts entgegenſetzten, als ihren Gradſinn, ihre Aufrichtigkeit, ihre Treue, ihre Beſcheidenheit — ſo oft ich dieſes wahrnahm, tröſtete es mich in meinem Kummer, daß wenigſtens der deutſche Adel noch Spitzbuberei beſitze, und daß er einmal zu uns herüber kommen würde und dann wäre uns geholfen. Da kam nun wirklich einmal ein Edelmann zu uns herüber und — war ein ehrlicher Mann.

Ich weiß gar nicht mehr was ich thun ſoll. Der einzige Troſt, der mich noch aufrecht hält und mich vor gänzlicher Verzweiflung ſchützt, iſt, daß der Hofrath Böttiger in Dresden den Großherzoglich Weimariſchen Falkenorden bekommen hat, und daher meine Unſterblichkeit geſichert iſt, die mich für alle Leiden die ich in dieſem irdiſchen Jammerthale ertrage, entſchädigen wird. Wenn ich es Ihnen nicht erkläre, begreifen Sie in Ihrem Leben nicht, wie meine Unſterblichkeit mit dem Weimariſchen Falkenorden und einem Sächſiſchen Hofrathe, den ſterblichſten Dingen von der Welt zuſammenhänge. Dieſe Dinge hatten früher nicht den geringſten Zuſammenhang; aber indem ich ſie neben einander ſtelle, bekommen ſie einen. Schon in einem frühern Briefe hatte ich etwas gegen den Hofrath Böttiger geſchrieben; aber ſo wenig als es heute geſchah es aus Bosheit; ja was ich dort von ſeinen lateiniſchen Verſen an eine höchſte Erhabenheit erzählte, war wenigſtens diesmal gelogen. Die Sache iſt: ich will ihn ärgern, damit ich unſterblich werde. Sie werden erſtaunen über die Schelmereien, die ich im Kopfe habe und welch' ein großer Staatsmann ich bin.

Herr von Cotta erzählte mir einmal, daß der Hofrath Böttiger Verfaſſer der Nekrologien ſei, die ſeit vielen Jahren die Allgemeine Zeitung enthalte. Nekrologie heißt die Lebensbeſchreibung einer geſtorbenen Perſon und kömmt aus dem Griechiſchen, von nekros, der Todte und logos, die Erzählung. Merken Sie ſich das et embrassez-moi pour

l'amour du grec. So oft ein berühmter Mann ſein vierzigſtes Jahr erreicht habe, — erfuhr ich — fange Böttiger deſſen Nekrologie zu ſchreiben an und ſetze ſie, von Jahr zu Jahr und Tag zu Tage gelaſſen fort; ſo daß obald der berühmte Mann den Geiſt aufgiebt und noch vor ſeiner Beerdigung die Nekrologie fertig iſt und in die Zeitung geſchickt wird, ſo daß kein anderer Nekrolog dem Hofrathe zuvor kommen kann. Er, Cotta, ſei einmal gefährlich krank geweſen nnd man habe ihn in Deutſchland todt geſagt. Gleich mit der nächſten Poſt, nachdem ſich das falſche Gerücht verbreitet, wäre ſein Nekrolog, von Böttiger verfaßt, für die Allgemeine Zeitung eingegangen. Sie kam aber zu früh und brauchte glücklicher Weiſe nicht honorirt zu werden.

Da überlegte ich nun bei mir, daß, weil ich auch ein berühmter Mann bin und mein vierzigſtes Jahr zurückgelegt habe, ich ganz ohne Zweifel in des Hofraths nekrologiſchem Schranke in der B-Schublade eingeſargt liege. Zwar iſt Böttiger viel älter als ich; da er aber einen Orden, nicht blos erhalten, ſondern auch verdient hat und er überhaupt ein Mann iſt, der nicht blos fünf grade ſein läßt, ſondern auch vier, wenn es ein großer Herr haben will: ſo gehört er zu denjenigen Menſchen, die ein hohes Alter erreichen. Er kann mich daher leicht überleben und meine Nekrologie chreiben. Nun muß von zwei Dingen nothwendig eins geſchehen: entweder er lobt mich oder er tadelt mich. Lobt er mich, ſo wird das auf Europa einen ungeheuern Einfluß haben; denn da es bekannt iſt, daß ich ſein Feind bin, wird Jedermann begreifen, daß nur das große Gewicht meiner Verdienſte ihn zur Gerechtigkeit zwingen konnte. Tadelt er mich aber, glaubt ihm keiner und er wird ausgelacht, weil man weiß, daß ich ihn geärgert habe. Auf dieſe Weiſe hängt meine Unſterblichkeit, und die Gemüthsruhe, mit welcher ich meine Leiden ertrage, mit dem Weimariſchen Falkenorden und dem Hofrathe Böttiger zuſammen.

Freitag, den 1. März.

Ueber die neue Preußiſche Judenordnung habe ich nicht geſprochen, weil ch gleich anfänglich vermuthete, was ſich auch jetzt zu beſtätigen ſcheint, daß es damit kein Ernſt geweſen. Aber ganz gewiß, war es nicht der Zufall oder die Tücke eines deutſch-chriſtlichen Narren, die dieſen wahnſinnigen Geſetzentwurf bekannt gemacht. Er ſtand zuerſt in der Leipziger Zeitung in einem Blatte, daß ganz unter abſolutiſtiſcher Eingebung ſteht. Auch hätte weder die Leipziger noch eine andere Cenſur verſtattet, daß eine Zeitung das Geheimniß einer deutſchen Regierung bekannt mache, wäre die Mittheilung nicht von einer Hand geſchehen, die aller Verantwortlichkeit überhebt. Ich zweifle nicht, daß der Artikel von einem der Helfershelfer

der preußiſchen oder einer andern Regierung eingeſendet worden iſt. Auch war der Geſetzentwurf in der Allgemeinen Zeitung mit Bemerkungen begleitet, die den bekannten fötiden Lobgeruch haben, mit welchen alle Handlungen der deutſchen Fürſten beweihraucht zu werden pflegen. Es hieß dort nach Anführung der unerhörteſten Gräuel: „Durch das ganze Geſetz blickt ein Geiſt der Milde und der Verſöhnung durch, vorzüglich aber das Beſtreben des Staats, die Juden wieder zu dem alten Satze zurückzuführen: im Schweiße deines Angeſichts ſollſt du dein Brod eſſen.“ Dieſe ſchweißtreibende Eigenſchaft der Judenordnung iſt das wahre Kennzeichen jeder ächten deutſchen Geſetzgebung. Was man aber mit dieſem Carnevals-Spaße bezweckte: ob es ein kleiner Luftballon war, den man, um den Wind zu erforſchen, dem großen vorausſteigen ließ? Ob man in Preußen oder einem andern Staate wirklich daran denkt, die Juden in den Status quo des fünfzehnten Jahrhunderts zurückzuſchnellen, und man vorher verſuchen wollte, ob ſie noch Elaſtizität genug haben, ſich das gefallen zu laſſen? Ob man die Juden, und aus welchem Grunde nur ängſtigen wollte? Ob es eine Wachtparade war, das deutſche Volk überhaupt in Schrecken zu ſetzen? Ob der Entwurf, wie ich mich früher einmal ausgedrückt, ein Ochſe war, den man der Boa-Schlange der deutſchen Revolution in den Rachen jagen wollte, um ſie wehrlos zu machen und dann zu tödten? Oder was es ſonſt ſein mochte — das kann ich nicht errathen. Doch es wird kund werden früher oder ſpäter.

Uebrigens könnte Preußen eine ſolche Judenordnung einführen und es würde gar nichts dabei verlieren, außer daß dann auch die Kurzſichtigſten vorherſehen würden, welche Zukunft dem ganzen Volke droht. Der alleinige Unterſchied bliebe dann, daß man dem jüdiſchen Hunde mit einem Schnitte die Ohren kurz machte, während man ſie dem chriſtlichen nur nach und nach abſchneiden würde, „um dem armen Viehe nicht auf einmal zu wehe zu thun,“ wie jener Bediente ſagte. Wenn man die preußiſche Regierung beurtheilen will, muß man nicht blos auf das achten, was ſie thut — denn das zeigt nur an, was ſie kann, ſondern auch auf das, was ſie ſpricht — welches anzeigt, was ſie will. Wenn ich das Berliner Politiſche Wochenblatt leſe, weiß ich gar nicht, was ich denken ſoll. Ich ſage denken — denn glauben Sie mir: ich drücke nie eine Empfindung aus, ehe ich von der heißen Dachkammer des Gefühls in den Eiskeller der ruhigſten Beſonnenheit hinabgeſtiegen bin, und dort die Probe gehalten habe, ob der Kopf mit dem Herzen übereinſtimmt. Und ſo oft dieſe Uebereinſtim-

mung fehlt, lösche ich meine Empfindung aus. In dem Berliner Wochenblatte werden despotische Grundsätze gelehrt, die mit dem Prinzipe des Protestantismus gar nicht zu vereinigen sind. Und wenn Preußen dieses Prinzip, seine Hauptstütze, erschüttert, sinkt es zum Vasallen Oesterreichs hinab, um später von ihm wie ein Wurm zertreten zu werden. Wenn Preußen seine Zwecke erreicht, wird es die letzte unter den despotischen Mächten, statt daß es die erste unter den freisinnigen sein könnte. Herr von Ancillon, der einzige dirigirende Minister in ganz Deutschland, der gut und schön schreiben kann — warum vertheidigt er nicht einmal die Vernunftmäßigkeit des preußischen Regierungssystems gegen die Unvernunft der revolutionären Schriftsteller? Wir verlangen nicht, daß er, ein deutscher Minister, selbst unter seinem eignen Namen mit uns Erdenwürmern spreche. Wir wissen recht gut, daß Gott nur wenig Auserwählten erscheint, und Angesicht in Angesicht mit ihnen redet. Aber Herr von Ancillon kann uns ja seine eigenhändigen Gesetztafeln durch einen seiner Moses schicken und versuchen, ob wir dem goldenen Kalbe nicht abwendig zu machen wären. Aber er rede kalt, ruhig, vernünftig mit uns, und ohne alle Grobheit. Er nehme einmal auf eine Stunde an, daß wir es gut meinten, und nur in unwillkürlichen Irrthümern befangen wären. Wenn *wir* mit Worten wüthen, so ist das so natürlich als verzeihlich. Was sollten wir denn anders thun, da wir keine Macht, sondern nur Recht haben, und doch der Geist einen Körper haben muß, daß ihn auch die erkennen, die keine Sonntagskinder sind? Wenn aber die Organe der Regierung zornig reden, so ist das der lächerlichste und zugleich der grausamste Pleonasmus. Ihre Gewehre, ihre Kanonen, ihre Kerker — was sind sie denn anders als plastische Grobheiten von Stein, Eisen und Stahl, während die unsern ganz unschädlich nur von Luft sind?

In Preußen geht man damit um, die Justizbeamten für *absetzbar* zu erklären. Vielleicht wissen Sie nicht, was das bedeutet. In den Staaten, wo der Despotismus nicht alle Scham von sich geworfen, wo ihm noch ein kleiner Rest, ich sage nicht von Tugend, aber von Ehre geblieben, sind die Gerichtspersonen unabsetzbar, das heißt: wenn sie einmal ihre Stelle erhalten, darf sie die Regierung ihnen nicht wieder nehmen. Dieses ist der letzte Anker der Ruhe für jeden Bürger, der nun nicht zu befürchten braucht, daß sein Richter in die traurige Lage kommen könnte, entweder seine Stelle zu verlieren und mit Weib und Kinder zu verhungern, oder einen Angeklagten zum Tode, zum Kerker, zu Geldbußen zu verurtheilen, sobald es einem Wahnsinnigen, oder ruchlosen Minister beliebt. Dieser Schutz soll jetzt dem preußischen Volke geraubt werden. Ich will es noch nicht glauben.

Was bliebe dann jenen guten Preußen, die ich im Auslande so oft habe in die Enge treiben sehen, indem man ihnen die Verderblichkeit ihres vaterländischen Regierungssystems unwiderleglich klar machte, und die dann immer auf das Wort zurückkamen: aber wir haben doch eine unabhängige Justiz — was bliebe ihnen noch für ein Vorwand übrig, ihre Loyalität, der sie sich schon halb schämen, nothdürftig zu vertheidigen? Freilich blieben ihnen dann noch ihre gerühmten A b c-Schulen übrig. Ich möchte sie aber fragen: Ob man denn ihren gelehrten A b c-Bauern etwas anders zu lesen verstattet, als die Befehle der Regierung?

Nun freilich, wenn man anfängt, sogar in der Stadt Berlin selbst Verschwörungen zu entdecken, und selbst ein Cavallerie-Offizier und ein Regierungsrath sich des Hochverraths verdächtig gemacht haben, dann scheint es Zeit, die Richter unter die Zuchtruthe der Polizei zu bringen. Aber was wird es ihnen helfen? Sie werden höchstens einige junge Leute und dunkle Personen schuldig finden, aber nie einen Menschen von Bedeutung bis zur Straffälligkeit überführen können. Denn in Berlin reichen sich die freisinnigen Männer bis zu den ersten Stufen des Thrones die Hände und sie lassen sich nicht fallen. Ich freilich traute jenen Menschen nie, die seit fünfzehn Jahren ihren guten Willen zu verheimlichen und dem Despotismus, ihn zu verderben, Vertrauen einzuflößen wußten; doch gibt es andere ehrliche Leute, die ihnen trauen. Mögen sie sich nicht täuschen! Ich war immer der Meinung, daß wer faul wartet, bis die Früchte reif herabfallen, faule Früchte lesen wird. Man muß die Freiheit von den Bäumen brechen.

— Herr von Rotteck hat aus dem Sächsischen wieder einen liberalen Becher bekommen; es ist der zehnte. Durch das neuliche Betragen des Herrn von Rotteck ist mir erst recht klar geworden, warum so viele deutsche Patrioten von 65 Pulsschlägen an diesem Manne hängen. Er treibt sein Becherspiel mit einer Vollkommenheit, wie ich es auf den Boulevards noch nie gesehen. Er hat eine Art, Einem den Liberalismus so bequem zu machen, daß es eine Lust ist. An schönen Maitagen, wo es weder zu kalt noch zu warm ist, geht er mit seinen politischen Freunden spazieren, und macht sich über die faulen Bäuche lustig, die bei so herrlichem Wetter im Zimmer eingeschlossen bleiben. Kömmt aber der Sommer der Freiheit und das Volk fängt zu donnern und zu blitzen an, wird, sobald der erste Tropfen fällt, der Regenschirm der Legalität aufgespannt, man eilt in die Stadt zurück und wimmert: bleibt nur immer auf dem gesetzlichen Wege! Nahen die Weihnachten der Tyrannei und Bundestagsbeschlüsse schneien vom Himmel herab, zieht Herr von Rotteck den Fuchspelz der Loyalität an, und er schreit zum Fenster hinaus: Hoch lebe unser vielgeliebter Großherzog,

der Wiederherſteller der freien Verfaſſung und des freien Wahlrechts!!! Dabei iſt man ſicher, ſich weder zu erhitzen, noch zu erkälten, und ein Jubelſenior zu werden und ein Belobungsſchreiben zu erhalten. „Wenn ich nur was davon hätt" — ſagt Staberl.

Samstag, den 2. März.

Die öffentliche Meinung iſt zu ihrer frühern Anſicht von dem Vater des Wunderkindes von Blaye zurückgekehrt. Die drei Könige, welche die gebenedeite Prinzeſſin begrüßten, kamen wirklich aus dem Morgenlande, und der heilige Geiſt war ihr Landsmann. Als der ſchändliche Deutz die Herzogin verrieth, rief ſie, ſich ſelbſt noch ſchlimmer verrathend, aus: Le misérable! Je lui ai donné plus que ma vie! Seine Wohlthäterin, ſeine Freundin, die Mutter ſeines Kindes, ein unglückliches, wehrloſes Weib zu verrathen! Aber nur den kleinſten Theil meines Grolls wende ich einem ſolchen Niederträchtigen zu. Den größten Theil ſpare ich für die Niederträchtigkeit der Regierung auf, die Verbrechen, welche tauſendfachen irdiſchen Tod, und ſelbſt den Fluch des allbarmherzigen Gottes verdienen, wie die ſchönſte Tugend belohnen. Das iſt aber das Verderben jeder fürſtlichen Herrſchaft: ſie kann ſich nicht erhalten ohne Verrätherei; ſie kann nicht ruhig leben, wenn nicht wechſelſeitiges Mistrauen die Bürger auseinander hält. Man trete zu jeder Stunde in das geheime Kabinet jedes Königs, und findet man einen ſeiner Unterthanen bei ihm, mit dem er ſich liebreich und freundlich wie ein Bruder unterhält — iſt es ein Weib, wird es eine Sängerin, iſt es ein Mann, wird es ein Spion ſeyn. Und ſelbſt die Operſängerin hat nur den zweiten Platz in dem Herzen des Königs.

Einhundert und elfter Brief.

Paris, Sonntag den 3. März 1833.

Von dem aus dem Engliſchen überſetzten Werke: Mémoires d'un Cadet de famille par Trelawney, von dem ich Ihnen ſchon geſprochen, iſt jetzt der dritte Theil erſchienen. Ich kann Ihnen nichts Schöneres zum Leſen empfehlen. Es wird Einem dabei, als wäre man früher blind, taub und von tauſend Banden feſtgehalten, regungslos geweſen; und jetzt plötzlich frei geworden mit allen Sinnen und Gliedern, erfahre man erſt, was die Welt ſey, was leben heiße. Was der keckſte Romanenſchreiber in ſeinem Uebermuthe nur je erdichtet, iſt Blödigkeit gegen das, was dieſer Corſar wirklich gethan und gelitten. Und doch iſt nichts Außerordentliches in ihm, als daß er ſich außerordentlich viel Freiheit genommen. Nichts Ungewöhnliches iſt ihm begegnet; aber er iſt den gemeinen Dingen auf eine ungewöhnliche

Art begegnet und das hat ihn groß gemacht. Man sieht: es ist in jedem Menschen eine Kraft gleich der des Dampfes, und wer diese zu finden und zu gebrauchen versteht, kann mehr vollbringen, als tausend andere vereinte Menschen.

Aber nicht bloß ein Held ist Trelawney, er ist auch ein Meister im Malen und im Dichten. Nichts herrlicher als seine Beschreibungen von jener zauberhaften indischen Welt; nichts epischer und dramatischer als seine Schilderungen der Ereignisse und der Menschen und Völkerschaften, die daran Theil genommen. Es begleiten ihn zwei komische Charaktere auf seinem abenteuerlichen Leben, der Koch und der Wundarzt des Schiffes, die Shakespeare nicht schöner hätte darstellen können. Sie leben beide mit Geist und Herz nur in ihrer Kunst. Auf dem Meere und in der Sandwüste, bei Sturm und Sonnenschein, in der Schlacht und im lustigen Uebermuthe des Hafens, denken sie nur an Kochen und Heilen. Und auch hier sieht man, was die Freiheit vermag. Der Koch wagt Gerichte, vor denen Vatel gezittert, der Wundarzt Heilungen, vor welchen sich Dupuytren versteckt hätte — und es gelingt Beiden. Die unerhörtesten Speisen werden schmackhaft, die verzweiflungsvollsten Krankheiten und Wunden werden geheilt.

Wie herrlich ist die Beschreibung einer Tigerjagd! Die Schlachten von Marengo, Austerlitz und Eylau, sind, was der gezeigte Muth betrifft, Possenspiele dagegen. Der Corsar schließt diese Schilderung mit den Worten: „Wie schön und glorreich wäre diese Jagd, wenn man in den Tigern die Seelen aller Tyrannen der Erde vertilgen könnte!"

Denken Sie sich einen Helden in der Schlacht mit einer Rose vor der Brust; denken Sie sich eine Harfe, die durch den heulenden Sturm spielt, und einen Löwen, an seidner Schnur von einem schönen Kinde geführt — das war Zela dem Corsaren. Sie theilte alle seine Gefahren und verschönte und belohnte sie. Da verlor er sie durch den Tod. Am Strande des Meeres verbrannte er ihre Leiche, und wollte sich auf den Scheiterhaufen stürzen, den ihn aber seine Schwäche nicht erreichen ließ. Man entfernte den Bewußtlosen von der Jammerstätte. Mit Zela endeten die Träume seines Lebens, er erwachte und sein Glück war dahin. Er kehrte nach England zurück, begrub sich lebendig in dem Schoße monarchischer Erde und wehrte mit grimmiger Hand den Würmern, die an den Sarg seiner Freiheit herankrochen. Trelawney haßte die ganze Welt, und sein Herz, groß genug die ganze Welt zu lieben, theilte er zwischen Zela und van Ruyter, seinem Freunde und Seegenossen. Van Ruyter war der edlere von beiden. Auch er kehrte nach Europa zurück, gerieth in die Sonnenbahn des Kaisers

Napoleon, der ihn hoch hielt und ihn verwenden wollte. Aber Ruyter ließ sich nur von Napoleon gebrauchen, so lange er ihn gebrauchen wollte, und wußte im Helden den Kaiser zu verachten. In einem Treffen gegen ein englisches Schiff verlor er das Leben. Sie werden gern erfahren, wie van Ruyter von Napoleon dachte.

„Er hat einige Dummköpfe von alten legitimen Königen von ihren wurmstichigen Thronen herabgeworfen; er hat ihnen den Purpur vom Leibe gerissen und sie dann wieder aufgerichtet, um mit der Menschheit seinen Spott zu treiben. Indem er dieses that, dachte er freilich die Tyrannei verewigen zu können, wenn er an die Stelle der zernichteten Mächte Militair-Despoten setzte. Aber er hoffte vergebens, hierdurch seine Macht zu befestigen, und die Ehrgeizigen durch die Bande der Erkenntlichkeit an sich zu fesseln. Als wenn sich ein Ehrgeiziger je um ein anderes Glück als nur sein eignes bekümmern könnte! Napoleon kann freilich für die Welt gute Folgen haben; doch sind wir ihm keinen Dank dafür schuldig, denn er hat bei allem seinem Thun nicht das Gute beabsichtigt, sondern das Böse. Ein verrosteter Riegel ist schwer zurückgeschoben; ist es aber einmal geschehen und es gelingt Einem, ihn wieder vorzuschieben, wird er nie mehr so gut als früher schließen. Was ein Meister zu seinem Vortheile seine Arbeiter lehrt, das wenden diese später zu ihrem eignen an. Napoleon hat unsern Kindern die Taschenspielerkünste mit Päpsten, Fürsten, Königen und andern solchen Gliedermännern gezeigt. Wir Alten hängen noch zu sehr an unserem Schaukelpferde und Bleisoldaten; aber unsere Söhne werden die Puppen unserer Zeit verachten, sie auf immer wegwerfen und ein Männerspiel spielen. Der Kaiser wollte mir, als ein Zeichen seiner großmüthigen Gesinnung, etwas schenken, das keinen Schilling werth war — das Band der Ehrenlegion. Er hätte mich entehrt durch meine Ernennung zum Ritter; ich wäre lieber Glücksritter und Gauner geworden."

Trelawney verspricht in der Folge auch sein späteres Leben zu beschreiben. Um sich aus der verpesteten monarchischen Luft der europäischen Staaten zu retten, nahm er an allen jenen Kämpfen Theil, die, seit dem Sturze Napoleons, in allen Ländern für die Freiheit versucht worden. Von der Gesinnung und der Schreibart unseres Helden mögen folgende Stellen zeugen.

„Die Gicht, der Schlagfluß, die Wassersucht und der Stein sind meine lieben Freunde und Freundinnen. Ich verehre sie, ich grüße sie mit dem Hute in der Hand als die mächtigsten unter den unversöhnlichen Feinden der Könige und Priester. Das sind unbestechliche Jakobiner. Wenn der Pfaff das Saatkorn eines armen Pächters gestohlen und seine Zehnten-Schweine verschlungen hat, fühlt er freilich keine Bisse des Gewissens; aber

oft fühlt er ihre Qualen in den großen Zehen ſeines Fußes, und das Schwein hört nicht auf, in ſeinem Bauche zu grunzen, als bis es ſich an ſeine Rippen und an ſeinem Halſe feſtgefreſſen hat; dann erſtickt es ihn, mit allen Anzeichen eines gerechten Schlagfluſſes."

„Ich beſchäftige mich, die Geſchichte meines Lebens zu vollenden. Die Folge wird zeigen, daß ich kein geduldiges Werkzeug in den Händen der despotiſchen Willkür war und mich nie zu jenen niederträchtigen Sklaven geſellt habe, die in Haufen zu den Füßen der Reichen und Mächtigen krochen. Nach meiner Rückkehr nach Europa hatten alle Tyrannen ihre Gladiatoren verſammelt, um die vermaledeite Dynaſtie der Bourbons wieder auf den Thron zu ſetzen. Das Kriegsgeſchrei in Europa war die Unverletzlichkeit und Machtvollkommenheit der legitimen Tyrannen, und alle Dummköpfe, Schwärmer und Narren wurden gleich Jagdhunden hinter die Freiheit gehetzt. Ueberall wurden Preiſe auf die Köpfe der Patrioten geſetzt; man beraubte, man verfolgte, man ermordete ſie mit gerichtlichen Floskeln. Dann wurden ſie gleich Indiſchen Parias aus der Gemeinde gejagt, und wer ſie berührte, war, wie ſie, der Schmach verfallen. Ich, der ich ſo viel von der Tyrannei gelitten, haßte aus der tiefſten Seele jede Unterdrückung. Ich ſtand dem Schwachen gegen den Starken bei; ich ſchwur, mich mit Leib und Seele dem Kriege zu weihen, und in dem heiligen Kampfe gegen die gekrönten Betrüger, ihre Miniſter und Pfaffen, auch den Dolch nicht zu verſchmähen. Als die Tyrannei ſiegte, theilte ich das Geſchick jener unüberwindlichen Geiſter, die durch die ganze Erde in der Verbannung umherſchweiften, und ich lieh' ihnen meine ſchwache Hülfe, die Betrügereien jener von Motten zerfreſſenen Legenden, welche das Menſchengeſchlecht ſo lange betrogen haben, an den hellen Tag zu bringen."

„Ach! dieſe edlen und hochherzigen Menſchen ſind nicht mehr! Sie fielen als Schlachtopfer jener erhabenen Sache, die ſie mit einer bewunderungswürdigen Kraft vertheidigt; doch dauernde Denkmäler haben ſie zurückgelaſſen, und ihre Namen werden ewig leben. Ach! lebten ſie jetzt, hätten ſie den Baum, den ſie pflanzen halfen, blühen geſehen! — — — hätten ſie das Jahr 1830 und dann das ihm ſo glorreich folgende Jahr 1831 erlebt, wie würden ſie gejauchzt haben, die Reihe der Tyrannen durchbrochen, ihre Dummgläubigen gemaulkorbt, und die Verſchwörung, welche die Freiheit der Völker erſticken ſollte, vereitelt zu ſehen."

„Ja! die Sonne der Freiheit erhebt ſich über die feilen Sklaven Europens, ſie wird ſie aus ihrem langen Todesſchlafe erwecken. Der Geiſt der Freiheit ſchwebt wie ein Adler über der Erde, und die Seelen der Menſchen ſtrahlen den Glanz ſeiner goldenen Flügel zurück. Möge Frankreich, dem

Adler gleich, den es früher wie zum Spotte zu seinem Sinnbilde genommen, jetzt aber im Ernste annehmen muß — möge es seinen Kindern seinen erhabenen Flug lehren; möge es sie lehren, das Gestirn der Welt in den Mittagsstrahlen seines Ruhms, ohne geblendet zu werden, anzuschauen. Die Hoffnungen und die Blicke aller edlen Menschen sind jetzt auf Frankreich gerichtet, und jedes Herz, das nur ein Hauch großherziger Gesinnungen belebt, wird bei dem Klange dieses schönen Namens das reinste Mitgefühl wiederklingen" . . . . Auch wir! Auch uns! Wir wollen mächtig rufen, und der Ruf steige von Ort zu Ort, bis er zum Donner anwachse, bis der Taxische Palast davon erbebe — es lebe die Freiheit! es lebe Frankreich!

Montag, 4. März.

Wie ich heute in der Zeitung gelesen, haben die preußischen Minister das neue Judengesetz verworfen. Mit welcher Schadenfreude habe ich das so kommen sehen! Wie schlau ist der hohe deutsche Adel! das monarchische Prinzip ist in den Talmud gefahren und hat ihn geheiligt, und heilig sind Alle, die an ihn glauben. Bald wird der Messias der Juden geboren werden, bald wird das Wunderkind von Blaye das Licht der Welt erblicken. Der Jude Deutz, eines frommen Rabbiners glorreicher Sohn, ist jetzt Stiefvater des Herzogs von Bordeaux, Schwager des Königs von Neapel, noch verwandt mit dem Französischen, Spanischen, Portugiesischen Hause; verwandt mit Oesterreich, Preußen, Baiern, Rußland, Hohenzollern-Sigmaringen und hundert andern ehrlichen und natürlichen Vettern. Und er wird sein Volk erheben und es großmachen, und die Juden werden zwar fortan wie früher außer dem Gesetze leben; aber nicht wie früher unter dem Gesetze, sondern, Fürsten gleich, über dem Gesetze. Die schönen Tage Zions kehren zurück und das hohe Lied Salamonis wird ein allerhöchstes Lied werden. Dem armen Magistrate zu Freiberg in Sachsen, der erst kürzlich verordnete, es soll kein Jude ohne Begleitung eines Polizeidieners durch die Stadt reisen, wird es am Halse jucken, denn er wird sehr fürchten, den Galgen verdient zu haben. Wehe nun Allen, die je einen Juden gehaßt, verfolgt und gelästert, sie finden keinen Stein in Europa, auf dem sie ihr müdes Haupt niederlegen können. Zwischen Sibirien und der Hausvogtei, zwischen Köpenik und Spielberg, lauert auf sie alle zehn Schritte ein Hochverrath, alle zehn Schritte ein Majestätsverbrechen. Schon hat sich Deutz bei Gerard sein Portrait bestellt, vor dem Jeder, der ihn einmal mit nicht gehöriger Ehrfurcht angesehen, knieend Abbitte thun muß. Der Bundestag wird eine Bundeslade, das Taxische Haus eine Stiftshütte werden und der rothe Adler-Orden wird erbleichen vor dem Juwelenglanze

der Urim und Thumim. Ihr Töchter Israels, lernt die Nase rümpfen, Knixe machen und französisch sprechen! denn Ihr werdet hoffähig werden. Und Ihr, meine guten Deutschen, aller Fürsten treues Volk, ruft: es lebe unser vielgeliebter Deutz I., der Wiederhersteller der weiblichen Verfassung in ihrer ursprünglichen Gestalt und des freien Herzens-Wahlrechts hoch! Hallelujah! Hallelujah!

— Nichts ist schwerer im menschlichen Leben — ausgenommen einen Zitronenkern herausfischen, wenn er am Boden eines vollen Glases Limonade liegt — als es mit den Deutschen acht Tage hintereinander gut zu meinen, so sehr sie es auch verdienen und so unglücklich sie auch sind. So oft ich über sie weine, haben meine Thränen nicht Zeit zu trocknen, und ich muß schon wieder lachen. So oft ich über sie lache — nun freilich das kann niemals lange dauern. Es ist nicht meine Schuld. Auch der beste Mensch, der doch jedes Kind, so oft es hinfällt, mitleidig aufhebt, obzwar keine Gefahr dabei ist, muß doch lachen, wenn er einen erwachsenen Menschen fallen sieht, der sich doch so leicht beschädigen kann. Das deutsche Volk ist ein solch erwachsener Mensch mit Kindesbeinen, und man muß lachen, so oft es auf den Kopf fällt. Es ist gar zu ungeschickt, zu zerstreut, zu gelehrt. Da sind Rotteck und Welcker, Männer die es gewiß gut meinen, und auf welche sonst so viele als auf ihre Erretter schauen. Sie haben der guten Sache mehr geschadet, als deren schlimmste Feinde. Sie haben sich und ihre Leidensgenossen aus der Sklaverei befreit, ließen aber ihrem Tyrannen die Pferde im Stalle zurück, waren ehrlich und flüchteten sich zu Fuße und wurden bald von den verfolgenden Reitern wieder eingeholt und mit Schimpf zurückgeführt. Sie haben das Volk mitten auf seiner Siegesbahn aufgehalten, ja es oft zurückgehen heißen, und jetzt steht es da, weiter vom Ziele als je, denn es kennt den Weg nicht mehr und hat die Richtung verloren. Wo sie handeln sollten, sprechen sie, und wo sie reden sollten, die schlafenden Herzen aufzuwecken, sprachen sie so lange und viel, bis die wachen Herzen vor Müdigkeit wieder einschliefen. Da wurde Welcker wegen eines Preßvergehens zu zweimonatlichem Gefängnisse verurtheilt. Der schuldige Artikel stand vor der Sündfluth, nämlich vor den Bundestagsbeschlüssen, im Freisinnigen. Ich erinnere mich nicht mehr, was er Strafwürdiges enthalten; ich glaube man fand darin ein Majestätsverbrechen, daß Welcker ausgerufen hat: O, du unglücklicher Fürst! Welcker appellirte an das Gericht zu Mannheim, und neulich kam die Sache dort vor. Zwei Tage dauerten die Verhandlungen, täglich sieben Stunden. Welckers Vertheidigungsrede dauerte fünf Stunden. Wäre die Sitzung öffentlich gewesen, dann könnte ich wohl begreifen, wie er seine Vertheidigung benutzen wollte, dem Volke

Dinge mitzutheilen, die ihm zu wissen gut sind. Wären Geschworne da, die man zu bewegen hat, könnte ich das auch begreifen. Aber in einem heimlichen Gerichte, vor Richtern, vor gelehrten und gebildeten Männern, die das alle eben so gut wissen, als Welcker, aber es entweder nicht beachten wollen oder nicht beachten dürfen, fünf Stunden zu sprechen, das zeigt große Schwäche an. Fünf Stunden! Erinnern Sie sich noch, was ich Ihnen vorigen Winter geschrieben: wie hier einer der Geschwornen, auch bei einem unbedeutenden Preßprozesse, nachdem der Advokat des Angeklagten schon anderthalb Stunden gesprochen, plötzlich aufstand und rief: haltet ein, sonst rührt mich der Schlag, und wie er nach Hause ging und ihn wirklich der Schlag gerührt? Nun wahrlich, wäre ich einer von Welckers Richtern gewesen und der Schlag hätte mich verschont, hätte ich fromm die Hände gefaltet, die Augen zur Erde gerichtet und gebetet: „O du heiliger Rhadamantus da unten stärke mich, daß ich gerecht bleibe, denn es gelüstet mich sehr, den armen unschuldigen Mann, der da vor mir steht, für jede Stunde, die er gesprochen, auf ein Jahr zum Gefängniß zu verurtheilen!"

So heimlich wurde das Gericht gehalten, daß man Wachen außen vor die Fenster stellte, aus Furcht, es möchte Jemand horchen. Welcker wurde freigesprochen und Abends brachten die Bürger Musik im Fackelzuge, *um die Unparteilichkeit der Gerichte zu feiern*. Die Freude galt Welcker, aber so mußte gedruckt werden. Ließen sich hier in Paris Menschen einfallen, einem Richter zu Danke für seine Unparteilichkeit eine Nachtmusik zu bringen, würde er diesen Unverschämten seinen Code Napoleon mit allen Kommentaren auf die Köpfe werfen, oder er klagte den andern Tag wegen Amtsbeleidigung. Aber bei uns ist keine Ehre, weder im Volke noch in der Regierung.

Einhundert und zwölfter Brief.

Paris, Samstag den 9. März 1833.

Liebe Getreue! . . . . Wenn Sie jetzt erwarten, ich würde Ihnen hierauf etwas Schönes sagen, haben Sie sich jammervoll verrechnet. *Liebe Getreue* bedeutet nichts anders als *lieber Hund*. Sie sind mein *Stand* und als solcher den deutschen Ständen gleich, mit welchen die Fürsten und Minister, so sehr sie Stände sind, nicht mehr Umstände machen als mit Hunden. Also: liebe Getreue! Lieber Hund! Du . . . . Du ist die einfache Zahl von *Ihr*, wie Ihr die Mehrzahl ist von Du. Die deutschen Fürsten und Minister reden ihre Stände mit *Ihr* an. Wäre nur *ein* Deputirter in der Kammer, der im Namen des Volks da säße,

würden ſie, weil er das Volk vorſtellt, Du zu ihm ſagen. Du iſt der Kraftausdruck der Väterlichkeit und Schulmeiſterlichkeit, das Band, welches Vater mit Kind, Schulmeiſter mit Schulbuben vereinigt .... Alſo: Liebe Getreue! Lieber Hund! Du haſt in Deinem heutigen Briefe uns einen Antrag Deines Mannes mitgetheilt, des Inhalts: wir ſollten erſt im Mai zuſammenkommen, ſtatt, wie es früher verabredet war, ſchon im März. Und hoffe er, daß, ob dies zwar unſern neueſten Bundesbeſchlüſſen entgegen ſey, wir doch geneigt ſein könnten, von unſerer legislativen Machtvollkommenheit ein klein wenig nachzulaſſen. Darauf thun wir Dir zu wiſſen: Dieſer Antrag iſt eine Vermeſſenheit, welche Staunen erregen muß. Das monarchiſche Prinzip iſt unſer Glaubensartikel, wir werden uns niemals ändern, ſondern fort und fort mit unſern getreuen Hunden verfahren, wie uns beliebt. Wir erwarten demnach, daß Du, ſollte ſie wiederkehren, dieſe Motion mit verdientem Unwillen aufnehmen werdeſt. Uebrigens liebe Getreue, lieber Hund, bleiben wir Dir in Gnaden gewogen.

— Fragt mich Einer: aber was ſollten ſie thun? Sie ſind Beamte, von der Regierung abhängig; ſollten ſie, die Ehre des deutſchen Volks zu retten, mit ihren Weibern und Kindern Hungers ſterben? Ich ſage nein, das fordere ich nicht, ich erwarte das nicht immer. Aber wie vergißt man ſich nie, wie iſt man auf ſeinen Vortheil bei Tage und bei Nacht immer ſo wachſam, daß Einem niemals die Tugend überraſcht, und man mit Aufopferung eine ſchmachvolle Beleidigung abwehrt? Erſt vor einigen Tagen wurden hier zwei Staatsbeamte, weil ſie den Tag vorher als Deputirte gegen die Miniſter geſtimmt, ihrer Stellen entſetzt. Gleich in der folgenden Sitzung erhoben ſich darauf eine Menge miniſterieller Deputirten, die auch Beamte waren und eiferten auf das heftigſte gegen jene Abſetzungen, gegen jenen ſchändlichen Seelenverkauf, den die Regierung von den Staatsbeamten fordert. Vielleicht bereuten alle dieſe Männer ihre edle Aufwallung ſchon eine Stunde ſpäter; vielleicht als ſie nach Hauſe kamen, mit ihrer Familie um den vollen Tiſch ſaßen, riefen ſie ſchmerzlich aus: morgen müſſen wir hungern! und verwünſchten dann ihre Uebereilung. Vielleicht war es kein ruhiges Pflichtgefühl, das ſie ſo handeln ließ, ſondern nur eine Phantaſie des Tugendrauſches. Doch genug, ſie vergaßen ſich. Wehe aber denen, die nie vergeſſen, daß ſie ſchwache Menſchen ſind — Gott wird ſie vergeſſen!

Und die Beſſern unter den deutſchen Volksvertretern, die Unglückſeligen! — ſie verſtehen den böſen Zauber mancher Worte nicht; ſie vergeſſen, daß es ein Spott iſt mit ihrer Freiheit, ſo lange ſie dulden, daß ſie ihre Fürſten mit liebe Getreue und mit Ihr anreden! Wie aufmerkſam iſt man hier auf ſolche Wort-Despotie! Die mauvais sujets unter den

französischen Ministern steifen sich, ihre Berichte an den König mit fidel sujet zu unterzeichnen. Niemals lassen die Oppositionsblätter dieses ungerügt hingehen. Und bekümmert sich auch ein Minister nicht um den Tadel, und kehrt zu seiner Kriecherei zurück, so wird doch durch die beharrliche Opposition der tägliche Straßenkoth knechtischer Gesinnung weggekehrt und er kann sich nicht Berges hoch anhäufen, wie in Deutschland.

Einhundert und dreizehnter Brief.

Paris, Sonntag den 10. März 1833.

Die gerichtliche Untersuchung wegen des Tumults, der im Oktober 1831 in Frankfurt am Allerheiligenthore stattgefunden, ist im Februar dieses Jahres beendigt worden. Also schmachten die der verbrecherischen Theilnahme angeschuldigten Bürger schon sechszehn Monate lang im Kerker und wissen ihr Schicksal noch nicht. Jetzt hat man erst die Akten zum Richterspruche auf die Universität geschickt und es ist bekannt, welche lange Zeit der Verstand deutscher Gelehrten braucht, bis er zur Reife kömmt. Ist es nicht unerhört, ist es nicht schauderhaft, zwischen die Schuld und die Buße, oder zwischen die Unschuld und die Freisprechung, eine Ewigkeit der Qual zu setzen, die entweder die verdiente Strafe grausam erhöht oder die Freisprechung ganz trügerisch macht? Das ist aber der Fluch unseres Vaterlandes, daß selbst die schlechtesten Regierungen keinen Platz mehr zur Willkür finden, weil schon die böse Laune der Gesetze allen Raum einnimmt. Selbst der boshafteste Richter, wenn er einen Angeschuldigten, der in seine Hände gefallen, aus Rache peinigen wollte, vermöchte dies nicht, sobald die Anschuldigung ein Staatsverbrechen betrifft. Da hören alle Schranken zum Schutze des Unschuldigen, zum Troste des Schuldigen auf; der Richter hat keine zu übertreten. Jeder eines Staatsverbrechens Angeklagter, ist vogelfrei in seinem Kerker. Glücklich wenn er einem gewissenlosen Richter in die Hände fällt: Dann hat er doch Hoffnung ihn mit Gold zu bestechen. Ist aber der Richter ein ehrlicher Mann, ein sogenannter treuer Staatsdiener, ist der Unglückliche verloren. Ein solcher treuer Staatsdiener sieht die Bäume vor dem Walde nicht; der Mensch ist ihm nichts, der Staat ist ihm Alles, und — was noch unheilbringender: er sieht den ganzen Staat in der Regierung, in dem Fürsten. Auf diese Weise sind dreißig Millionen Deutsche nichts, und ihre dreißig Fürsten sind Alles. Fragen Sie einen solchen wahnsinnigen deutschen Staatsgelehrten: was bezweckt denn der Staat? Er antwortet Ihnen: die Sicherheit des Eigenthums, der Freiheit und des Lebens der Bürger.

Lachen Sie, wenn Sie nicht weinen müſſen. Das Eigenthum wird ſo ſehr geſichert, daß die Bürger darüber zu Sklaven werden. Das Leben wird ſo ſehr geſichert, daß man es hinter den Riegeln eines Kerkers bewahrt und man ſein Bischen Leben, was ſie Einem in der Freiheit laſſen, zehn Male im Tage verwünſcht. Was bleibt nun übrig, das verdiente geſichert zu werden? Jede Monarchie ohne Theilnahme des Volkes an der Regierung — in der Geſetzgebung durch Deputirte, in den Gerichten durch Geſchworne, in der bewaffneten Macht durch Nationalgarden — iſt nichts als eine organiſirte Räuberei; ich ziehe die im Walde vor, wo man mit Muth ſich oft retten kann, wo Einem wenigſtens die Wahl bleibt, ſich in die Räuberbande aufnehmen zu laſſen. Sicherheit! Denken Sie ſich einen Geizigen, der immer beſorgt wäre, man möchte ihm ſeine Schätze ſtehlen. Er baut ſich ein großes mächtiges Haus, ſie darin zu verwahren, und bringt tauſend künſtliche Befeſtigungen darum an. Die Baukoſten verſchlingen ſein ganzes Vermögen, jetzt hat er ein Schatzgebäude, aber keinen Schatz mehr. So haben wir einen Staat, aber keine Menſchen darin.

Die deutſchen Strafgeſetze gegen Staatsverbrechen, und beſonders die Art und Weiſe, auf welche mit einem Angeklagten die gerichtliche Unterſuchung geführt, und die Geſetze auf einzelne Fälle angewendet werden — das Alles iſt fürchterlich! Sie ſind ein Frauenzimmer und brauchten dieſe Schändlichkeit nur zu fühlen, nicht zu verſtehen; aber die Sache iſt ſo klar, daß ſie ſelbſt ein Kind begreift und ſich davor entſetzt. In einem monariſchen Staate werden Staat und Fürſt für Eins angeſehen, und ſo wird jedes Staatsverbrechen zur Beleidigung des Fürſten, und jede Beleidigung des Fürſten zum Staatsverbrechen. Und dieſer Fürſt der beleidigt worden, beſtimmt ſelbſt die Strafe der Beleidigung, beſtraft ſelbſt den Beleidiger; denn die Richter, die Geſetzgeber ſind des Fürſten Beamte, werden von ihm eingeſetzt und abgeſetzt, und ihr Schickſal und das ihrer Familie hängt von ihrer Folgſamkeit gegen die Wünſche und Launen des Fürſten ab. So nimmt jede fürſtliche Rache den Schein des Rechts und, was noch gefährlicher iſt, ſelbſt die verdienteſte Strafe nimmt den Schein der Rache an. Bei aller Rechtspflege kömmt es nicht blos darauf an, daß Recht geſprochen werde, ſondern auch daß jeder Bürger im Staate die Zuverſicht habe, daß Recht geſprochen werde. Was hilft alle Sicherheit, wenn man nicht das Gefühl dieſer Sicherheit hat? Der Traum einer Gefahr kann Einen im warmen, weichen Bette ſo ſehr ängſtigen, als dieſe Gefahr ſelbſt. Aber dieſes Gefühl der Sicherheit, dieſe Zuverſicht auf ſtrenge Rechtlichkeit kann ein deutſcher Bürger nicht haben, in allen Fällen wo es ein Staatsverbrechen betrifft. Tiefe Nacht umgiebt den Kerker, die Unterſuchung wird geheim

geführt, der Richterspruch wird geheim gefällt, die Vertheidigung bleibt verborgen, der erste Strahl des Tages fällt auf das Blutgerüst, ein bleiches, gramgefurchtes Haupt fällt — ob schuldlos oder schuldig, das wird Gott einst richten. Wie wird ein armer deutscher Staatsgefangener im Kerker behandelt? Mit Menschlichkeit? Oder wird er gefoltert? Wer kann es wissen? Kömmt er endlich frei, haben oft lange Leiden die Kraft seiner Seele gebrochen, oder er hat wohl in seinem heißen Gebete um Rettung, den Himmel gelobt, wenn er ihn befreie, wolle er allen seinen Feinden vergeben, jede Kränkung vergessen — er schweigt und klagt nicht. Vielleicht hat man ihm auch einen Schwur der Verschwiegenheit als Preis seiner Befreiung auferlegt.

In freien Staaten, wie in Frankreich und England, wird die gerichtliche Untersuchung und die Vertheidigung öffentlich geführt, und das Urtheil öffentlich gefällt. Nicht die Beamten des Königs richten einen Angeschuldigten, sondern das Volk selbst richtet ihn durch seine Geschwornen. Der Eingekerkerte ist keiner Willkür Preis gegeben, denn die freie Presse bringt jede seiner Klagen zur öffentlichen Kunde. Minder gefahrlos ist es unter reißenden Thieren wohnen, als in einem Lande ohne Oeffentlichkeit der Gerichte, ohne Geschworne und ohne Preßfreiheit. Ein Tiger verurtheilt sein Schlachtopfer zum augenblicklichen Tode, niemals zu lebenslänglicher Pein. Sie werden die Leidensgeschichte zweier unglücklichen Jünglinge in den österreichischen Staatsgefängnissen lesen, und dann werden Sie begreifen, wie die Zunge eines Tigers zur Liebkosung werden kann.

Die Tugend und Gerechtigkeit eines deutschen Fürsten, wo sie nur gefunden wird, hilft hier gar nicht. Ist nicht der Kaiser von Oesterreich ein tugendhafter und ein gerechter Fürst? Wem hat das noch gefrommt? Die Bosheit, Leidenschaft und Grausamkeit liegen schon in den Gesetzen; aber diese stammen nicht von der Bosheit, Leidenschaft und Grausamkeit der Gesetzgeber, sondern von ihrer Verrücktheit. Sie vergessen, daß eine Regierung der Menschen wegen da ist, und glauben, der Mensch wäre geboren, um regiert zu werden. Darin ist der Wahnsinn. Sie können täglich in der Zeitung lesen, was in Baiern geschieht. Baiern in der Schule österreichischer, Preußen in der Schule russischer Tyrannei unterrichtet, jagen uns von Süd und Nord ihre unglücksschwangern Wolken zu, und bald wird das Verderben auf das Herz des Vaterlandes niederfahren und der Haselstock wird die Knute küssen und jeden treffen, der sich seiner Zärtlichkeit in den Weg stellt. Ein baierischer Handelsmann, der außer Landes ist, wird vorgeladen, sich „gegen die Anschuldigung der Hülfsleistung zum entfernten Versuche des Hochverraths" zu verantworten! Wäre das nicht

ſo ſchrecklich, ſollte man nicht glauben, eine Scene aus den Femmes savantes oder den Précieuses ridicules zu leſen? Ein Anderer, ein Zeitungsredakteur, der ſich geflüchtet, wurde wegen eines Preßvergehens, außer der knieenden Abbitte vor dem Bilde des Königs und einer dreijährigen Zwangsarbeitshaus-Strafe, noch verurtheilt: während ſeiner dreijährigen Strafzeit jedes Jahr den Tag vom dritten Juli in einem einſamen Gefängniſſe zuzubringen, und während vierzehn Tage im Monat Juli abwechſelnd drei Tage bei Waſſer und Brod zu faſten. Als ich das deutſch las, hatte ich es ganz misverſtanden und ſo gedeutet: Der Gefangene bekomme drei Tage blos Waſſer ohne Brod und drei Tage blos Brod ohne Waſſer. Ich wunderte mich gar nicht darüber, denn ich dachte, es ſey eine ſinnreiche deutſche Rache gegen die franzöſiſche Juli-Revolution. Aber aus dem Conſtitutionel, der das Urtheil in ſeiner ganzen Ausdehnung mit den Unterſchriften der Richter enthielt, erfuhr ich erſt ſeinen wahren Sinn. Es heißt dort: verurtheilt . . . „à observer un jeûne de quinze jours chaque mois de Juillet de chaque année de son emprisonnement, de manière qu'il ne doit recevoir pendant trois jours que du pain et de l'eau, pendant les trois jours suivant la nourriture dûe aux prisonniers, et ainsi de suite et alternativement pendant la quinzaine.“ Was wird es dem Herrn Oeſtreicher (ſo heißt der verurtheilte Zeitungs-Redakteur) in der Freiheit gut ſchmecken! Er komme jedesmal im Juli zu uns, und wir wollen ihn vierzehn Tage lang, abwechſelnd drei Tage mit Champagner und Auſtern, und drei Tage mit Burgunder und Trüffelpaſteten bewirthen und dabei auf die Geſundheit des Herrn Staatsrathes Feuerbach trinken — nämlich auf die Geſundheit ſeines Kopfes. Ich habe Ihnen ſchon früher geſagt, daß dieſe ſchönen baieriſchen Kriminalgeſetze keineswegs aus einer alten baieriſchen Zeit herſtammen, ſondern daß ſie im neunzehnten Jahrhundert, zwanzig Jahre nach der franzöſiſchen Erklärung der Menſchenrechte verfaßt worden ſind, und daß ſie größtentheils der Staatsrath Feuerbach ſo herrlich erſonnen. Glauben Sie aber ja nicht, daß dieſer unſer berühmte Landsmann darum ein boshafter oder einfältiger Menſch ſein müſſe. Ich kenne ihn zwar nicht, doch mag er der beſte Menſch, der zärtlichſte Gatte, der liebevollſte Vater, der großmüthigſte Freund ſein. Das hilft aber hier Alles nichts. Sobald einem deutſchen Rechtsgelehrten Staatsverbrechen auf den Kopf fallen, wird er wie vom Schlage gerührt, alle ſeine Geiſteskräfte werden gelähmt, und er ſinkt ganz zu dem irren Zuſtande eines kindiſch und unmündig gewordenen Greiſes herab. Er iſt dann kein Menſch mehr, er iſt nur noch ein Thier, das ißt und trinkt und — ein Staatsdiener.

Das Wichtigste von dem bisher Gesagten findet zwar auf Frankfurt keine Anwendung. Da dort keine monarchische, sondern eine republikanische Verfassung herrscht, konnte die Regierung nie zu dem Wahne kommen, daß sie den Staat ausmache. Aber doch sind unsere Gesetzgeber, Richter und Regenten noch in den Irrthümern einer alten Zeit gebildet. Sie haben immer noch von der Heiligkeit des Staats und der bestehenden Einrichtungen eine abergläubische Vorstellung. Wenn das nicht wäre, hätte nie geschehen können, daß man angeschuldigte Bürger sechszehn Monate lang provisorisch im Gefängnisse schmachten ließ. Wäre nicht die unselige Verehrung alles Bestehenden, hätte man längst bei Criminal-Verbrechen das mündliche Verfahren eingeführt und der Schneckengang schriftlicher Vertheidigung hätte nicht länger die Qual eines Eingekerkerten zur Unerträglichkeit ausgedehnt. In Frankfurt ist nur ein einziger Criminalrichter, und dieser konnte bei den vielen andern Geschäften, die ihm oblagen, auch mit dem besten Willen und dem angestrengtesten Fleiße, jene Untersuchung nicht schneller fördern. Hätte man aber nur die geringste Vorstellung, daß nicht blos der Staat an den Bürger, sondern daß auch der Mensch an den Staat Ansprüche zu machen habe: dann hätte man sich keinen Tag besonnen und hätte die Zahl der Untersuchungsrichter vermehrt und die Bedenklichkeit, eine alte Gerichtsordnung umzuändern und die Staatsausgaben um einige tausend Gulden zu vermehren, wäre hier, wo es auf die Freiheit mehrerer Bürger und die Ruhe ihrer Familien ankam, gar nicht in Betracht gekommen. Wie ich aber erfahren, hat man sich erst kürzlich besonnen und dem Criminalrichter, erst auf sein eignes Verlangen, einen Gehülfen gegeben.

Die gerichtliche Untersuchung jenes Frankfurter Tumults, an dem nur wenige hundert Menschen Theil genommen, und wobei nur ein einziger das Leben verloren, hat sich durch sechszehn Monate hingeschleppt, und die Pariser Insurrektion im Juni, die den Umsturz der Monarchie bezweckte, woran viele Tausend Menschen Theil genommen, wobei mehrere hundert das Leben verloren, war schon nach vier Monaten gerichtet! Und gewiß könnte sich weder der Staat beschweren, daß dem Gesetze nicht völlige Genugthuung widerfahren, noch einer der Angeschuldigten, daß er mit Unrecht verurtheilt worden sey. Viele wurden zum Tode verurtheilt und verdanken die Erhaltung ihres Lebens nur der königlichen Begnadigung. Viele Schuldige, die dem unerbittlichen Buchstaben des Gesetzes verfallen waren, wurden von der Barmherzigkeit der Geschwornen, die den Geist der Verhältnisse berücksichtigten, frei gesprochen. So fanden Strenge und Milde den ihnen gebührenden Platz, und vier Monate waren genug, alle diese Verwirrungen zu schlichten.

Siebenpfeifer und Wirth, des Hochverraths durch Preßvergehen beſchuldigt, ſchmachten ſchon zehn Monate im Gefängniſſe, und ihr Urtheil iſt noch nicht geſprochen, und die Unterſuchung wegen des Piſtolenſchuſſes auf den König von Frankreich war ſchon nach zwei Monaten und einigen Tagen geendigt. Wenn dieſe Sache ſich bis jetzt verzögert hat, ſo daß erſt in dieſer Woche die Angeklagten vor den Aſſiſen erſcheinen, ſo lag das an den Angeklagten ſelbſt, die um Aufſchub baten. Und die Beſchuldigung eines Königsmordes iſt doch ganz etwas Anderes, als die Anklage wegen Hülfsleiſtung zu dem entfernten Verſuche eines Hochverraths — durch die Preſſe! Ich mußte lachen, als ich vor einigen Wochen in einem Oppoſitionsblatte las: „Enfin, après deux mois et plus d'instruction, a paru l'acte d'accusation dressé à l'occasion du coup de pistolet tiré sur le roi le 19 Novembre dernier.“ Endlich nach zwei Monaten und länger — welch' eine närriſche Ungeduld! Wenn in Deutſchland Einer um jeden Preis ein hohes Alter erreichen wollte, könnte er nichts Zweckmäßigeres thun, als eine blindgeladene Piſtole auf einen Fürſten abzudrücken. In ſeinem Leben würde er nicht gerichtet werden. Nicht etwa als zweifle man einen Augenblick an ſeiner Schuld und ſeinem böſen Vorſatz! dieſer Zweifel könnte dem Thäter keinen Tag ſeinen Kopf ſichern. Aber man würde ſo lang und ſo weit den Fäden der Verſchwörung nachgehen, man würde ſo tief nach der letzten Wurzelfaſer des Geiſtes der Zeit graben, daß, ehe man von dem Ende der Welt und den Antipoden, wohin man zur Entdeckung der Mitſchuldigen gereiſ't, zurückkäme, ein ganzes Menſchengeſchlecht ausſterben müſſe. Millionen Deutſche würde man confrontiren, das ganze Volk würde man zu Protokoll nehmen. Hat man doch den unglücklichen Sand, der ſein Verbrechen faſt öffentlich beging, der mit blutigem Dolche auf die Straße ſtürzte, und die That augenblicklich eingeſtand, trotz ſeiner ſchmerzlichen Wunde, ein ganzes Jahr lang im Gefängniſſe ſchmachten laſſen! Man wollte damals alle Patrioten hinein verflechten, und die Edelſten des Volkes als Meuchelmörder brandmarken.

Woher kömmt nun dieſer Unterſchied zwiſchen Frankreich und Deutſchland? In Frankreich herrſcht die öffentliche Meinung, die man wohl irre zu führen ſucht, der man aber nicht zu trotzen wagt. Sie iſt mächtiger als die Regierung und weit mächtiger als der König. In Frankreich iſt das Volk der Staat. In Deutſchland hat die öffentliche Meinung ſich noch nicht geltend zu machen verſtanden, darum iſt das Volk nichts; der Fürſt iſt der Staat, der Fürſt iſt Alles. Wenn unſere Fürſten noch nicht, wie einſt Ludwig XIV. mit der Reitpeitſche in der Hand, ihre Stände ausein-

ander gejagt, so geschah es nur darum nicht, weil sie noch niemals bei ihren Ständen solchen Widerspruch gefunden, als ihn Ludwig XIV. in seinen ersten Regierungsjahren bei seinem Parlamente fand. Aber das wird noch kommen.

Montag, den 11. März.

Zwar — Sie werden nicht begreifen, wie hier das zwar herkömmt, ich selbst verstehe es nicht, aber es wird sich schon ein Zusammenhang finden und wo nicht, ist es auch kein Unglück. Zwar

1. Hat der Commerzienrath Hofmann in Darmstadt, der einst den Griechen zu seinem Schaden sechszigtausend Flinten geliefert und später auch zu seinem Schaden den Preußen sich selbst, neulich in der Kammer darauf angetragen: man möchte das häufige Tanzen auf dem Lande untersagen, denn wenn die armen Bauern, noch von dem Tanzen erhitzt, am Morgen nach der Kirchweihe nach Amerika auswanderten, so möchte das ihrer kostbaren steuerpflichtigen Gesundheit schaden — worauf ein Bauer, Mitglied der hessischen Kammer und obzwar sehr vernünftig über diese Sache gesprochen, nämlich dagegen, worüber sich die andern Mitglieder sehr gewundert, da doch der Mann nicht studirt habe. Zwar

2. Weigert sich der Zeitungsredakteur Wiedemann, vor dem Bilde des Königs von Baiern knieend Abbitte zu thun, wozu er verurtheilt worden; denn er meint, es sey ihm ganz gleichgültig, daß man seine fünf Jahre Zuchthausstrafe, wozu er auch verurtheilt worden, erst von dem Tage an zählen werde, wo er gekniet, da er von den fünf Jahren, während welcher er seiner Freiheit beraubt bleiben soll, nur die zwei ersten bedauere, die übrigen rechne er nicht. Zwar

3. Frägt der jämmerliche Hofrath Krug, was man denn so viel Wesens von den Bundestags-Beschlüssen mache, da sie doch vor der Hand nur auf sechs Jahre — im Leben eines Volks weniger als sechs Tage im Leben eines Menschen bestehen und dann über deren Fortdauer von neuem berathschlagt werden soll? Zwar

4. Ließ die Wiener Censur ein Gedicht Grillparzers auf die Genesung des Kronprinzen von Oesterreich darum nicht passiren, weil der Dichter zu viel von der Herzensgüte des Prinzen gesprochen, zu wenig aber von seinem Verstande, und diese Nachricht durfte nicht allein in allen zensirten Blättern

gedruckt werden, sondern sie stand in den absolutistischen Blättern zuerst — wie man überhaupt seit achtzehn Jahren, sowohl in Wien selbst, als in ganz Deutschland von nichts ungenirter und weniger spricht, als von dem Verstande des Kronprinzen von Oesterreich — worüber sehr nachzudenken ist. Ich habe sehr darüber nachgedacht und halte den Kronprinzen von Oesterreich für einen zweiten Joseph den Zweiten. Zwar

5. Werden in Deutschland die Fürsten als Oberstallmeister, ihre Beamten als Reitknechte, ihre Staaten als Ställe, und ihre Unterthanen als Pferde betrachtet — weswegen auch, so oft ein Kronprinz den Thron besteigt, man zu sagen pflegt: er habe die Zügel der Regierung ergriffen. Zwar

6. Eifert das Berliner Politische Wochenblatt dagegen, daß die Pension der Bastillenhelden so stark sey, wie die der Ritter der Ehrenlegion, obzwar die Bastillenhelden eine wahre Schandlegion wäre. Zwar

7. Hat der König Otto von Griechenland auf dem Schiffe mit englischen Offizieren eine Quadrille getanzt und sowohl in Nehpel als in Corfu nicht geringe Sensation bei dem schönen Geschlechte erregt — und hat der König von Baiern auf unterthänigste Bitte der Grenzpatrioten erlaubt, daß an der Stelle, wo König Otto die baierisch-tyroler Grenze überschritten, und wohin er den folgenden Tag zurückgekehrt war, um Abschied von seinem lieben Vaterlande zu nehmen, welches er den vorigen Tag zu thun vergessen, weil er vor Rührung eingeschlafen war — hat erlaubt, daß zum ewigen Andenken dieser Rührung, dieses Schlafes und dieses Abschieds, an der dreimal gesegneten Stelle durch freiwillige Beiträge dem jungen Wittelsbacher eine Kapelle erbaut werde — jetzt schon die zweite — so daß sehr zu vermuthen ist, das neue Baierthum werde bald das alte Christenthum verdrängen. Zwar

8. Pflegen die deutschen Volksdeputirten, wenn sie von dem Kammer-Präsidenten sprechen, nicht zu sagen: der Präsident, sondern das Präsidium — weil sie denken, Präsident wäre ein leichtes Ding, das der Wind fortwehen könne, Präsidium aber etwas Gründlich-schweres, das fest hafte — welches sehr deutsche Art ist. Zwar

9. Wurde der Buchhändler Franckh in Stuttgart, im Theater, also nach Sonnenuntergang, citirt, gleich vor dem Criminalgerichte zu erscheinen, und als er sich dessen weigerte, beim Austritt aus dem Theater arretirt — die Nacht trägt die Livree der Könige. Zwar

10. Betragen die Staatsausgaben des Kurfürstenthums Hessen 2,700,000 Thaler, und der Kurfürst mit seiner Familie kostet dem Lande nur 467,420 Thaler, also nicht mehr als den fünften bis sechsten Theil aller Staatsausgaben — welches ganz erstaunlich ist. Zwar

11. Wurde ein Berliner Polizeirath, den man nach Posen geschickt, dort nach Verschwörungen zu jagen, im Walde vor Posen von maskirten Reitern aus der Diligence gerissen, gezwungen, seine Papiere herauszugeben und dann fürchterlich durchgeprügelt — welche schöne Geschichte man aus dem Polnischen in das Deutsche übersetzen sollte. Zwar

12. Hat Herr von Gagern in der Darmstädter Kammer bewiesen, die unruhige Stimmung in Rheinbaiern käme von drei Ursachen her. Erstens, weil keine Residenzen im Lande wären. Zweitens, weil kein hoher Adel im Lande wäre. Drittens, weil keine Oper im Lande wäre; denn würde in Zweibrücken die Stumme von Portici aufgeführt, werde keiner aus Langerweile, Kunstliebe und Chansomanie den Masaniello machen — und die Kammer hat nicht gelacht — so traurig ist sie! Aber . . . da sitze ich nun mit meinem Aber und weiß nicht, was ich damit machen soll. Sie sehen was dabei herauskömmt, wenn man leichtsinnig in den Tag hineinschreibt und nicht das Ende bedenkt. Lassen Sie sich das zur Warnung dienen. Aber . . . . .

Ich will es Ihnen offen gestehen, es war mir nur darum zu thun, so schnell als möglich Kehraus zu machen. Mein Taschenbuch ist voll und ich habe mir heute ein neues gekauft — in diesem Winter das dritte.

Und nachdem ich das letzte Wort herausgeschrieben, warf ich das Buch und den verfluchten Bleistift mit — er sollte mir zu keinem schuldlosen Worte dienen — in den Kamin, und stieß es mit der Zange in die Gluth. Garstig roch der Safflan und das Pergament, und da lachte ich. Es sey ein Fettopfer den unterirdischen Göttern gebracht! . . . . Als mir aber durch die Seele ging, was ich seit zwei Monaten hineingeschrieben; die unerhörte Schmach, den unerträglichen Schmerz des Vaterlandes, und dachte: und das Alles dem treuesten, dem edelsten, dem geistreichsten unter den Völkern der Erde — dem Volke, das unter allen Kindern Gottes dem Vater am ähnlichsten geworden; allliebend wie er, allgegenwärtig wie er, allwissend wie er; und darum, weil es ihm so gleicht, wie Gott selbst von den Teufeln der Welt am meisten geschändet — — da mußte ich weinen. Dann dachte ich wieder: sie frohlocken über unsern Jammer, sie hören ihn für den Schrei der Verzweiflung, für das Röcheln sterbender Hoffnung — und es ergrimmte in mir, und als könnte ich Geister beschwören, rief ich: Trelawney!

Einhundert und vierzehnter Brief.

Paris, Freitag den 15. März 1833.

Schon zweitausend Süddeutsche sind diesen Winter nach Amerika ausgezogen, und das waren „nicht verarmte heimathlose Leute, nein, wohlhabende, tüchtige und rüstige Männner.“ Dieser Stimme darf man glauben, sie ist keine liberalen Unwillens, denn sie kömmt aus dem Hanöverischen, wo die Freiheit taubstumm ist. Und zur Bekräftigung ihrer Hanöverlichkeit kann es dienen, daß jene Auswanderungen eine Modekrankheit genannt werden. Eine Modekrankheit! Noch ein Glück, daß unsere Fürsten sich nicht, wie einst die Priester, gelüsten lassen, auch die Aerzte ihrer Unterthanen zu seyn; sonst dürfte man ohne ihre allergnädigste Erlaubniß nicht krank werden und sterben, und sie hätten vielleicht, wie jetzt die Auswanderungen, auch die Cholera eine Modekrankheit genannt. Aber es ist darüber zu verzweifeln! Und doch kenne ich Kinder von freisinnigen Männern, die über diese Auswanderungen frohlockten, weil sie meinen, die Fürsten müssen sich darum schämen. Die sich schämen! Eher würde die Nacht roth als ein König. Unsere Fürsten, die sich jetzt Alles erlauben, weil die Furcht vor ihrem Adel sie gegen das Volk beherzt macht — würden sie denn die Auswanderung der deutschen Patrioten dulden, wenn sie ihrer Tyrannei keinen Vortheil brächte? Wer wandert aus? Der, dem die Knechtschaft am unerträglichsten ist, der die Freiheit am herzlichsten liebt und darum am tüchtigsten wäre, für sie zu kämpfen. Diese Thorheit kann uns um zehn Jahre zurückwerfen. Wenn man alle die Auswanderungen überdenkt, die seit Jahrhunderten wegen religiösen oder politischen Druckes in vielen Staaten unternommen wurden, so findet man, daß sie immer zu spät geschehen und also ohne Noth. Man wartete, bis das Uebel den höchsten Grad erreicht, das heißt, bis es der Heilung nahe kam. So geschah es immer, daß bald darauf der böse Geist der Regierungen sich besserte, entweder durch freiwillige oder durch gezwungene Bekehrung.

Ist es nicht eine bejammernswerthe Thorheit, daß Deutsche mit Mühen und Gefahren Amerika hinter dem Meere suchen, statt, bequemer und sicherer sich Amerika in das Haus zu schaffen? Mit der Hälfte des Geldes, das ihnen ihre Uebersiedlung kostet, mit der Hälfte der Beschwerden und Gefahren, die sie daran setzen, könnten sie in ihrem eignen Vaterlande die Freiheit erwerben. Warum sich nicht noch wenige Jahre gedulden — wenige Jahre, welche die Begeisterung des Kampfes und die Freude mannigfaltiger Siege zu einer Stunde verkürzen werden. Denn wahrlich,

nicht Jahre, nur Frühlinge werden wir zu zählen haben, bis das Jahr der Freiheit kömmt. Amerika überlasse man den Fürsten, ihnen bleibe es eine Freistätte, und dort werden sie einst die Freiheit lieben lernen, wenn sie erfahren, daß sie selbst Tyrannen noch in ihrem verdienten Unglücke schützt.

Einhundert und fünfzehnter Brief.

Paris, Sonntag, den 17. März 1833.

Swift wollte eine Geschichte von England schreiben, gab aber sein Vorhaben wieder auf. Als ihn ein Freund um die Ursache seiner Sinnesänderung fragte, antwortete er ihm: alle meine Könige und Helden sind solche Schufte, daß ich nichts mehr mit ihnen zu thun haben will. — — Obiges schrieb ich gestern, als mich ein Besuch unterbrach, und heute habe ich vergessen, was ich damit in Verbindung setzen wollte, ... Was ich in Verbindung damit setzen wollte? Ach, wie dumm! Ich hörte einmal meinen Freund seine Frau bitten: sie möchte seinen abgefallenen Rock wieder an den Knopf nähen.

Die kurzen Tage der langen Briefe sind jetzt vorüber. Ich danke Euch, Ihr Götter! Wie ich es satt bin! Uebermorgen ist der 20. März, an welchem Morgens 8 Uhr 16 Minuten der Frühling beginnt. Von da an will ich lieben, selbst den Teufel, und lieben bis der Senne heimkehrt und die Blätter fallen. Nach der Traubenlese beginne ich meinen Kampf von Neuem. Ach! Ich trinke ja keinen Wein mehr und wenn es nicht die Freiheit wäre, was sollte mein altes Herz erwärmen in den kalten Wintertagen? Die Freiheit liebte ich immer; aber als ich noch jung war und den Becher liebte, da träumte ich von ihr, und da vermißte ich sie selten, denn ich trank oft. Jetzt wache ich und bin nüchtern wie ein Bach, und wenn ich dampfe, ist es nur weil die Luft noch kälter ist als ich.

Den Tag meiner Abreise kann ich noch nicht bestimmen, das hängt von meinem Holze ab. Ja wahrhaftig von meinem Brennholze; das ist mein Kerbholz, mein Kalender. Ich habe geschworen, kein frisches mehr kommen zu lassen, sondern in den Wagen zu steigen, sobald das letzte Scheit im Kamin liegt. Nein, was ich diesen Winter Holz verbrannt habe, wage ich Ihnen nicht zu sagen; es möchte Ihrer Gesundheit schaden. Es ist gräulich! Zehn brave deutsche Hausfrauen hätte das unter die Erde gebracht. Zum Glücke bin ich weder eine Frau, noch häuslich, noch brav, und ich habe es ausgehalten. Aber länger könnte ich es nicht ertragen. Was zu arg ist, ist zu arg!

Holz, Philoſophie, Geld, Freiheit — malédiction! O, das ſchöne malédiction! Wie ich mich gefreut habe, als Heine gleich in ſeinem erſten Artikel über die deutſche Literatur, gleich in dem erſten Blatte der Europe littéraire — in dem frommen heiligen Blatte, welches das Gelübde der Keuſchheit, der Armuth und des Gehorſams abgelegt, und in ſeiner Vignette die Raubthiere aller fürſtlichen Wappen Europens als ſeine Herren zur Anbetung aufgeſtellt — daß Heine gleich in den erſten Zeilen einen gefährlichen politiſchen Anfall bekommen und malédiction geſchrieen hat über die ewige Armuth der deutſchen Schriftſteller! malédiction und doch .... Darum eben iſt ja der hohe deutſche Adel uns Liberalen ſo entgegen, weil er fürchtet, bei einer liberalen Staatsverfaſſung ſein Monopol der Verkäuflichkeit zu verlieren. Er wäre alſo thöricht, wenn er uns kaufte, um uns zu gewinnen, denn dieſes Mittel, eine Revolution zu verhüten, wäre ja die Revolution ſelbſt, die verhütet werden ſoll. Keiner von uns wird es, auch nicht mit der allerlegati onsräthlichſten Geſinnung, je dahin bringen, daß man ihm für ſeine Ehre auch nur das nöthige Brennholz liefere. Der Ehren-Handel iſt kein freies bürgerliches Gewerbe; er iſt ein Regal wie das Salz und wird nur wenigen General-Pächtern überlaſſen. Unſere vornehmen Freunde, und hätten ſie auch „Gedanken groß wie die Welt," theilen doch nur ihre überirdiſchen Gedanken mit uns; ihre unterirdiſchen, die mit Metallen vermiſcht ſind, behalten ſie für ſich allein. Ich ſagte einmal gegen Heine: wenn ich nicht ehrlich wäre aus Dummheit, wäre ich ehrlich aus Klugheit. Er hat das nicht verſtanden. Später wird er es verſtehen lernen und meine Erfahrung theuer bezahlen müſſen, die ihm von mir unentgeldlich angeboten wurde. .... Ich hätte die größte Luſt, wieder einmal zu ſagen: „ich bin der einzige geſcheidte Menſch in Deutſchland" — aber ich fürchte mich vor den Rezenſenten.

Es gibt noch mehrere ſolcher geiſtreichen Ochſen in Deutſchland, die gar nicht begreifen, wie die Vollblütigkeit des monarchiſchen Prinzips mit ihrer eignen Bleichſucht, und wie die häufigen Indigeſtionen der Diplomaten mit dem ſchriftſtelleriſchen Hunger zuſammenhängen. Ich wollte wetten, es iſt dem dramatiſchen Dichter Raupach in Berlin noch nie durch den Sinn gegangen, daß wenn in Preußen eine Staatsverfaſſung gleich der franzöſiſchen wäre, er eine jährliche Rente von zehntauſend Thaler hätte, ſtatt daß jetzt vielleicht ſein ganzes Vermögen, die Erſparniß dreißigjähriger Arbeit, nicht mehr beträgt! Und dabei könnte er dichten, wie es ihm ſein Herz eingiebt und nicht wie es der Hof verlangt .... malédiction!

Dienstag, den 19. März.

Die zwei jungen Leute, welche eines Mordversuchs gegen den König angeklagt waren, sind gestern Abend freigesprochen worden. Wie wohl muß sich ein Deutscher in einem Lande fühlen, wo er unter dem Schutze des Volkes steht, und wo ihn weder die giftigen Blicke noch die Fußtritte eines erbosten Königs erreichen können! Wahrlich in Frankreich fühlt sich selbst ein Verbrecher im Kerker freier, als in Baiern ein Unschuldiger selbst in der Freiheit. Der französischen Regierung war es natürlich nicht darum zu thun, zwei unschuldige junge Leute auf das Schaffot zu bringen — von dieser Grausamkeit ist sie weit entfernt, und noch entfernter ist sie von jener Pedanterie, die in Deutschland den Despotismus so furchtbar macht. Die Angeklagten wären, selbst schuldig befunden, ganz gewiß mit dem Leben begnadigt worden. Es lag der Regierung nur daran, der öffentlichen Meinung die Ansicht aufzudrängen, daß man wirklich den König ermorden wollte, und daß der Pistolenschuß keine Polizeikomödie war, aufgeführt, um bei Eröffnung der Kammern dem Ministerium eine schwankende Majorität fest zu machen. Aber selbst nur diese Ehrenrettung zu erlangen, verlor die Regierung alle Hoffnung, und sie gab den Kampf freiwillig auf. Gewöhnlich werden den Geschwornen zwei Fragen vorgelegt. Erstens: Ist das Verbrechen begangen worden? Zweitens: Sind die Angeklagten des begangenen Verbrechens schuldig? Diese erstere Frage wurde gestern gar nicht vorgelegt, sondern blos die andere: Sind die Angeklagten des Mordversuchs gegen den König schuldig?

Es ist bewunderungswürdig, mit welcher Kühnheit, Geistesgegenwart und mit welcher Zuversicht des Rechts die Angeklagten vor dem Gerichte gesprochen haben. Der königliche Prokurator, um die Angeschuldigten den Geschwornen verdächtig zu machen, wies auf deren bekannte republikanische Gesinnung hin. Sie aber suchten diese Gesinnung gar nicht zu verbergen, sondern bekannten sich laut und frohlockend zu ihr. Der eine sagte: „Wir Republikaner achten den König viel zu wenig, um ihn zu tödten. Haben wir ihn einmal vom Throne gestürzt, dann schicken wir ihn zum Lande hinaus und das ist Alles.“ Solche Aeußerungen sind nach den französischen Gesetzen nicht strafbar, denn es darf jeder seine Meinung haben und aussprechen. Wenn sich einmal in Deutschland ein Republikaner gelüsten ließe, sich auf solche Weise vor einem Criminal-Gerichte zu vertheidigen — ich glaube, er würde auf der Stelle mit dem Federmesser des Aktuar geköpft werden.

Biographiſche Notiz über Ludwig Börne.

Ludwig Börne wurde zu Frankfurt am Main den 22. Mai 1786 in einer iſraelitiſchen Familie geboren. Sein Vater, ein in den Geſchäften ſehr erfahrner und mit einem großen Geſchick für diplomatiſche Unterhandlungen begabter Mann, war ganz dem Hauſe Oeſterreich ergeben. Er hatte politiſche Ueberzeugungen, welche denen ganz entgegengeſetzt waren, die ſein Sohn eines Tages ausſprechen und vertheidigen ſollte, und er ahnte gar nicht, daß dieſe Ariſtokratie, welche er als natürliche Stütze der Staaten betrachtete, in ſeinem Sohne einen ſo furchtbaren Gegner finden ſollte.

Börne's Großvater war Finanzbeamter des alten kurfürſtlichen Hofes von Köln geweſen; er wohnte zu Bonn am Rhein. Bei Gelegenheit einer Erledigung der Kölner Kurwürde entwickelte er eine große Thätigkeit zu Gunſten eines Erzherzogs des Hauſes Oeſterreich, und vornehmlich durch ſeine Bemühung erhielt der Erzherzog die Stimmenmehrheit. Maria Thereſia, erkenntlich gegen Börne's Großvater für den Dienſt, welchen dieſer ſoeben einem ihrer Söhne erwieſen, ließ ihm eine von ihrer Hand unterzeichnete officielle Urkunde zuſtellen, die ihm alle Arten von Gunſtbezeugungen verſprach, im Falle er oder eines von ſeinen Kindern ſich einſt in Oeſterreich niederlaſſen wollte. Dieſe königliche Gönnerſchaft machte die Schmerzen noch bitterer, die Börne's Vater empfand, indem er ſeinen Sohn hartnäckig einen ganz entgegengeſetzten Wege verfolgen ſah.

Da ſich Börne's glückliche Anlagen frühzeitig entwickelten, beſtimmte ihn ſein Vater zur wiſſenſchaftlichen Laufbahn, weil die Iſraeliten in Deutſchland vom Staatsdienſte ausgeſchloſſen waren und keine politiſche Rechte hatten, wählte er die Medicin. Börne war 14 Jahre alt, als er Frankfurt verließ, um nach Gießen zu gehen, einer Univerſitätsſtadt des Großherzogthums Heſſen-Darmſtadt, wo er beim Profeſſor Hetzel, einem berühmten Orientaliſten jener Zeit, in Koſt trat. Von Gießen begab er ſich nach Berlin und ſpäter nach Halle, um daſelbſt ſeine mediciniſchen Studien fortzuſetzen. Der Aufenthalt, den er auf dieſer letzteren Univerſität nahm, hatte in ihm einen ſehr lebhaften Eindruck zurückgelaſſen; in ſeinen Privatgeſprächen ſprach er oft mit Innigkeit von dieſer glücklichen Zeit ſeiner Jugend, und in der Sammlung ſeiner ſämmtlichen Werke drückt ſich bei dieſer Gelegenheit folgenderweiſe aus:

„Ich erinnere mich mit Entzücken jener akademischen Jahre, die ich in Halle gelebt. — In Halle herrschte damals ein frisches, seelenvolles, höchst bewegtes wissenschaftliches Leben. Wolf, dessen Ruhm nicht größer ist, als sein Verdienst, und ein lebenskräftiger und lebensfroher Mann, machte uns mit Anakreon und Penelopens übermüthigen Freiern ganz genau bekannt. Schleiermacher lehrte die Theologie, wie sie Sokrates gelehrt hätte, wäre er ein Christ gewesen. In seinen Vorlesungen über die Ethik betrachtete er das sittliche, das wissenschaftliche und das bürgerliche Leben der Menschen. Sein Hörsal vereinigte nicht blos die akademische Jugend, sondern auch Männer von reifern Jahren und aus allen Ständen. Zugleich war er Universitätsprediger und seine Zuhörer wurden um so andächtiger, je bedächtiger sie wurden; denn Schleiermacher schiffte, mit dem Compasse des Wissens versehen, auf dem Meere des Glaubens nach berechneter, sicherer, zweifelloser Richtung. Reil war als Mensch, Lehrer der Arzneikunde und ausübender Arzt gleich bedeutend. Er war von ansehnlicher, Achtung gebietender Gestalt und hatte die Augen Friedrich des Großen. Sah man ihn lehrend unter seinen Schülern, die ihn eben so sehr liebten als bewunderten, so konnte man sich leicht in die Akademie von Athen versetzen; er wußte seinen Kranken und deren Angehörigen ein unerschütterliches Zutrauen einzuflößen, und die Ungeheilten verloren das Leben, aber die Hoffnung nie. Er begann und untermischte seine Vorlesungen über Therapie und Augenkrankheiten mit Gedichten von Schiller und Göthe, und die köstlichsten Früchte seiner Forschung waren unter Blumen versteckt. Wer nur den ersten Stunden seiner halbjährigen Vorlesungen beigewohnt, hätte glauben können, er höre einen Professor der Moral oder der Aesthetik. Schon in den reifern Jahren, wo das Wissen nur noch in die Breite gewinnt, aber in die Tiefe nicht mehr, und wo die welken Aehren des Geistes ihr schwaches Haupt zur Erde niedersenken und dieses nothwendigen Naturgesetzes sich bewußt, äußerte Reil im engen Kreise von Freunden und Zöglingen eine kindliche und höchst liebenswürdige Furcht, er möchte die Jugend des Geistes verlieren. Um sich gegen diesen Verlust zu schützen, war er immer darauf bedacht, sich mit strebenden Jünglingen und neuen Büchern zu umgeben. — Horkel hatte sich die Lehren Cuvier's angeeignet und brachte die Wissenschaft der vergleichenden Anatomie und Physiologie zu höherer Schätzung. Er machte uns auf eine geistreiche Art mit den unmündigen Geschwistern des Menschen bekannt und wies die Vollkommenheit der menschlichen Organisation an den Unvollkommenheiten der thierischen nach. Er war ein so höchst bescheidener Mann, daß er bis damals noch kein einziges Werk bekannt gemacht, und ein so lernbegieriger, daß er oft den Lehrer

darüber vergaß, und über die Resultate seiner Forschung die Wege und Berechnungen mitzutheilen versäumte, über und durch welche er zu diesen Resultaten gelangt war. Endlich war es Steffens, der die akademische Jugend zur höchsten Begeisterung trieb. Ein Schüler Werners, war er als Professor der Mineralogie nach Halle berufen; als Schüler Schellings brachte er die Naturphilosophie dahin.

„Von solchen Lehrern angetrieben, strömte der akademischen Jugend das Blut rascher und feuriger durch alle Adern des Geistes. Es waren zu jener Zeit zwölfhundert Studenten in Halle und deren geselliges Leben war wilder und rauher als es je gewesen. Sitten, Sprache, Kleidung, Alles war gigantisch ungezogen. Sie trugen große Stiefel, die man Kanonen nannte, und Helme mit rothen, weißen, grünen oder schwarzen Federn geschmückt, je nach der Landsmannschaft, der sie sich angeschlossen. So glichen sie von oben römischen Kriegern und von unten deutschen Postillionen. Brach aber aus dieser rohen Hülle die wissenschaftliche Begeisterung hervor, so war sie um so rührender. Ich erinnere mich, daß bei einem Schmause, wozu die Grazien nicht eingeladen waren, zwei wilde Gesellen über die Schelling'sche Naturphilosophie in Streit geriethen. Sonderbar genug hatten sie sich über die Polaritäten verständigt, über den Indifferenzpunkt aber sich entzweit. Der Eine sagt dem Andern, er habe dumm gesprochen. Das war eine Herausforderung und zwei Tage später floß Blut. So vergingen uns drei Jahre — eine lange Schnur von Maimonden. Ach, wie ist die deutsche akademische Jugend so glücklich! Verdorren möge die erste Hand, die dieses schöne Leben beschmutzt!"

Nach der Schlacht bei Jena zog die französische Armee in die Halle ein; die Studenten zerstreuten sich, und Börne ging nach Heidelberg; er war damals 20 Jahre alt. In dieser Zeit entschloß er sich der Medizin zu entsagen; seine Neigung für die politischen und philosophischen Wissenschaften bestimmte ihn, politische Oekonomie zu studiren. Im Jahre 1808 ward er zum Doktor der Philosophie auf der Universität Gießen ernannt, derselben Stadt, wo er seine Schulstudien begonnen. Einer der Professoren, welche bei Börne's Promotion für die Doktorwürde den Vorsitz gehabt, schrieb ihm damals, er habe der Facultät versprochen, in der Universitätssammlung ein Stück, „Germanien" betitelt, drucken zu lassen, welches man der gewandten Feder des jungen Doktors verdanke, was bemerkt zu werden verdient, weil diese erste Arbeit schon die Meinung enthölt, daß das Glück Deutschlands und Frankreichs von ihrer Eintracht und ihrer Versöhnung als befreundete Völker abhinge.

Von 1811 an bekleidete Börne einige Jahre lang die Stelle eines Amts-Aktuars bei dem Rathe zu Frankfurt unter der großherzoglichen Regierung des Fürsten Primas, und er hat sich in dieser Würde den Ruf einer bewährten Rechtlichkeit und Rechtschaffenheit erworben — 1818 war es, wo er die protestantische Religion annahm nnd seine literarische Laufbahn begann. Er stand nach und nach der deutschen Revue, „die Wage" betitelt, dem Wochenblatt „Zeitschwingen" und dem „deutschen Frankfurter Journal" vor. Diese Blätter waren in einem kräftig liberalen Sinne redigirt und wurden mit der größten Theilnahme aufgenommen; aber nachdem er einen heftigen und fruchtlosen Streit mit der Censur unterhalten, sah er sich genöthigt die Redaktion aufzugeben. In der Sammlung seiner Werke befindet sich ein Artikel unter dem Titel: „Denkwürdigkeiten der Frankfurter Censur." Dies satirische Stück ist durch seinen Aufschwung und seinen Geist bewunderungswürdig; Börne geißelt darin mit Nachdruck die verstandlose Tyrannei der Censur.

Aller dieser Händel müde, begab er sich 1819 zum ersten Male nach Paris. Da sein Ruf als patriotischer Schriftsteller ihm in die Hauptstadt vorausgeeilt, beschäftigten sich die liberalen Journale und selbst der Moniteur dieser Zeit mit vielem Interesse mit seiner Ankunft in Frankreich. Bei seiner Rückkehr nach Frankfurt ward er verhaftet. Ein junger Mann hatte revolutionäre Flugschriften verbreitet, und in dem Glauben, Börne sei noch in Paris, sie unter dessen Namen versandt. Dieser Mißgriff kostete ihn eine Gefangenschaft von 14 Tagen.

1822 machte er eine zweite Reise nach Paris. Die Zeit, die er hier zubrachte, ward zu literarischen Arbeiten angewandt, unter denen man seine „Schilderungen aus Paris" erwähnen muß, welche in Deutschland geschätzt sind, wie die von Mercier in Frankreich. In einem von den deutschen Journalen veröffentlichten politischen Artikel beurtheilte er mit Scharfsinn und Gründlichkeit die Anschläge der Ultraroyalisten. „Nicht die Revolution, die Contrerevolution führt die Anarchie herbei; das sah man ehemals in Frankreich, das sieht man gegenwärtig in Spanien. Uebrigens ist die diplomatische List, Revolution und Mordbrennerei als gleichbedeutend darzustellen, von keiner Wirksamkeit mehr. „Unsere glorreiche Revolution" sagen die redlichsten Engländer; es wird eine Zeit kommen, wo die Franzosen die gleiche Sprache führen dürfen." Diese Zeilen wurden im Jahre 1822 geschrieben.

In der letzten Zeit seines Aufenthaltes zu Paris ward Börne lebhaft von seinem Vater gedrängt, eine Stelle bei der Wiener Kanzlei anzunehmen. Dieser war immer mit dem Fürsten Metternich in Verbindung geblieben;

er hatte eine der von Gentz gleiche Stellung für seinen Sohn in Aussicht und konnte die Hartnäckigkeit nicht begreifen, womit dieser sich weigerte, eine glänzende diplomatische Laufbahn gegen die niedere Stellung eines Schriftstellers zu vertauschen, welche ihm damals wenig Glück versprach. Sein Briefwechsel beweist, daß sein Vater ihn dringend bat, wenigstens die Reise nach Wien zu machen. Börne verwarf alle diese Vorschläge, und um seinen Vater zu trösten, erklärte er ihm, daß er mit seinem Loose zufrieden sey.

Nachdem er sich zwei Jahre zu Paris aufgehalten, kehrte er nach Deutschland zurück, um nach Baden zu gehen, in der Meinung, daß dieser Aufenthalt seiner geschwächten Gesundheit günstig sein werde. Diejenige, seiner literarischen Arbeiten, welche in dieser Zeit die größte Aufnahme fand, ist die Denkrede auf Jean Paul, ein Werk, das sich durch den Adel der Gesinnung, die Tiefe des Geistes und die Beredsamkeit des Schmerzes auszeichnet, den der Verfasser über den Verlust, welchen Deutschland so eben erlitten, empfindet.

Im Jahre 1829 veröffentlichte Börne eine vollständige Sammlung seiner Werke, welche in acht Bänden erschien; sie hat seitdem drei Auflagen erlebt. Die Revolution von 1830 machte auf ihn einen so tiefen und lebhaften Eindruck, daß er nicht länger aushielt, sich vom Mittelpunkte der Ereignisse entfernt zu sehen. Kaum wiederhergestellt von einer schweren Krankheit, entschloß er sich dennoch nach Paris zu reisen. Von dieser Zeit her datiren sich seine Briefe aus Paris, die so großes Aufsehen in Deutschland gemacht und eine so laute Polemik von Seiten der übelwollenden oder wenig aufgeklärten Schriftsteller jenseits des Rheins hervorgerufen haben.

Man warf ihm vor, er habe den Nationalstolz verwundet, und suchte gegen ihn die Reizbarkeit des öffentlichen Geistes zu stimmen. Doch die gesunde, verständige und wahrhaft patriotische Partei des Landes ließ sich nicht täuschen über die Tendenz dieser Briefe. Das giebt sich deutlich aus den zahlreichen Beweisen von Theilnahme, welche Börne empfing auf einer Reise, die er in Deutschland einige Zeit nach der Veröffentlichung seiner Briefe machte, und vorzüglich aus den enthusiastischen Aeußerungen, deren Gegenstand er war beim Hambacher Feste und auf der Universität Freiburg in Baden.